Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

403ter bis 406ter Band.

Enthält:

Amsterdams Geheimnisse.

Neuntes bis zwölftes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Amsterdams Geheimnisse.

Von

L. van Eikenhorst.

Aus dem Holländischen

von

Eugen Zoller.

Neunter bis zwölfter Theil.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

1.

In dem Hôtel des Pays-Bas.

„Er geht in die Falle, wahrhaftig, er kommt hinein," sagte Gijs der Dichter, während er sich behaglich auf ein weiches Sofa in einem der Zimmer des Hôtel des Pays-Bas niedersetzte. Vor demselben war ein kleiner Tisch, auf welchem eine Flasche Rheinwein und ein paar Kelche stunden. Albert Drost saß vor dem geöffneten Fenster, das auf die Doelenstraat hinausging, nach Herzenslust eine feine Manila-Zigarre rauchend. Beide waren hübsch gekleidet und wußten sich in den Kleidern, die Bram ihnen verschafft hatte, wohl zu bewegen, so daß man die beiden Herren, die ihr Absteigequartier in dem Hôtel genommen hatten, unmöglich als die Gäste des Mooriaantje wieder erkannt haben würde.

Besonders sah Albert Drost sehr gut aus, denn die Liebe zu Nancy Horst hatte ihn vor Ausschweifung, ausgenommen dem Trinken, zurückgehalten und so unterschied er sich vortheilhaft von seinem Kameraden, auf dessen Gesicht die Zeichen des unzüchtigen Lebens nur allzudeutlich zu sehen waren, obwohl man Gijs ein anständiges Benehmen nicht absprechen konnte.

„Wahrhaftig Freund," fuhr Gijs fort, seine Blicke mit Wohlgefallen an dem prachtvollen Zimmer weidend, „es gefällt mir hier besser, als in dem Mooriantje; Schade, daß dies Leben so kurz dauern soll, und der Wein schmeckt unendlich feiner, als Davids jim und jajim."

„In der That,“ antwortete Albert, „übermorgen ist es vorbei.“

„Dann wird er in einem andern Hôtel logiren.“

„Und wir auch, denn um Euch die Wahrheit zu sagen, habe ich wenig Lust, Brams Rath zu folgen und hier noch ein paar Tage zu bleiben, um allen Verdacht zu vermeiden; ich finde es für das Beste, uns so bald als möglich auf die Beine zu machen.“

„Es thut mir aber doch weh, den Kolonel betrügen zu müssen,“ sagte Albert Drost, „einen hübscheren Mann habe ich selten getroffen und darum schmerzt es mich, bei ihm den Judas spielen zu müssen. Ich kann Euch sagen, Gijs, daß es mir hier zu eng wird, wenn ich ihn so vertraulich mit uns sprechen und so blindlings in's Verderben laufen sehen.“

„Was, was schwatzt Ihr da von Verderben,“ rief Gijs, „ein Verlust von dreißigtausend Gulden wird ihn nicht gerade in's Verderben stürzen und der Aufenthalt eines Tages in dem Keller des krummen David ist doch wahrhaftig keine so schreckliche Sache.“

„Und Ihr glaubet, daß er ohne alles Mißtrauen mit uns gehen wird?“

„Ganz gewiß, wenn Ihr Eure Rolle so gut ausspielt, als Ihr es bis jetzt gethan,“ sagte Gijs. „Hat er nicht schon großes Vertrauen in Euch gesetzt, als er sich mit Euch über den Preis des Bildes berieth, das man ihm zum Kaufe anbot?“

„Wohl,“ sprach der Maler, „und darum schmerzt es mich, ihn betrügen zu müssen.“

„Bah!“ begann der Dichter wieder, „ich glaube, daß Euch die schönen Kleider Brams ganz verändert haben, wenigstens wart Ihr nicht so gewissenhaft, als Ihr die Juwelen genommen, die Euch ein Plätzchen in dem heeren logement in Hoorn verschafften oder damals, als Ihr mit Paul dem Barbier auf der Schanze den Herrn beraubtet.“

Alberts Gesicht wurde roth vor Wuth, doch sich

bezwingend, sah er, ohne ein Wort zu sprechen, zum Fenster hinaus. Gijs hatte die Wahrheit gesagt. Albert hatte jetzt wieder einen hübschen Anzug, war als gebildeter Mann behandelt worden, dies weckte das Ehrgefühl in ihm wieder, ein Gefühl, das in dem Gefängniß zu Hoorn in der Gesellschaft jener niedrig denkender Menschen, mit denen er in letzterer Zeit Umgang gepflegt hatte, beinahe ganz erstorben gewesen. So blüht unbemerkt die Rose, wenn sie unter Disteln und Unkraut begraben liegt, erhebt aber stolz das Haupt, sobald das Unkraut, das sie umringt, weggeräumt ist.

Ein leises Klopfen an die Zimmerthüre weckte Albert aus seinem Nachdenken.

„Herein!" rief Gijs.

Die Thüre wurde geöffnet und der Kolonel August van Bergen trat herein.

„Ich hoffe nicht, daß meine Gegenwart Ihnen lästig ist oder daß ich ungelegen komme," sagte der Kolonel in seinem gewohnten offenen Tone, „wäre es aber der Fall, meine Herren, so sagen Sie mir es nur und ich werde mich entfernen."

„Keineswegs," sprach Gijs, „es ist uns sehr angenehm, einen Besuch von Ihnen zu empfangen; besonders angenehm ist ein solcher Besuch, wenn man müde vom Gehen ist und ich versichere Sie, das sind wir. Die Stadt Amsterdam ist groß und wenn man, wie wir, Alles sehen will, darf man nicht ruhig sitzen. Dann ist es auch angenehm, in guter Gesellschaft auszuruhen." Er läutete und befahl dem Bedienten, noch ein Glas und eine Flasche zu bringen.

„Und wie gefällt Ihnen Amsterdam?"

„Eine hübsche Stadt," begann Gijs, als ob er sich zum Erstenmale da befände; „eine schöne Stadt, die aber viel schöner sein könnte, wenn man bei dem Erbauen der Häuser nicht so sparsam mit dem Platze gewesen wäre, keine Plätze, ausgenommen den Dam,

trifft man hier, wie in andern Städten, besonders im Haag; schöne Gebäude, die, wenn sie allein oder auf Plätzen stünden, ein herrliches Aussehen haben müßten, liegen hier gleichsam zwischen unansehnlichen Häusern begraben oder stehen an verborgenen Plätzen, so daß man sie suchen muß, statt daß sie auf den ersten Augenblick bemerkt werden sollten. Für den Fremden ist das lästig, denn man muß mit dem Orte ganz genau bekannt sein, um sie zu finden. Wie schön müßte es zum Beispiel aussehen, wenn die alte Kirche, ein um seines Alters so merkwürdiges Gebäude, auf einem offenen Platze stünde; und welch' herrlichen Anblick müßte der Gerichtshof darbieten, wenn er, statt auf einer schmalen Gracht, zum Beispiel mitten auf dem Botermarkt, oder einem andern Platze erbaut wäre. Das Theater, in andern Städten mitten in der Stadt, steht hier auf einer Ecke außen; die bedeutendste Straße, die Kalverstraat, ist eng und krumm und die schön gebaute Nieuwezyds-Kapel ist an allen Ecken mit Läden, Kneipen und unansehnlichen Gebäuden bedeckt. Wie bedeutsam müßte die um ihrer gothischen Bauart willen mit Recht berühmte Nieuwe kerk sein, wenn die kleinen Gebäude, die sich gleichsam in ihren Nischen eingenistet haben, weggeräumt wären. In der That," sagte er lachend, „wenn Jemand die Macht hätte, die Gebäude wie die Steine eines Schachspiels zu versetzen und es mit Geschmack und mit Zurathhaltung des Platzes geschehen würde, könnte Amsterdam, wie schön es auch jetzt schon ist, ohne Zweifel noch unendlich gewinnen."

„Ihre Bemerkung ist sehr wahr," sagte der Kolonel, „auch wird Amsterdam für Ihren Pinsel wenig Schönes bieten, Herr Maler."

„Sie haben Recht, Herr Kolonel, die Städte im Allgemeinen bieten dem Maler wenig Malerisches, wenn er nicht bloße Stadtansichten geben will. In den Städten ist zu viel Kunst, zu wenig Natur und Kunst von Kunst wieder gegeben, entbehrt all' des

Schönen, auf das die Kunst baut, die die Natur malt und ihr so viel als möglich nahe zu kommen sucht."

„Das ist sehr wahr," begann August van Bergen wieder, „und die Stadtansichten, wie schön auch die Behandlung derselben und von wie berühmten Meistern sie auch sein mögen, machen auf mich keineswegs den Eindruck, wie schöne Naturschildereien. Ist etwas Schönes oder Erhebendes in einer getreuen Abbildung von Häusern, Grachten, Brücken, Straßen u. s. w. und wie muß der Maler sich nicht beeifern, durch eine gefällige und lebendige Staffage das Trockene und Eintönige dergleichen Abbildungen zu benehmen. Stellen Sie sich dagegen eine baumreiche Landschaft vor, wo die Sonnenstrahlen, die durch die Blätter dringen, ein wunderbar zauberhaftes Helldunkel hervorbringen und Sie werden mir beistimmen, daß der Maler keinen schöneren Vorwurf für seinen Pinsel wählen kann, als den, welchen die Natur liefert.

„Das Portraitmalen," sagte Gijs, der das Gespräch auf den eigentlichen Zielpunkt zu bringen wünschte, „das Portraitmalen halte ich für ein angenehmes Studium."

„Das wäre es auch, wenn der Maler nur Schönheiten auf die Leinwand zu bringen hätte, aber wie oft ist er nicht genöthigt, häßliche oder wenigstens unbedeutende Gesicher zu malen. Ueberdieß haben Portraits meist nur für den Werth, der die Originale kannte, um über die größere oder geringere Aehnlichkeit zu urtheilen."

„Es thut mir leid, Sie in diesem Sinne über Portraits sprechen zu hören," sagte Albert, durch einen Wink Gijs aufmerksam gemacht, daß jetzt der rechte Augenblick gekommen sei, „denn heute früh hatten wir Gelegenheit, ein Familienstück zu sehen, das von van Dijk selbst gemalt ist und wir glaubten, diese Nachricht ...."

„Ein Portrait oder was noch mehr ist, ein Familienstück von van Dijk!" rief der Kolonel begeistert. „Was ich sagte, hat keine Beziehung auf die Meisterstücke van Dijks, die größere oder geringere Aehnlichkeit kommt hier nicht in Betracht, da die Personen, welche sie darstellen, nicht mehr am Leben sein können: es ist hauptsächlich die großartige Behandlung, die meisterhafte Vertheilung von Licht und Schatten, die man an den Werken eines so großen Meisters bewundert... doch vielleicht ist mir das Bild auch bekannt."

„Daran zweifle ich sehr, da der Eigenthümer desselben nicht einmal weiß, welch' kostbaren Gegenstand er besitzt," sagte Gijs.

„Sie sahen es also nicht in dem Trippenhuis?"

„Nein, der Zufall brachte uns an den Platz, wo das kostbare Bild begraben liegt. Diesen Morgen gingen wir auf der Reguliersbreestraat, als uns eine Malerei ins Auge fiel, die nebst einigen Kleidern und altem Hausrath auf der Straße zum Verkaufe auslag. In der Ferne schien das Stück noch ganz ordentlich, als ich aber näher kam, fand ich, daß es ein altes Stück sei, aber ganz ohne Werth. Während ich es betrachtete, und wir mit einander darüber sprachen, kam ein einäugiger Kerl aus einer Querstraße und näherte sich uns.

„Die Herren scheinen Liebhaber von Bildern zu sein," so sprach er uns an, „und ich habe eines, das ich für einen geringen Preis hergeben würde. Es ist kein Bagatell, denn vor vierzehn Tagen ist Jemand bei mir gewesen, der mir siebenzig Gulden dafür bot. Wollen die Herren das Stück sehen?"

„Wir dankten dem Manne, da wir wenig oder nichts von dem Bilde erwarteten, aber er ließ nicht ab, bis wir ihm endlich folgten. Er brachte uns in eine armselige Kneipe der Gasse Heet moor.... De vliegende visch meine ich," verbesserte Gijs der Dichter, der auf dem Punkte war, sich zu versprechen, „De

vliegende visch genannt und hier hing in einer dunkeln Ecke des hinteren Zimmers ein altes mit Staub und Spinnweben bedecktes Bild, welches ich nach aufmerksamer Betrachtung als ein Produkt des van Dijkschen Pinsels erkannte, in welcher Vermuthung mich mein Freund bestärkte. Wir frugen ihn, auf welche Weise das Stück in seinen Besitz gekommen sei und er erzählte uns, daß es seit undenklichen Jahren sich in seiner Familie befinde und wie er sich zu erinnern glaube, sei es durch einen seiner Vorväter aus England mitgebracht worden. Es stellt einen Krieger in altmodischer Kleidung vor, der in einem hohen Lehnstuhle sitzt, zu seiner rechten Hand eine reich gekleidete Dame, wahrscheinlich seine Frau, während zur Linken ein Mädchen und ein Jüngling stehen, Alles so schön ausgeführt, daß ich es für eines der besten Bilder des großen Meisters halte."

„Und Sie sind gewiß, Herr van der Meer," fragte der Kolonel den Maler, der sich mit diesem Namen in das Fremdenbuch gezeichnet hatte, während der Dichter sich de Hart hieß. „Sie sind gewiß, Herr van der Meer, daß es ein ächter van Dijk ist?"

„Ich würde es, glaube ich, eidlich beschwören können," antwortete der Herr van der Meer. „Van Dijk hat etwas Ursprüngliches, etwas Unnachahmbares in seiner Manier sowohl, als in seiner Composizion und dem Helldunkel, was sogleich seinen Pinsel verräth; überdieß ist das Stück so kunstreich in der Ausführung, daß ich mich beinahe nicht ersättigen konnte an dem Anblick desselben, auch fand ich an der Ecke die Buchstaben V. D., so daß ich, wie gesagt, nicht den mindesten Zweifel hege, daß van Dijk der Schöpfer dieses kostbaren Bildes ist."

„Und der Mann will das Stück verkaufen?" fragte der Kolonel im Tone großen Interesses.

„Gewiß!"

„Und der Preis?"

„Er verlangt zweihundert Gulden, obwohl ich glaube, daß er gewiß von der Summe sich noch etwas abhandeln lassen wird.“

„Wir sind auf der Reise, Herr Kolonel, und außerdem habe ich Ihnen nicht wohl erst zu sagen, daß junge Künstler wie wir, die eine Kunstreise machen, unmöglich diese Summe, wie gering sie auch ist, für ein Bild geben können, das wir nur mit vieler Mühe mit uns nehmen könnten; überdieß ist es eine Thorheit für junge Künstler, die wie wir keine Schätze besitzen, ein Kabinet anzulegen und ....“

„Sie haben Recht,“ sagte van Bergen hastig, befürchtend, diese Gelegenheit, seine Sammlung mit einem Meisterstücke bereichern zu können, möchte ihm entschlüpfen.

„Aber wir haben im Sinne, einen Käufer für das Stück zu suchen,“ sagte Gijs, der die Meinung des Kolonel besser begriff, als sein Kamerad. „Einestheils um dem armen Teufel etwas Geld zu verschaffen, anderntheils, um für uns einen Vortheil daraus zu ziehen, denn ich bin gewiß, daß das Gemälde bald für ein ...“

„Geloben Sie mir,“ sprach der Kolonel wiederum mit großer Hast und ohne dem Dichter Zeit zu lassen, seine Rede zu endigen, „versprechen Sie mir, mit Niemand über das Bild zu sprechen, ehe ich es gesehen habe. Und,“ fuhr er in einem Tone fort, der ganz aus seinem edeln Herzen kam und zugleich sein Kunstgefühl verrieth, „gefällt es mir, dann werde ich eine gehörige Summe dafür bezahlen, denn ich will die Unwissenheit eines armen Teufels nicht zu meinem Vortheile benützen und ich gebe Ihnen mein Wort, daß es Sie beide nicht reuen soll, mich in den Stand gesetzt zu haben, ein Meisterstück ankaufen zu können.“

Im Uebermaß der Freude ergriff der Kunstliebhaber die Glocke, was zur Folge hatte, daß nach Verlauf von einigen Minuten eine Flasche Champagner

auf das Gelingen des Kaufs von den Dreien geleert wurde.

Und als der brausende Wein in den hohen Kelchen empor stieg, sagte Gijs, während er sein Glas zum Munde führte und Albert einen schelmischen Blick zuwarf: „Auf das Gelingen!"

„Ich kann Sie versichern, meine Herren, daß ich vor Begierde brenne, das Bild zu sehen."

„Ich möchte Ihnen auch nicht anrathen, lange zu zaudern," sprach Gijs, als sei es ihm von großem Interesse, den Wunsch des Kolonel befriedigt zu sehen. „Wie Sie wissen, Herr Kolonel, ist bereits Geld darauf geboten; wenn Sie darum zögern würden, könnte es vielleicht schon zu spät sein, was ich, wegen Ihres großen Interesses für diese göttliche Kunst, sehr ungerne sehen würde."

„Lassen Sie uns noch heute gehen," erklärte der Kolonel, „denn ich könnte es mir nimmer verzeihen, die Gelegenheit vorbei gelassen zu haben, solch' einen Kauf zu machen."

„Es ist schon spät, Kolonel, und der Stadttheil, in welchem Het moor... De vliegende visch sich befindet — daß ich auch immer den Namen verwechselte — kann Abends nicht von anständigen Leuten besucht werden. Ueberdieß ist das Kerzen- oder Lampenlicht in dem Wirthshause nicht sehr tauglich, um über eine Malerei urtheilen zu können, ich schlage Ihnen daher vor, Kolonel, bis morgen zu warten."

„Sehr gut, aber dann auch nicht länger, wir werden mit einander hingehen."

„Wie spät, Herr Kolonel?"

„Um eilf Uhr, wenn es den Herren geschickt ist."

„Gut; wir haben im Sinne, diesen Abend in die französische Oper zu gehen, gehen Sie auch dahin, Herr Kolonel?"

„Ich bin heute Abend beschäftigt und kann Sie also nicht begleiten," antwortete van Bergen und auf

seine Uhr sehend, sagte er: „es wird Zeit für Sie sein, meine Herren! Also morgen!"

„Ja, morgen!" riefen die Betrüger, als der Kolonel das Zimmer verließ.

II.

Vorbereitung.

Das Zimmer, das der Baron von Hunter bewohnte, schien nichts mehr von all' dem Glänzenden und Eleganten zu wissen, das es sonst so zierte und die größte Unordnung herrschte da, wo sonst die pünktlichste Ordnung ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Auf dem Boden lagen verschiedene Kleidungsstücke, und an der Wand standen Koffer und Schachteln, mit einem Worte, Alles zeigte, daß Gustav, Baron von Hunter, abreisen wollte.

„Und Du hast wirklich im Sinne abzureisen?" fragte August van Bergen, der gekommen war, um dem Baron Lebewohl zu sagen.

„Ja, August, und heute Abend verlasse ich für immer diese Wohnung; ich werde diese Nacht in einem Gasthofe wohnen, denn Du kannst Dir denken, August, daß ich wenig Lust habe, inmitten dieser Koffer und Schachteln zu schlafen. Mein Bedienter wird dafür sorgen, daß Alles abgeholt wird, und dann morgen in mein Vaterland zurückgekehrt."

„Ich billige Deinen Entschluß, Gustav," sagte van Bergen, „obwohl es Dir Anfangs schwer fallen wird, Dich an das stille, einförmige Landleben zu gewöhnen, wird Dir dies Leben doch mehr ruhige, angenehme Au-

genblicke verschaffen, als man in dem Gewühle der großen Städte genießt. Gewiß, auch ich würde meine Tage in Ruhe und Friede auf dem Lande zu verleben wünschen, wäre es nicht eine gar zu wichtige Sache, die mich hier zurückhält."

„Sage lieber, die schönen Augen Mathildens," sprach Gustav.

August antwortete nichts darauf, doch begann er nach einigen Augenblicken wieder: „Wie Du schon weißt, hat Mathilde mir ihre Hand verweigert, nur weil sie ein Kind hat; glaubst Du aber, Gustav, daß es durchaus kein Mittel gäbe, dem Kinde auf die Spur zu kommen?"

„Glaubst Du, daß ich so unklug wäre, von dem Mittel keinen Gebrauch zu machen," sagte der Baron von Hunter mit geheuchelter Theilnahme. „Aber ich begreife Dich, Du möchtest gerne derjenige sein, der Mathilden das Kind zurück bringt, um eine Art Tauschhandel mit der schönen Wittwe zu machen. Du gibst ihr das Kind, und sie Dir zur Belohnung ihre Hand; ja, Du würdest am Ende den Edelmuth so weit treiben, die Vaterschaft auf Dich zu nehmen, ha! ha!"

„Gustav!" rief der Kolonel, unzufrieden, daß der Baron die geheimsten Absichten seines Herzens so durchschaute.

„Sag' einmal, daß ich mich täusche, August, doch glaube mir, daß ich Dir gerne helfen würde, wenn ich könnte; ich sähe Dich gerne glücklich, mein Freund, und Mathilde auch, und Eduard würde in Dir einen bessern Vater finden, als in mir. Glaube, daß auch mir das Loos meines Kindes unbekannt ist, denn würde ich sonst nicht meinen Sohn seiner Mutter wiedergegeben haben, da dieß das einzige Mittel gewesen wäre, ihre Hand zu erhalten, nach welchem Besitz ich damals geizte."

Verlegen sah August auf den Boden.

„Gustav," sagte er endlich, „Du mußt mir vor

Deiner Abreise etwas schenken, oder lieber, eine Bitte erfüllen."

„Sprich, August, und wenn es mir möglich ist, werde ich es Dir nicht versagen."

„Du besitzt einen Brief von Mathilden, an Dich gerichtet, worin sie von dem Kinde spricht; schenke mir den Brief, oder vernichte denselben. Wie leicht könnte derselbe zur Entdeckung des zwischen Dir und ihr bestandenen Geheimnisses Veranlassung geben, und das könnte nichts anderes zur Folge haben, als daß man sie, die jetzt die allgemeinste Achtung genießt, zum Vorwurf des Spottes machen würde, nur um eines Jugendfehlers willen, über den sie so tiefe Reue fühlt, und welchen sie so schwer büßte. Wie leicht könnte diese Schrift in unbescheidene Hände fallen, und Du weißt doch, daß die Baronin sich darin schwer über Deine Handlungsweise beklagt. Alles zwischen Dir und Mathilden ist abgemacht, wozu darum länger eine Schrift bewahren, die nur unangenehme Erinnerungen in Dir erwecken kann, und Wunden öffnet, welche durch die Zeit geheilt sein sollten. Gib mir den Brief, Gustav, und sei überzeugt, daß es das schönste Geschenk ist, das Du mir geben kannst, und das mich immer an Dich erinnern wird, oder weigerst Du Dich, mir das Papier zu geben, so versprich mir, es zu vernichten."

„Du sollst den Brief haben," sagte Gustav, nachdem er sich einige Augenblicke bedacht hatte, „wie hart es mich auch ankommt, von diesem Papiere mich zu trennen, ich werde es Dir dennoch geben. Sei morgen mein Gast in den Doelen, wo ich diese Nacht schlafen werde, dann werden wir vielleicht zum letzten Male bei einander sein, und ich werde Dir zugleich den Brief übergeben. Ich weiß, daß Woestbergen Dich auf morgen eingeladen hat, aber ich glaube, jetzt den Vorrang zu haben, da es ein Abschiedsmahl ist."

„Ich werde kommen," bejahte August.

„Und wir werden nur zu Zwei sein," fuhr der

Baron fort. „Es ist vielleicht das letzte Mal, daß wir einander sehen, und darum will ich nicht, daß wir von Anderen gestört werden."

„Du kommst meinen Wünschen zuvor, Gustav, also bis morgen."

„Und ich werde meinen Bedienten beauftragen, Woestbergen anzuzeigen, daß Du morgen sein Gast nicht sein könntest."

„Sehr gut," sagte der Kolonel und verließ den Baron von Hunter.

Als Gustav allein war, setzte er sich in den Armstuhl, der vor dem Tische stand, und mit seinem Arme sich stützend, überließ er sich seinen Gedanken.

„Die Entwickelung des Romans nähert sich," sagte er zu sich selbst, „übermorgen hoffe ich, um eine Tonne Goldes reicher zu sein, und Mathilde wird eine weniger besitzen. Es ist ein gewagter Schritt, aber die Beute wird die Mühe belohnen, der Betrüger wird betrogen; denn ich bin überzeugt, daß der einäugige Kerl, wenn er 'mal im Besitze der Beute ist, mir keinen Pfennig davon geben würde. Ich will die brave Seele deßhalb vor einer solch' freundlichen That bewahren; das Einzige, was mir leid thut ist, daß ich die gefoppten Gesichter nicht sehen kann, den Barbier und den Duikelaar. Die Noth zwang mich zu diesem Schritte, ist das nicht Entschuldigung genug. Ich besitze nur so viel Geld, um die Reise bestreiten zu können; Geld habe ich nöthig und arbeiten kann ich nicht, und könnte ich es, so möchte ich es nicht, ich würde dadurch meinen Rang und Stand beschimpfen. Und wenn ich Alles wohl überlege, dann laufe ich doch sehr wenig Gefahr, auf meine Pistolen darf ich mich verlassen; die Angst, entdeckt zu werden, wird die Kerle einschüchtern, und bei der Entdeckung würde man mich nur als tapfern Vertheidiger von Mathildens Vermögen achten müssen."

Er nahm sein Schreibzeug zur Hand, setzte sich nieder und schrieb — während er ein Briefchen von

dem Kolonel van Bergen neben sich legte, und so genau als möglich dessen Handschrift nachzuahmen suchte — folgenden Brief an Woestbergen:

„Amice!

„Es ist mir unmöglich, von Ihrer Einladung Gebrauch zu machen; der Baron von Hunter hat mich zu sich gebeten, und ich konnte es ihm nicht abschlagen, da heute der letzte Tag seines Aufenthaltes in Amsterdam ist. Ich bitte daher um Entschuldigung, daß ich Ihnen dieß so spät erst mittheile, und es wäre mir sehr angenehm, wenn Sie Ihre Einladung auf morgen übertragen könnten.

„In Eile. Ganz der Ihre

„van Bergen."

Von Hunter hatte die Namensunterschrift des Kolonel so genau als möglich nachzuahmen gesucht, und faltete den Brief zusammen, ohne ihn jedoch zu versiegeln. Als es Abend geworden, entfernte er, unter irgend einem Vorwande, seinen Bedienten, zog seine gemeine Kleidung an, und beschmierte sein glattes Gesicht mit Oel, wodurch es einen braunen Teint bekam. Darauf seinen Mantel umhängend, um seine Kleidung zu verbergen, verließ er das Hôtel garni in einer Kutsche, wie er es zu thun gewohnt war, wenn er das Wirthshaus David Rams besuchte.

Laßt uns das Mooriaantje einige Augenblicke, ehe von Hunter ankam, besuchen. — Da es noch weit von Mitternacht war, treffen wir Niemand, als Bram, den krummen David und Jim in dem dumpfen Kaffeezimmer an. Sie sprachen leise zusammen, als ob sie Jemand behorchte.

„Gijs und Bert sind bei mir gewesen," sagte Vater Bram, „er kommt morgen, vergeßt besonders nicht, das Mooriaantje wegzunehmen und diesen Schild dafür auszuhängen; vielleicht merkt er nicht darauf, aber man kann nicht Alles voraussehen, von einer Kleinigkeit hängt oft viel ab."

Er stellte ein viereckiges Brett, das er mit einem Tuch bedeckt hatte, auf den Boden, und als er das Tuch weggenommen, sah man auf dem Brette einen Streifen, der die See vorstellen mußte, worüber ein blauer Fleck gemalt war, der die Wolken anzeigte, in welchen ein Thier mit Flügeln, „der fliegende Fisch" dargestellt war, und dieß sollte der Aushängeschild für die Kneipe des einäugigen David Ram werden, dessen Café restaurant den Namen: De vliegende visch bekam, welche Worte man auch unten an dem Schilde las.

Jim betrachtete dieß Kunstwerk aufmerksam, und immer gewöhnt, seine geistreichen Einfälle mitzutheilen, gab er auch über den neuen fliegenden Fisch seine Witze Preis. Bram rieth, das Brett erst kurz vor elf Uhr über die Thüre zu setzen und sogleich wieder wegzunehmen, sobald er im Zimmer sei, um allen Entdeckungen zuvor zu kommen.

„Es ist doch ein gewagtes Stück," begann David, „und wäre die gellep[1]) nicht so gut, würde ich mich herzlich dafür bedanken, bei der Sache mich zu bemühen."

„Dann würde ichs thun, Alter, ich will auch mal moos in de bloedvin[2]) haben," sagte Jim, „und auch mal ein paar Jahre ein lustiges Leben führen. Gijs hat mir so oft davon erzählt, daß ich wohl auch mich zu betragen und zu reiten, gut zu essen und zu trinken wüßte und dann mich Mijnheer hinten und vorne nennen zu lassen; denn, geschehen muß es, Alter, ob Du willst oder nicht."

David Ram sah seinen Sohn mit grämlichem Blicke an. Jim schien sich aber wenig um seines Vaters Unzufriedenheit zu kümmern und sagte:

„Zieh' nur kein so schreckliches Gesicht, Alter, Du bist ohnedieß nicht so schön."

---

1) Beute.

2) Geld in dem Beutel.

„Laßt uns die Zeit nicht verlieren," sprach Bram, „und noch einmal Alles ausmachen, ehe die Jungen kommen. Ihr beide verbergt Euch in dem hintern Zimmer, zum Beispiel im Kasten, der Raum ist groß genug für Euch und ich spiele den Wirth. Sobald er im Zimmer ist, stelle ich mich vor die Thüre und Ihr mit Gijs und Bert fallt ihn gleichzeitig an, und es würde mich wundern, wenn wir ihn zu fünf nicht auf den Boden bringen sollten, besonders da er nichts fürchtet."

„Mich dünkt, ich habe einen bessern Plan: während Ihr mit ihm sprecht, krieche ich still hinter ihn und Ihr oder Gijs oder der Maler geben ihm einen tüchtigen Stoß auf die Brust, daß er über mich hintaumeln muß; dann liegt er ohne viele Mühe auf dem Boden und kann nichts mehr thun. Es ist ein Kunststück, das ich von dem Duikelaar gelernt habe. Ihr sollt mal sehen, wie gut ich das verstehe, ich hab's küzlich noch bei dem alten Herrn versucht, als er betrunken war; ich kroch hinter ihn, Gijs gab ihm einen Stoß und dann fiel er so hübsch, daß er mit seinem ros[3]) an die Billardecke stieß und wir nicht anders dachten, als daß er sei om gaaijes gegaan."

„Du kannst machen, was Du willst," begann Bram wieder, „haben wir ihn einmal auf dem Boden, dann können wir ihm gemächlich sein Portefeuille nehmen. Dann öffnest Du das Loch und wir werfen ihn in den Keller, woraus er nicht entlassen wird, bis er eine spaansche mat heeft verkwanseld, daß er von dem Geschehenen nie ein Wort sprechen wolle. Ihr habt doch nichts im Keller, was seine aijene nicht sehen dürften."

„Was sollten wir da haben," fragten David und Jim beide zugleich, während der Erste so bleich wurde

3) Kopf.

wie der Tod und die Stimme des Letzteren merklich zitterte.

„Nun, das weiß ich nicht," war die Antwort, „ich dachte, daß vielleicht verhandelde massematten dort wären das wäre gerade kein so großes Wunder."

„Nein, das wäre es auch nicht," sagte der krumme Wirth, während sein Gesicht sowohl, als das seines Sohnes sich wieder aufklärte, „etwas blaauw laken ist das Einzige, doch es steht in dem Vorkeller in einer Kiste, aber dahin kann er nicht kommen, denn Vor- und Hinterkeller sind nur durch ein kleines Fenster verbunden, das er im Dunkeln gewiß nicht finden wird und würde er es auch finden, so würde er doch wenig Lust daran finden, hindurchzukriechen."

„Still, ich höre frederiks schuiven, das ist gewiß einer von den Jungen. Nun kein Wort mehr, damit sie nicht dahinter kommen, morgen früh werde ich wieder hier sein und übermorgen doen wij gijlek met de gellep.[4])

„Ja, aber wenn er ein fockse oksener met een zwiebel[5]) bei sich hat, werde ich sie für mich behalten," sagte Jim, „nur um ein Andenken an den putz[6]) zu haben, den wir mit dem Kolonel haben werden."

„Semeij amge, beste Jungen, daß der putz uns nicht auf schollem hilft," bemerkte David Ram, während er Mühe hatte, seine Furcht zu verbergen. „Ich weiß nicht, aber ich sehe bei der Sache nichts Gutes voraus und fürchte, daß es uns naar de klienje kan doen gaan.[7])

„Seid Ihr toll," war nun die Beruhigung Brams, „das ist keine Sache, um zum Tode verurtheilt zu

---

4) Theilen wir die Beute.
5) Goldene Uhr mit Kette.
6) Streich.
7) Daß man uns zum Tode verurtheilen wird.

werden, und würde der Kolonel seinen Eid einst brechen und den sluiker[8]) spielen, dann haben wir unsere Maßregeln so getroffen, daß ein gisse bemoeial[9]) wohl eine vaart[10]) wissen wird, um so mehr, da der balleboos[11]) es mit Leuten zu thun hat, die zu kouteren[12]) wissen."

Wahrscheinlich um seine Angst zu überwinden, nahm David Ram einen tüchtigen Zug; unmittelbar darauf wurde die Thüre geöffnet und der Baron von Hunter trat herein.

„So," sprach der Edelmann, bei seinem Eintreten, während er Bram auf die Schulter klopfte, „ich freue mich, Euch anzutreffen, hört einmal!" Und den Einäugigen zu sich rufend, näherte sich dieser ihm und beide nahmen an einem Tischchen in einer Ecke Platz.

„Sagt mal," begann Gustav, „habt Ihr Alles in Bereitschaft, um morgen Abend die Sache auszuführen? Sind die Schlüssel fertig?"

„Alles in Ordnung, ich habe verschiedene Schlüssel nach den Kruizen gemacht, so daß ich einen ganzen loensche klee[13]) dem Barbier mitgeben werde. Ja wahrhaftig, ich habe es so gemacht, daß der gute Junge groot purim und kromkop ruhig zu Hause lassen kann. Ich gehe immer sicher, paßt der eine Schlüssel nicht, so paßt der andere."

„Und die Männer, werden diese bereit sein?"

„Wenn ich recht weiß, hör' ich da Paul kommen, ich kenne ihn an seinem Pfeifen, und der Duikelaar ist sicher bei ihm, denn keiner von beiden geht Abends allein aus."

---

8) Verräther.
9) Kluger Advokat.
10) Ausflucht.
11) Richter.
12) Leugnen.
13) Schlüsselbund.

Vater Bram betrog sich nicht, denn kaum hatte er sein Vermuthen ausgesprochen, als die beiden Freunde erschienen.

Nach einem kurzen Wortwechsel nahm von Hunter den von ihm geschriebenen Brief aus der Tasche und fragte: „Wer von euch beiden wird den Brief besorgen?"

„Ich, wie es ausgemacht ist," sprach der Duikelaar.

„Gut," sagte Gustav, „und ehe ich das Briefchen zusammenlege, lies es selbst, und Du wirst sehen, daß Du es ohne Gefahr übergeben kannst."

Der Duikelaar entsprach seinem Gesuch und nachdem er ihn gelesen hatte, erklärte er:

„Es ist in Ordnung und während das Mädchen oder der Bediente es hineinträgt, lasse ich Paul ins Haus."

„Ganz gut," sprach der Barbier, „doch zuerst müssen Sie mir nochmals sagen, was ich zu thun habe, wenn ich drinnen bin."

Gustav gab dem Barbier noch einmal denselben Wegweiser wie früher.

„Begriffen," sagte nun Paul, „jetzt ein nurrie auf das gute Gelingen."

„Und ich werde op gilles blijven staan," fügte der Duikelaar hinzu.

„Vor Einem aber muß ich warnen," sprach Gustav zu Paul, „nämlich keine Messer oder Pistole oder eine andere Waffe bei sich zu tragen, denn das könnte sehr gefährlich für Dich werden, wenn man Dich entdecken sollte, da man leicht vermuthen könnte, daß Du die Waffen . . ."

„Bah!" fiel der Barbier dem Baron in die Rede, gleichsam durch diese Worte beleidigt, „halten Sie mich doch nicht für so'n eileija mensch, es ist nicht das Erstemal, daß ich massematten handelen zal, ich weiß, was ich thun und lassen muß."

„Und wann denkt Ihr die Sache in Ordnung zu haben?“

„Gegen zwei Uhr sind die Nachtwachen am schläfrigsten und liegen die Menschen in ihrer ersten Ruhe.“

„Gut,“ erwiederte von Hunter, und sich darauf an Bram wendend, sagte er zu diesem:

„Ich werde die Jungen hier erwarten und dann wollen wir die Beute theilen.“

„Ja,“ gab dieser zur Antwort, „hier bei David Ram, Sie werden dann kommen!“

„Gewiß,“ versicherte Gustav, mit Mühe das Lachen unterdrückend, „nun, bis Morgen Nacht!“

„Sie vergessen moos für die nurrie zu geben,“ sagte Paul in einem keck kamerädlichen Tone.

„Das ist wahr, hier!“ Gustav warf ein Geldstück auf den Tisch, worauf er einige Zeit mit Bram flüsternd sprach und dann die Herberge verließ.

Kaum war er fortgegangen, als Bram in ein lautes Gelächter ausbrach. „Jungen,“ sagte er, „ich hoffe doch nicht, daß ihr auch so toll seid und thut, was er sagt. Ich kenne den Kerl nicht und Niemand von uns weiß, wer er ist. Wir werden ihn hübsch opredderen [1]) und das ist keine Sünde oder Schande, denn er ist kein gewerber [2]) von uns, er will gillek met ons doen, der Spitzbube, und wagt nichts dabei, solche Narren wird's noch mehr geben.“

„Aber was wollt Ihr denn, Bram?“ frug Paul, der nicht sehr gewandt im Begreifen war.

„Ihm keinen einzigen Cent von den ganzen massematten geben, das will ich. Laßt ihn morgen Nacht hierherkommen, wenn er will, ich versichere euch, daß er lange warten kann. Wartet auf mich in De eenhorn, Jungen, ihr wißt, wo ich meine, und da werden wir Drei gijlek doen; wenigstens wenn es nach meinem

---

14) Betrügen.
15) Kamerad.

Sinne ginge, sollte er nichts von den massematten haben."

„Gut, viele Hunde sind eines Hasen Tod," sprach der Duikelaar, „ich bedanke mich dafür, für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen; er wagt nicht einmal, mit uns trijfe te worden.[16]) Wenn die Sache mißglückt, so läßt er uns Alles ausmachen. Nein, so bald die massematten gehandeld is, werden wir in De eenhorn zu euch kommen; dann sollt ihr die Papiere verpatschen[17]) und uns jedem sein gijlek geben und ehrlich theilen, wie das unter chesse[18]) Jungen im Gebrauch ist."

„Der Kerl wird wüthend werden, wenn er den putz bemerkt, den wir ihm gespielt haben," sagte der Barbier, sich vergnügt die Hände reibend.

„Er darf uns doch nicht verrathen," sprach Bram, „da er Sachen an mich verpatscht hat, die gestohlen waren. Nun Jungen, guten succès! Du Duikelaar mußt Dich wie ein Kruijer kleiden und das Briefchen besorgen, und Paul weiß seine Sache, und nun kein Wort mehr über das Alles, denn es ist gefährlich, lang über Dinge zu sprechen, die nicht jeder wissen darf."

Im selben Augenblick wurde Bram sachte auf die Schulter geklopft und wie leise diese Berührung auch geschah, fuhr er doch erschrocken auf; sein Schrecken verschwand aber alsbald, da er bemerkte, daß es der alte Herr war, der ihn auf diese freundliche Weise begrüßt hatte.

„Ha, alter Herr!" bewillkommnete Bram, und fügte lachend hinzu: „wenn es geht, kann ich hier Audienz geben, wie der König thut; ich habe wenigstens mehr Uebung, als mancher bemoeijal, der gelernt hat,

---

16) Gefangen genommen zu werden.
17) Verkaufen.
18) Vertrauten.

wie er seine lammeren[19]) vrij lijmeren muß.[20]) Was steht zu Dienst?"

„Still, still," antwortete van Zweeden, seine Finger auf den Mund legend, „ich muß Sie sprechen. Kommen Sie an einen Ort, wo uns Niemand hören kann, es ist ein Geheimniß.

Bram führte den unglücklichen Trinker in eine Ecke des Zimmers und sagte dann: „Nun, was ist's?"

Van Zweeden sah lange um sich her, und sagte dann: „Sie könnten mich hören, wenn ich es Ihnen sage!"

„So sprechen Sie etwas leise."

„Aber...." und wieder sah er vor sich hin.

„Sind Sie toll!" sagte Bram, „Niemand horcht auf uns, Jeder hat genug mit seinen eigenen Sachen zu thun, daß er sich nicht noch mit Anderem beschäftigen kann, sagen Sie 'mal, was Sie zu sagen haben."

Van Zweeden näherte sich dem Einäugigen und flüsterte dann so leise als möglich:

„Ich hab' es."

„Was haben Sie?"

„Nun das Wachs, das ich in das Schlüsselloch steckte. Ich habe zwei Abdrücke genommen, wie Sie mir gesagt haben. Ich würde es aber noch nicht gethan haben, aber nun kam er mir mit etwas ganz Neuem: er will, daß ich in ein Buch schreibe, wozu ich das Geld verwende, das ich bei ihm verdiene, und ihm das Buch wöchentlich zeige. Dabei dachte ich, wie Sie selbst kürzlich sagten, es ist ja nicht gestohlen, was ich thun will, sondern nur das Geld wieder genommen, das er mir abgewuchert hat."

„Wo sind die Kruizen?" fragte Bram, ohne auf

---

19) Klienten.
20) Vertheidigen.

die schlechte Entschuldigung zu hören, die van Zweeden anführte, um sein Vergehen zu bedecken. „Zeigen Sie sie nur, damit ich sehe, ob ich den Schlüssel nachmachen kann."

Bebend händigte der Kommis die Abdrücke Vater Bram ein, der damit an das Billard trat, um sie bei dem Lichte zu betrachten.

„Um Gottes willen," sagte van Zweeden, „nun werden sie ja Alle sehen, was ich Ihnen gegeben habe."

„Lassen Sie sie nur sehen, das ist gerade nichts so Besonderes in diesem Hause!" Und mit seinem Kennerauge betrachtete er jeden der Abdrücke, verglich sie dann mit einander und legte sie in eine große kupferne Tabaksdose, die er bei sich trug.

„Sind sie gut?" fragte van Zweeden in ängstlichem Tone.

Bram nickte bejahend.

„Morgen Abend," sagte er, „oder übermorgen, denn morgen habe ich viel zu thun, werden die Schlüssel fertig sein. Aber wie werden wir die Schlüssel benützen, denn dazu müssen wir doch im Komptoir sein, und wie das ohne Gefahr?"

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Bram," antwortete van Zweeden, „aber vorher muß ich Sie um etwas btiten, Sie können mir einen Dienst erweisen."

„Ich," rief Vater Bram, „ich Ihnen einen Dienst erweisen?"

„Ja, das können Sie, wenn Sie wollen, und Sie werden mich für immer verpflichten, und wenn ich Ihnen wieder einen Dienst erweisen kann, werde ich nicht säumen, Sie können darauf rechnen."

„Nun, was wollen Sie denn?" fragte Bram ungeduldig, „sprechen Sie, aber ohne Umwege."

„Leihen Sie mir einen Thaler, Herr Bram, ich werde Ihnen das Geld zurückgeben, sobald..."

„Nein, bester Freund," antwortete Bram, „Geld

leihen, nein, das ist nicht meine Sache, ich habe es mir ein für allemal vorgenommen. Jetzt bin ich, Gott bessere es, auch Alles, nur nicht reich, aber wenn ich das thun würde, könnt' ich betteln gehen."

„Aber ich habe nichts mehr," fiel ihm van Zweeden in die Rede, der nun muthiger geworden war. „Ich habe keinen einzigen Deut mehr."

„Das thut mir leid für Sie," sagte Bram, „aber trösten Sie sich mit dem Gedanken, daß Sie nicht der Einzige sind, der kein moos in de bloedvin hat."

„Ach," sprach der Unglückliche in bittendem Tone, „Sie sagen das nur aus Scherz und werden mir wohl Etwas leihen."

„Gewiß nicht."

„Aber ohne Geld kann ich ja nicht auskommen."

„Nun, das wird schon gehen, der krumme David ist ein guter Kerl, der einem so guten Kunden, wie Sie, keinen Nachtaufenthalt verweigern wird."

„Aber ich muß doch etwas haben, und gestern Nacht hat David mir erst für sechzehn Stüber Kredit gegeben, und höher geht er nicht."

„Nun," sagte Bram endlich, „ich habe Mitleiden mit Ihnen, Geld leihe ich nicht, und wäre es auch meinem eigenen Bruder, aber trinken können Sie heute, so viel Sie wollen und ich werde David sagen, daß ich dafür bürge."

„Gut, gut!" rief van Zweeden, dankbar die Hand des Einäugigen drückend. „Jim schnell, wie ich gewohnt bin!"

Jim setzte eine zinnerne Kanne und zugleich ein Kelchchen vor van Zweeden und kein ermatteter Reisender in den Sandwüsten von Arabien kann mit heftigerer Gier das Wasser wegschlingen, das ihn der Zufall finden läßt, als Smith's Kommis auf den betäubenden Trank losfiel, der vor ihm stand.

Nachdem er ein paar Gläser geleert hatte, schüttelte er sich, wie einer, der aus dem Wasser kommt

und der aufmerksame Betrachter, welcher ihn in diesem Augenblick beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß neues Leben durch den kraftlosen Körper drang.

„Nun zur Sache," begann Bram wieder das Gespräch, „können Sie Gelegenheit finden, mich in das Komptoir zu bringen, denn ich will allein mit Ihnen arbeiten?"

„O warum nicht!" antwortete van Zweeden, „Smith geht gewöhnlich Abends nach zehn Uhr aus und kommt erst spät in der Nacht zurück und darauf habe ich meinen Plan gebaut. Wir sind zwei Kommis auf dem Komptoir und gehen gewöhnlich um acht Uhr nach Haus. Gerade vor acht Uhr werde ich mich krank stellen und gehen zu dürfen bitten; doch statt das Komptoir zu verlassen, werde ich mich in einem Kasten, der auf der Flur steht, verbergen, und wenn Palm mein Kollege fort ist und der Patron gleichfalls das Haus verlassen hat, werde ich Ihnen die Thüre öffnen und Sie hereinlassen."

„Sehr gut erdacht," mit diesen Worten gab Bram seine Zustimmung zu erkennen, „doch sprechen Sie etwas leiser: so eben konnte ich Sie beinahe nicht verstehen und jetzt schreien Sie, als ob Jeder hören sollte, was Sie sagen." Darauf verfolgten beide Männer flüsternd ihr Gespräch.

III.

Das Wirthshaus: De vliegende Visch.

Wir haben schon früher erzählt, daß der Kolonel August van Bergen, selbst nicht ohne Verdienst Maler, zugleich eine kleine Sammlung von Meisterstücken be-

saß. Dies kleine Kabinet zu vermehren, war stets sein Bestreben, obwohl er dabei mit Geschmack und ohne Uebereilung, das wahre Zeichen des echten Kunstliebhabers, zu Werke ging. Es schien, als ob er in der Kunst seinen Trost suche für das Leiden, das heimlich in seinem Innern wühlte, und besonders durch getäuschte Hoffnungen verursucht wurde, da alle Nachforschungen nach Mathildens Sohn ohne Resultat blieben.

Der Wunsch, sich vielleicht um sehr billigen Preis ein Bild anzueignen, von einem Meister, dessen Arbeiten seine Sammlung noch nicht zierten, ließ ihn blindlings in die Schlinge gehen, die Albert Drost und sein Freund ihm gelegt hatten.

Als er in das Zimmer der beiden sogenannten Freunde trat, saßen diese noch am Frühstück, woran der Maler aber wenig Geschmack zu finden schien, denn bald hatte er genug und lief mit sichtbarer Furcht und einer gewissen Hast durch das Zimmer, während sein Gesicht so blaß war, daß der Kolonel bei dem ersten Erblicken Alberts fragte, ob der Maler krank sei.

„Unwohl, nein," antwortete Drost mit schmerzlichem Lächeln, „aber ich habe die Nacht schlaflos zugebracht, dadurch ist mir die Eßlust genommen und, wie ich glaube, wirkt das nicht gut auf die Gesichtsfarbe."

„Es ist schon nahe an elf Uhr," sagte der Kolonel, auf seine Uhr sehend, „wenn die Herren bereit sind."

„Ich habe, Gott sei Dank, nicht über schlaflose Nächte zu klagen, wie van der Meer," sagte der Herr de Hart, sonst Gijs, der Dichter, um die Aufmerksamkeit des Kolonel abzulenken, „ich lasse das den Schwermüthigen und Verliebten und glaube, daß van der Meer zu den Letzteren gehört. Ich für mich gehe fröhlich durch das Leben, ohne mich mit Sorgen zu beschweren, und was Verliebtheit betrifft," fuhr Gijs fort, während er sich anschickte, mit der Gesellschaft das Zimmer zu verlassen, „sobald ich ein hübsches

Mädchen sehe, bin ich bis über die Ohren in sie verliebt, aber das dauert nicht länger als eine Stunde, und es ist nie so heftig, daß es mir nur ein halbes Stündchen von meiner Nachtruhe rauben würde. Aber komme, van der Meer, Du stehst da, als ob wir stundenlang Zeit hätten, siehst Du denn nicht, daß der Herr Kolonel wartet?"

Albert Drost schien wirklich keinen Entschluß fassen zu können; ein besseres Gefühl widersetzte sich seinem Vorhaben; doch endlich triumphirte die Noth: er mußte ja, wollte er glücklich sein... und nicht allein er, aber Nancy...

Ehe sie das Hôtel des Pays-Bas verließen, entfernte sich Gijs einige Augenblicke, um die Rechnung zu bezahlen, und ließ die Koffer nach einem Schiffhaus bringen, wo er sie nach seiner Aussage zu finden hoffte, da er vorgab, mit seinem Freunde nach Zwol zu gehen und die Reise dorthin mit dem Beurtmann machen zu wollen. Es schmerzte Gijs zwar, die Rechnung zu bezahlen, da er ruhig das Hôtel hätte verlassen können, ohne das Geld auszugeben, aber es geschah auf ausdrücklichen Befehl Brams, der hierin ein Mittel zu sehen meinte, alle gerichtlichen Nachforschungen abzuschneiden.

„Wir sind bereit, Herr Kolonel!" sprach der Dichter, sich wieder zu den Wartenden begebend.

„Allons donc, en route messieurs!" rief der Kolonel lustig.

Albert folgte, obwohl seine Füße ihm beinahe den Dienst versagten; sein Gewissen schien jeden seiner Schritte zurückzuhalten.

Auf verschiedenen Umwegen durch eine Menge Gassen und Straßen kamen sie endlich in den Suikerbakkersteeg.

Unser Maler sprach kein einziges Wort; je mehr sie sich dem verwünschten Orte näherten, desto größer wurde seine Angst und der Athem stockte ihm bei jedem

Worte, das der Kolonel sprach, der ohne Arg und ohne alles Mißtrauen seinem Verderben entgegenging.

„Der Teufel mag wissen, wo das Wirthshaus ist!“ sagte Gijs, nach allen Seiten sehend.

„Haben Sie nicht gesagt, daß es De vliegende visch heißt?“ fragte der Kolonel.

„Ja,“ gab der Dichter zur Antwort.

„Dann wird es wahrscheinlich hier sein,“ fuhr August fort, vor der Wohnung David Rams stehen bleibend, „auf dem Schilde lese ich wenigstens De vliegende visch.“

„Ah, da ist es auch und ich sehe schon den einäugigen Wirth in dem Vorhaus. Nicht wahr, van der Meer, hier ist es?“

„Ja, ja,“ rief der Maler, mit unglaublicher Mühe die bejahende Antwort auf des Dichters Frage herausbringend.

Sie traten ein.

„Meine Herren,“ sprach Vater Bram, der die Rolle des Wirthes spielte, mit scheinbarer Verwunderung solch' ansehnliche Gesellschaft eintreten sehend. „Wenn ich mich recht erinnere, dieselben Herren von gestern!“ fuhr er, auf Gijs und Albert Drost zeigend, fort.

„Dieselben,“ antwortete Gijs, der das Wort führte, obwohl er Mühe hatte, sich des Lachens zu enthalten, als er die Geschäftigkeit und Höflichkeit sah, die dem besten Wirthe zur Ehre gereicht hätte.

Bram hatte bald drei Stühle herbeigestellt und mit der ledernen Kappe David Rams in der Hand, ersuchte er die Herren, sich niederzusetzen.

„Ich danke Euch,“ sagte van Bergen, „der Grund unseres Hieherkommens ist eine Malerei, die sich hier befinden muß.“

„Der Herr meint das alte Bild, das in dem hintern Zimmer hängt?“

„Ja wohl, das Stück, das wir gestern gesehen haben," fügte Gijs bei.

„Könnten wir es nicht einmal sehen?" fragte van Bergen.

„Warum nicht, mein Herr," sprach der Pseudowirth, „es ist zu sehen und zu kaufen für Jedermann, der einen mäßigen Preis dafür bietet. Es ist ein altes Stück und vielleicht mehr als hundert Jahre das Eigenthum meiner Familie. Mein Vater hat es mir hinterlassen, und dieser hat es von seinem Großvater und so fort: soviel ist daher sicher, daß es nicht im letzten Jahrhundert gemalt ist."

„Nun, wenn es mir gefällt, wäre ich vielleicht nicht ungeneigt, es zu kaufen," erklärte der Kolonel, „doch zuerst möchte ich es sehen."

„Es hängt im hintern Zimmer, wollen mir die Herren folgen! Doch ich will zuvor die Thüre schließen, denn während wir hinten sind, könnte Jemand kommen, der mehr holte, als brächte. Ich wohne hier in einem Stadttheil, wo man nicht genug auf der Hut sein kann!"

Bram schloß die Vorderthüre und die Herren, von dem Einaug angeführt, begaben sich in das angezeigte Zimmer.

Früher schon gaben wir eine kurze Beschreibung des Hauses, das David Ram bewohnte, jetzt halten wir es für nöthig, das Folgende noch hinzuzufügen.

Hinter dem sogenannten Kaffeezimmer befand sich ein kleines Gemach, das als Küche diente und mit einer Bettstatt versehen war, worin Vater und Sohn nach vollbrachtem Bacchusdienste von den Mühen des Tages ausruhten, um dem Morpheus zu opfern.

Das Küchengeräthe, bestehend aus ein paar Töpfen und Pfannen und ebenso vielen stählernen Gabeln und zinnernen Löffeln, lag da und dort, mit Schmutz und Staub bedeckt, auf dem Boden, während die Rostflecken, die die eiserne Platte unter dem breiten altväterischen

Kamine bedeckten, deutlich zeigten, daß man die Reinlichkeit sich hier nicht zur Aufgabe gemacht habe. Diese Küche oder dieses Hintergemach, wie man es nennen will, erhielt das Tageslicht von zwei kleinen Fenstern, welche von innen mit festen Läden versehen war, die mit schweren eisernen Nägeln geschlossen werden konnten und das Eindringen unmöglich machten, denn David Ram, der selbst nichts taugte, baute wenig auf die Ehrlichkeit seiner Nachbarn und bewahrheitete damit den Spruch: Wie der Wirth ist, so traut er den Gästen.

Eine kleine Thüre mit einem festen Schloß versehen, ging auf einen Platz, der zum Aufbewahren von Kalk und Abbruch diente, und war gleichsam der Mittelpunkt des Labyrinths von Gassen und engen Straßen, welche die Duivelshoek bildeten. Bei unsrer ersten Beschreibung des Hauses machten wir den Leser auf den Gebrauch aufmerksam, der von der Thüre gemacht wurde.

Oft sah man bei dem Erscheinen von Gerichtsdienern, durch diese Thüre die meisten Gäste das sogenannte Kaffeezimmer verlassen, da der größte Theil der Besucher des Trom besondere Gründe hatte, mit den Wets [1]) sorgfältig jede Begegnung zu vermeiden.

In einer Ecke des von uns beschriebenen Zimmers befand sich ein großer Laden mit einem eisernen Ringe, welcher Laden den Eingang in den Keller bedeckte, in welchen man auf einer steinernen Treppe gelangte.

Früher war die Wohnung in zwei Theile vermiethet, nämlich das Vorhaus mit dem Kaffeezimmer, und das Hintergemach oder die Küche besonders; dadurch war auch der Keller in zwei Theile zerfallen.

Der Vorderkeller unter dem Vorhaus bis in das Kaffeezimmer war durch eine steinerne Mauer von dem Hinterkeller getrennt, der sich unter der Küche befand.

---

1) Gerichtsdiener.

Der Eingang des Vorderkellers war in dem Vorderhaus, der des Hinterkellers in der Küche.

In der Mauer, welche den Keller trennte, war ein kleines, viereckiges Fenster angebracht, um die Luft durchzulassen, da der Keller früher zum Aufbewahrungsplatz von Fellen und dergleichen Waaren gedient hatte, welche von Zeit zu Zeit frische Luft nöthig haben.

Ein kleines Eisengitter in dem Hinterkeller verschaffte so viel Licht und Luft, als durch eine kleine, gegitterte Oeffnung dringen kann.

Die Zimmer des zweiten Stockes waren unbewohnt und wurden als Waarenlager benutzt.

Nach dieser kurzen architektonischen Abschweifung, fassen wir den Faden unserer Geschichte wieder auf.

„Das Zeug liegt da etwas unter einander,“ sagte Vater Bram, während sie durch das Kaffeezimmer gingen, „doch ich habe die Herren nicht erwartet, sonst würde ich gesorgt haben, daß Alles in Ordnung ist, während des Tags kommt Niemand.“

Die Läden der Küchenfenster hatte David sorgfältig geschlossen, so daß eine tiefe Finsterniß herrschte, als der Kolonel in das Gemach trat.

„Aber ich kann hier keine Hand vor den Augen sehen,“ sagte van Bergen, der vergebens den Ort, wo das Bild hängen sollte, zu finden suchte.

Alberts Herz klopfte hörbar. Der Zeitpunkt, der verwünschte Zeitpunkt, von dem er sich kein großes Glück versprach, war da! Wie gerne wäre er zurückgetreten; doch er war schon soweit gegangen, und gegenüber seinem warnenden und drohenden Gewissen blieb er, was er geworden war.

„Warten Sie,“ sagte Bram, „ich werde meiner Frau rufen, daß sie die Fensterläden öffnet;“ und darauf seine Stimme erhebend, rief er, des Namens von Rams Tochter sich bedienend, den einzigen Frauennamen, der ihm vielleicht in diesem Augenblick einfiel; „Mat, mache die Läden auf!“

Diese List diente dem krummen David und Jim, die sich der Verabredung gemäß in einem Kasten versteckt hatten, zum Zeichen, daß die Sache soweit in Ordnung war; und im selben Augenblick sah man Jim auf Händen und Füßen aus seinem Schlupfwinkel schleichen, während Bram, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, das Gespräch wieder auffaßte.

„Der Mann, der vor einiger Zeit hier war," sagte er, „kam gestern wieder, kurz nachdem die Herren fortgegangen waren, und erhöhte sein Anbot für das Bild mit noch zwanzig Gulden..."

„Und Ihr habt es ihm also nicht verkauft?"

„Durchaus nicht, mein Herr," versicherte Bram, „denn obgleich ich nicht das Unterste aus der Kanne haben will, habe ich doch nicht im Sinne, das Bild herzuschenken."

Jetzt sah Bram, daß Jim bis hinter den Kolonel gekrochen war, und alle seine Kräfte sammelnd, gab er van Bergen, der nicht das Mindeste ahnte, einen so heftigen Stoß gegen die Brust, daß dieser ein paar Schritte zurückstürzend, über Jim strauchelte und zu Boden fiel.

„Was hat das zu bedeuten?" rief van Bergen, erschreckt durch den Fall. Er hatte aber nicht Zeit, nach mehr Aufklärung zu fragen, denn unmittelbar darauf fiel David, indessen auch aus seinem Schlupfwinkel gekrochen, nebst Bram, Gijs und Albert auf ihn ein, wodurch ihm das Aufstehen mit einem Male unmöglich gemacht wurde.

„Großer Gott! Menschen, was wollt ihr?" rief August van Bergen. Mehr konnte er nicht sprechen, denn es wurde ihm ein Pfropf in den Mund gesteckt, der schon zuvor in Bereitschaft gehalten war. Schnell nahm Bram das Portefeuille aus der Tasche des Unglücklichen, und ein lauter Jubelschrei war das Einzige, was aus des Räubers Munde drang, als er den Wechsel fand.

„Ha! ha! fockse oksener met de zwiebel; tik met den bengel," rief Jim, sich der prächtigen Uhr des Kolonel bemächtigend, „das ist mein gelep in de massematten."

„Nein, Jim!" rief Gijs, „gijlek doen!" und wüthend griff er nach der Uhr.

„Sen eij amge!" rief Jim, „die Hände weg, oder ich werde sie Dir neêr blikkeren."

„Keinen Streit, Jungen!" rief Bram, der mit Hülfe Davids die Arme und Füße des Kolonel gebunden hatte, was mit keiner großen Mühe verbunden war, da der getäuschte August van Bergen, sehend, daß alle Gegenwehr fruchtlos war, es geduldig zuließ. „Keinen Streit, Jungen, helfe mir Einer, um ihn in den Keller zu bringen, Ihr habt doch für Stroh gesorgt, Daaf?"

„Das habe ich," sprach der krumme Wirth.

„Nun, Maler, leg' auch 'mal die Hände an's Werk," klang die gebietende Stimme Brams. Albert stand, ohne an alle dem, was vorfiel, Antheil zu nehmen, die Arme über einander geschlagen, in einer Ecke des Gemachs.

„Jim, öffne den Laden. Er kann doch Athem holen?" fragte Albert Drost, auf den Pfropf zeigend, den sie dem Kolonel in den Mund gesteckt hatten.

„So was, wie ein Schellfisch, der auf dem Markte liegt," spottete Jim.

„Aber er könnte ersticken. Wenn er verspricht, stille zu sein, müssen wir ihn den Pfropf abnehmen."

Der Kolonel dankte Albert mit den Blicken; er nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er sich nicht rühren werde.

„Dann, wenn wir im Keller sind," sagte Bram, „komm'!"

Der Kolonel wurde darauf durch den geöffneten Bodendeckel in den Keller gebracht und da auf einen Bund Stroh gelegt.

„Haben sie in dem Hôtel des Pays-Bas auch so weiche Betten?“ fragte in stolzem Tone der tapfere Jim Ram, einer der Sieger, das Wort Pays-Bas erbärmlich radebrechend.

Ram befreite den Kolonel von dem Mundpfropf, und kaum war es geschehen, als August frug:

„Um Gottes willen, sagt mir doch, was ihr mit mir thun wollt.“

„Schweigt!“ rief David, „kein Wort, oder Ihr schweigt für immer.“ Und ein Messer aus seiner Tasche holend, schwang er es vor den Augen des Kolonel.

„Kommt, wir haben jetzt nichts mehr hier zu thun,“ fuhr Bram fort, sich an seine Kameraden wendend. Er stieg wieder die Kellertreppe hinauf, während ihm die Uebrigen folgten.

Albert Drost war der Letzte, der den Keller verließ und den Augenblick wahrnehmend, in welchem Niemand auf ihn sah, beugte er sich zu van Bergen hin und flüsterte ihm leise zu: „Fürchten Sie sich nicht, es soll Ihnen kein Leid geschehen, morgen werden Sie wieder frei sein.“

Als Alle oben waren, ließ David den Laden auf das Loch fallen und schob einen Riegel vor, so daß es unmöglich war, von innen zu öffnen.

„Nun sogleich De vligende visch weggenommen,“ gebot Bram, „und Het mooriaantje wieder dafür hingesetzt.“ Der Befehl wurde augenblicklich vollzogen, worauf Bram den Maler und Gijs ansprach:

„Morgen könnt ihr euer Geld haben,“ sagte er, „doch Gijs muß zuvor hinten auf den Wechsel schreiben: „Für mich an den Herrn, den Herrn . . . ja welchen Namen werden wir nehmen, setzt nur hin für mich, an den Herrn S. Meijer. Meijer ist ein Name, den Jeder haben kann, aber setze lieber diese Unterschrift darunter,“ fügte er hinzu, ein Stück Papier aus seiner Tasche holend, worauf der Name August van Bergen geschrieben war. „Aber macht es gut nach, vielleicht

ist die Unterschrift August van Bergens den Bergvliet Brongers und Comp. nicht bekannt, doch ist es immer besser, sicher zu gehen."

Gijs hatte bald seinen Auftrag ausgeführt, worauf Bram den Wechsel zu sich steckte.

„Nun, morgen bekommen wir unser Geld," sagte der Dichter, „ich habe nichts dagegen, denn ich weiß, daß Ihr ein ehrlicher Kerl seid und eine gewerbers nicht opredderen werdet, darum werde ich auch nicht sliegene, um Euch zu zwingen, mir massomne zu geben. Aber ich will nicht, daß der teuflische Junge fockse oksener met de zwiebel für sich allein behält, wir müssen gillek doen, ich will auch mein gellep in die massematten hebben."

„Ich will verd.... sein, wenn Ihr sie bekommt," rief Jim, der die Uhr zwischen das Band seiner Hose gesteckt hatte, so daß die Kette gut sichtbar war.

„Ich hab' einen tüchtigen Tritt bekommen, als ich hinter ihm lag und dafür nahm ich tik met den bengel... wenn Euch das nicht recht ist, so versliegene mich; godel wohnt hier in der Nähe."

„Komm' Gijs," so suchte David die Streitenden zu versöhnen, „morgen kriegt Ihr ja moos genug. Lasset Jim die Kleinigkeit behalten, der Junge hat doch sein Bestes gethan."

„Und wir nicht minder, wenn Albert nichts thut, werde ich zeigen, daß ich gognum bin und sie mit Gewalt nehmen werde, wenn er sie nicht gutwillig gibt."

Gijs stand auf, um dem Wort die That folgen zu lassen, aber Bram trat zwischen beide und sprach:

„Keinen Streit Jungen, Alles in der Liebe; ich könnte auch meinen gellep in de massematten verlangen, aber hört auf mich; die Uhr wird sammt der Kette achtzig Gulden in altem Golde werth sein; David soll Euch und dem Maler jedem fünfundzwanzig Gulden geben, dann kann Jim die Uhr behalten, wenn er so viel Freude daran hat."

„Das ist gut," begann Gijs wieder, „ich hänge gerade nicht so sehr an der Uhr, denn sie wäre nur dann schön, wenn sie nicht binnen eines Monats achter de schuine deur [2]) wäre. Gebt uns darum fünfundzwanzig Gulden, krummer Vulkan, dann kann Euer Murmelthier von einem Sohn seine schieligen Augen blind sehen und damit basta."

„Gib ihnen das Geld, Alter!" rief Jim seinem Vater. Aber der alte David gab durch eine Menge von Flüchen zu verstehen, daß er es unmöglich thun könne.

„Das lügst Du!" rief Jim in ehrerbietigem und gehorsamem Tone, „augenblicklich das Geld oder ...." Er flüsterte seinem Vater etwas ins Ohr. David erblaßte; bald widerrief er seinen vorigen Beschluß und sprach:

„Nun, ich will es thun; wartet einen Augenblick, ich will das Geld holen." Damit wollte er das Zimmer verlassen.

„Wahrhaftig!" rief Albert Drost, der bisher geschwiegen hatte, „ich glaube, der Krumme hat moos kewoere geborgen [3]); laßt aijene ens gaan [4]), Gijs, ob Du den Platz, wo es ist, entdecken kannst."

Diese Worte, wiewohl im Scherze gesprochen, machte David Ram, der eben das Geld zu holen ging, noch bläßer, als er schon war, und mit einer Stimme, die vor Angst zitterte, rief er: „Hier ist nichts kewoere geborgen." Und um diesen Worten noch mehr Nachdruck zu geben, bestätigte er sie durch eine Anzahl gotteslästerlicher Eide, worauf er das Zimmer verließ und kurz darauf mit dem verlangten Gelde erschien.

„Nun," sagte Gijs, „wann müssen wir kommen, um unser Gijlek zu empfangen, einäugiger Zyklop?"

---

2) In einem Leihhaus.
3) Geld begraben.
4) Sieh mal um Dich.

„Morgen um zwölf Uhr werde ich hier sein," antwortete Bram.

„Das ist gut," sprach Gijs, „keine putzen, Bram, denn ich will verd.... sein, wenn ich sonst nicht als moosser doorslaan werde, und die ganze Geschichte des princerij sliegene, und Ihr seid klug genug, um zu wissen, daß ich dann besser wegkomme, als Ihr."

„Habe ich je einen gewerber opgeredderd?" frug Bram, mit einem Gesichte, als ob er der ehrlichste Mann der Welt wäre, und warum sollte ich es auch thun? Wenn Ihr morgen kommt, so liegt das moos bereit; wenigstens, wenn ich nicht gesjeft werde, wofür der Himmel den guten Vater Bram bewahre!"

„Kommt, nun ein nurrie," sagte Gijs, während er mit dem Gelde, das er in der Tasche hatte, rasselte, „aber zuerst jajim, denn meine Zunge ist etwas zu fein für jim, und ich glaube, daß ich einen lustigen Tag dafür haben werde und eine gute Nacht auch, ha! ha! eine Schöne, Jungen, eine Schöne, wie seit meinen guten Tagen keine mehr an meiner Seite lag. Gehst Du mit mir, Maler?"

„Nein," antwortete dieser, „ich glaube, es ist besser, wenn wir den Tag über nicht mit einander gesehen werden."

„Gewiß," sprach Bram, „geht Ihr durch die Vorderthüre hinaus, dann kann der Maler durch die Hinterthüre gehen; man kann nicht wissen, Vorsicht schadet nie und ist die Mutter der Weisheit."

„Nun die Zeit verfliegt, und ich muß heute noch viel Vergnügen haben, denn morgen bekomme ich wieder neues Geld. Vielleicht, daß ich reite, ich habe das seit meinen guten Tagen nicht gethan und bin noch gut genug gekleidet. Es ist mir leid, daß das Viertel hier so gemein ist, sonst würde ich hier vorüber reiten."

„Ich wünschte, daß Du den Hals brächest," war

der fromme Wunsch, den Jim dem unverbesserlichen Verschwender nachsandte.

Als David mit seinem Sohne allein war, denn Bram war Albert und Gijs bald gefolgt, sagte Ram: „Wahrlich Jim, ich habe im Sinne, so bald die Sache mit dem Kolonel vorüber ist, mein Haus zu veräußern und irgendwo außer der Stadt ein gutes Wirthshaus zu kaufen, um da als ehrlicher Mann zu leben."

„Als ehrlicher Mann!" rief Jim herzlich lachend, „David ein ehrlicher Mann!"

„Ich will ehrlich leben, Junge," wiederholte David, „nicht so sehr darum, weil ich die Ehrlichkeit so schön finde, sondern weil ich fürchte, wenn ich so fortlebe wie jetzt, so komme ich bald auf 't schollem."

„Nun was mich betrifft, Alter, Du kannst thun, was Du willst, ich wenigstens habe nicht im Sinne, länger bei Dir zu bleiben."

„Warum nicht Jim?" frug der Vater.

„Das weißt Du so gut, Alter, als ich selbst. Ich glaube, Du wirst vor Freude aus der Haut fahren, wenn Du hörst, daß ich ertrunken bin oder den Hals gebrochen habe, und da es wohl einmal geschehen könnte, daß Du mir, wenn ich betrunken bin und wir allein sind, einen einzigen Schlag auf den Kopf geben würdest, daß ich das Aufstehen vergessen und Du den Leuten dann weiß machen würdest, daß ich gefallen sei oder so etwas, darum will ich Dir lieber aus den Augen gehen und ...."

„Aber Jim, warum sollte ich Dich om gaaijes maken, bist Du denn nicht mein Sohn?"

„Darum wirst Du Dich nicht kümmern, Alter, Du wirst mich morden, um mich zu hindern, Dich zu versliegene, denn Du weißt eben so gut als ich, Alter, daß wenn ich den Mund öffne, Du naar de klienje gaat [5]), so gewiß, als zwei mal zwei vier ist."

---

5) Zum Tode verurtheilt werden.

„Und Du würdest auch nicht freigesprochen werden, Jim, meester Haus zou jou even zoo goed een ruim uitzigt over de Nieuwe markt geven als mij [6]), darum ist es Deine eigene Sache, zu schweigen."

„Bah, die Princerij würde mich nicht aufhängen lassen, wenn ich als moosser doorsloeg, die schwerste Strafe für mich wäre, daß sie mich den langen han-

---

6) Der Scharfrichter würde Dich so gut als mich aufhängen. Um diesen Ausdruck den Lesern zu erklären, ist es nöthig zu bemerken, daß die Hinrichtung in Amsterdam auf einem rothbemalten hölzernen Schaffote vollzogen ward, welches vor dem Sint-Anthonies waag (früher, als die Stadt noch kleiner war, an einem Thore) aufgeschlagen ist, welche waag (Waghaus) in der Mitte des neuen Marktes steht. Daher der Ausdruck, een ruim uitzigt over de Nieuwe markt (eine weite Aussicht auf den neuen Markt). Dies Schaffot wurde Abends vor der Hinrichtung, meistens Freitag Abend, aufgeschlagen, da man durchgängig gewöhnt ist, Samstags zu Amsterdam, zur sittlichen Besserung der Menschheit (?) zu hängen, geißeln und brandmarken, und am selben Abend nach der Hinrichtung wieder abgebrochen. Früher wurde das Schaffot auf dem Dam errichtet, auch wohl vor dem Stadthause, dem gegenwärtigen Palais. Noch gar nicht lange her ist es, daß die Leichname der zum Tode gebrachten Verbrecher an einen steinernen Galgen auf dem sogenannten Galgenfeld gehängt wurden, oder auf Räder gelegt, um den Raubvögeln zur Speise zu dienen. Durch Abschaffung dieser Barbarei hat unser Jahrhundert gezeigt, daß es in der sittlichen Cultur einiger Maßen vorgeschritten ist. (Einiger Maßen!!!! . . . .)

nes kussen lieten [7]), oder mich zum ridder sloegen [8]), und wenn ich einen geschickten bemoeijah hätte, würde er mich viri de liimeren wissen [9]). Glaube mir, er würde wohl Etwas zu sagen wissen, er würde von meiner Jugend sprechen, von dem schlechten Vorbild, das ich immer vor Augen hatte; eine verwahrloste Erziehung und von der Reue, die ich durch das Angeben an den Tag lege. Ich habe all' die schönen Worte gehört, als ein bemoeial, der sehr gognune war, kürzlich für Toon Kuud plaidirte, der mit seinem Vater, dem starken Manus, die Frau in de Meer ermordete und darauf selbst als moosser doorsloeg. Du hast sie beide gekannt, Alter, und weißt, wie die Sache abgelaufen ist: Toontje hat te kijk gestaan [10]) mit einem Strick um den Hals und ist auf fünfzehn Jahre gesjeft; aber der starke Manus ist naar de klienje gegaan und als er auf die snijkamer [11]) kam, haben die Studenten gestritten um einen Arm oder einen Fuß von ihm, weil er so groß und fleischig war... um Dich werden sie das nicht thun und das ist ein großer Trost."

Ein kalter Schauer lief David durch die Glieder, als sein phantasiereicher Sohn ihm dieß Schauspiel vor die Augen hielt; es war als ob er aus dem Munde seines Sohnes eine Weissagung vernähme und

---

7) Geißeln ließen.

8) Dieser Ausdruck wurde früher in dem Zuchthause zu Amsterdam statt brandmarken gebraucht, wahrscheinlich weil das Stadtwappen (drei Kreuze) auf dem Brenneisen stand.

9) Freigesprochen.

10) Zur Schau gestanden.

11) Anatomische Theater, ein Saal über dem sogenannten Sint Anthonies waag, wo der Unterricht im Seziren gegeben wird.

deßhalb sagte er, sein Gesicht zu einem abscheulichen Lachen grinzend: „Hör' doch auf mit deinem ecklichen Geschwätz, Jim, ich kenne Dich zu gut, um nicht zu wissen, daß Du Deinen Vater nicht auf t'schollem bringst."

„Du wirst mir die Gelegenheit dazu nehmen, indem Du mich om gaaijles machst und darum, sobald ich mein gellep in de massematten habe, gehe ich fort, dann kannst Du thun oder lassen, was Du willst, Alter, und wenn Du mir es nicht an moos fehlen läßt, so kannst Du sicher sein, daß ich nicht als moosser doorslaan werde."

Nach diesen Worten füllte Jim ein Glas mit Branntwein, sah mit innerlicher Selbstzufriedenheit auf seine Uhr und stellte sich an die Thüre, seine Gewohnheit, wenn er sich mit seinem Vater allein zu Hause befand, da er wohl wußte, von welch' großem Interesse sein Tod für David Ram sein würde, und daß dieser leicht im Stande wäre, ihn, wenn kein Zeuge zugegen war, zu überfallen und zu ermorden.

IV.

Lohn nach Werken.

„Es ist wahrlich keine Kleinigkeit," sagte Robert Woestbergen, während er mit der Serviette den Mund wischte, und sie neben sich legte, worauf er eine behagliche Haltung in seinem Sessel annahm, sein Glas füllte und noch einmal sagte: „Es ist wahrlich arg, de Raad hat mir heute Mittag auf der Reise erzählt und ich kann Euch sagen, daß ich erschrecke, solch' kostbare Juwelen . . . . Hermine ist rathlos, sie hat den

Diebstahl lange geheim gehalten, in der Hoffnung, daß es ihr gelingen möchte, den Thäter zu entdecken. Doch jetzt weiß de Raad Alles und die strengsten Nachforschungen werden bereits gemacht."

„Und man hat auf Niemanden Verdacht?" fragte Mathilde, die neben Madame Woestbergen saß.

„Durchaus nicht!" antwortete Robert. „Sie werden schon seit geraumer Zeit vermißt, Hermine war mit einigen Freunden auf ihrem Landgute, allein diese sind über allen Verdacht erhaben."

„Es würde mich nicht wundern, wenn die Juwelen nicht mehr zurückkämen, ja es würde mich nicht befremden, wenn Madame de Raad den Ort sehr gut wüßte, wo sie zu finden," bemerkte Madame Woestbergen, „Hermine hat schrecklich viel für ihre Toilette nöthig, nur . . ."

„Louise!" sagte Mathilde in einem Tone, in welchem eine Vertheidigung für die Frau Willem de Raads lag, „in welch' schlimmem Verdachte hast Du Hermine! Sie ist zwar wohl etwas eitel und gefallsüchtig, aber im Uebrigen eine brave Frau. Hat sie nicht oft Zeichen ihres guten Herzens gegeben? Erinnere Dich nur noch in der letzten Zeit die Erziehung des Mädchens."

„Das auf so sonderbare Weise verschwunden ist," fiel Madame Woestbergen ihr in die Rede.

„Das Kind ist gestohlen worden, davon sind doch die unwidersprechlichsten Beweise vorhanden."

Louise lachte ironisch und antwortete: „Wenn man etwas glauben will, kann man leicht Beweise für die Wahrheit finden. Das Stehlen der Kinder ist ganz aus der Mode und kommt nur noch hie und da bei diesem oder jenem Romanschreiber vor, da ein gestohlenes Kind immer eine interessante Figur in einem Roman ist und das Wiederfinden sich sehr gut ausnimmt. Heut zu Tage sucht man viel mehr sich seiner eigenen Kinder zu entledigen, als andere zu stehlen;

deßhalb kommt mir der Diebstahl des Mädchens sonderbar, ich möchte beinahe sagen, verdächtig vor."

Mathilde erblaßte, denn die Worte Louisens trafen sie wie ein Dolchstich, während Frau Woestbergen ruhig fortfuhr: „Madame de Raad ist also wohl unglücklich, daß man sie gerade dessen beraubte, was ihr das Theuerste war, und obwohl ich keineswegs den Diebstahl der Juwelen oder des Kindes bezweifeln will, kann ich es ebensowenig läugnen, daß es mir besonders verdächtig scheint und Madame de Raad wäre gewiß auch nicht die Erste, die ihre geheimen Schulden mit sogenannten gestohlenen Juwelen bezahlte."

„Wirklich, Louise, jetzt gehst Du etwas zu weit," sagte Robert, „ich für mich halte Alles für wahr, was man wegen des Diebstahls erzählt hat. Denn die Erfahrung ist in solchen Dingen die beste Lehrmeisterin. Man hat mir ein kostbares Armband, mit welchem ich Dich überraschen wollte, gestohlen, ohne daß es mir geglückt ist, den Thäter zu entdecken. Ich hatte das Armband noch den Abend zuvor Gustav gezeigt und niemand war seit dieser Zeit in dem Zimmer gewesen."

„Der Baron von Hunter trifft es ganz besonders unglücklich, gerade immer zugegen zu sein, wenn Gegenstände von Werth vermißt werden," bemerkte Louise. „Ich meinerseits bin sehr froh, nicht bei Madame de Raad gewesen zu sein."

„Ha, ha! Louise, Du machst mich lachen, Leute wie wir und der Baron von Hunter sind doch über allen Verdacht erhaben," erklärte Robert, „Jedermann weiß, daß, wenn Du Juwelen wünschen würdest, ich sie Dir kaufte und was soll von Hunter mit Juwelen thun? zu welchem andern Zwecke konnte er sie gebrauchen, als sie zu verkaufen, und wahrhaftig, Gustav ist zu reich, um wegen einiger tausend Gulden ein Dieb zu werden. Glaubt Ihr denn, daß er so wenig Ehr-

gefühl hätte, um stehlen zu können, nein, und wäre ich tausendmal zugegen gewesen, ich würde mich wenig darum kümmern, und so ist es auch mit Gustav."

Die Baronin van Delden van Ransbergen spielte, ganz in sich versunken, mit dem Dessertmesserchen, das sie in der Hand hielt, auf dem porzellainenen Teller. Ihre Gedanken waren mit dem Baron von Hunter beschäftigt, der in ihren Augen sowohl der Dieb der Juwelen, als des Armbandes sein mußte. Mathilde kannte ihn, wie er war; sie wußte, wie er in seinen Gesinnungen gesunken.

„Wahrscheinlich kann van Bergen uns etwas Näheres darüber mittheilen," sagte Robert, während er von der Tafel aufstand und sich rüstete, seinen gewöhnlichen Spaziergang nach Tisch zu machen. „Ich werde vor halb neun Uhr zurück sein, ma chère," fuhr er fort, „da ich noch Einiges zu besorgen habe. Sollte der Kolonel vor der Zeit kommen, so wirst Du meine Abwesenheit bei ihm entschuldigen."

* * *

Herr Woestbergen war vor der verabredeten Zeit zu Hause, und sehr verwundert, den Kolonel nicht anzutreffen. Kaum aber hatte er in seinem Armstuhl Platz genommen, als der Bediente hereintrat, und ihm ein Billet einhändigte.

„Von August, qu'est-ce que ça?" sagte Robert, und las flüchtig das Billet durch.

„Ist es der alte Hendrick, der Bediente des Kolonel, der das Billet bringt?" fragte er den Bedienten.

„Nein, mein Herr, ein Kruijer, glaube ich," antwortete dieser.

„Du weißt ja, Robert, daß der Bediente des Kolonel auf der Reise ist," sagte Louise; und dieß war Wahrheit, denn August van Bergen hatte seinen

alten getreuen Bedienten ausgeschickt, um nach dem Sohne Mathildens zu forschen.

„O ja, ich erinnere mich," sagte Robert, „können wir den Kolonel morgen Abend empfangen, Louise?"

Madame Woestbergen bejahte.

„Sage, es werde uns angenehm sein, den Kolonel morgen zu sehen," trug Woestbergen seinem Bedienten auf, der darauf das Zimmer verließ.

„August schreibt mir Folgendes," sagte Robert und las das Briefchen vor.

„Von Hunter abgereist!" rief Mathilde, „und Du hast nichts davon erfahren, Robert?"

„Ma foi, nein! Es scheint gegenwärtig usance zu werden," gab Woestbergen etwas ärgerlich zur Antwort, „daß man abreist, ohne seinen Freunden Lebewohl zu sagen; der Kolonel van Bergen hat es in die Mode gebracht, als er das Vaterland verließ, ohne daß es Jemand wußte. Enfin, es ärgert mich doch an von Hunter, ich war gerne in seiner Gesellschaft, er war ein aufrichtiger, offener Freund; nun die Ursache seiner eiligen Abreise werden wir morgen von dem Kolonel vernehmen.

* * *

Als der Duikelaar das Billet übergeben hatte, und der Bediente, es seinem Herrn zu bringen, fortgegangen war, wurde die Vorthüre leise geöffnet und der Barbier trat ein.

Nachdem er ein paar Worte flüsternd mit dem Duikelaar gewechselt hatte, schlich er durch den Gang, und den Vorschriften des Mijnheer getreu nachkommend, gelangte er bald in das Zimmer, das wir schon früher als Mathildens Boudoir beschrieben haben.

Als Paul in das Zimmer trat, herrschte tiefe Finsterniß und der Dieb wagte es nicht, einen Schritt vorwärts zu thun, aus Furcht, irgendwo anzustoßen,

oder etwas umzuwerfen und dadurch ein Geräusch zu verursachen.

Nach einigen Augenblicken, während welchen er ruhig stehen geblieben und sich überzeugt hatte, daß sich Niemand nahe, holte er ein blechernes Büchschen aus der Tasche, worin ein Fläschchen mit Phosphor nebst einer Wachskerze und Schwefelhölzern war. Er tauchte eines der Hölzer in das Fläschchen, steckte damit die Kerze an und verschaffte sich auf diese Weise Licht. Sogleich fiel ihm der Alkov ins Auge, von dem von Hunter gesprochen hatte; er schlich dorthin, entdeckte den Kasten, welcher mit Gardinen versehen war, und in welchem einige Frauenkleider hingen. Ohne sich zu bedenken, blies er sein Kerzchen aus und verbarg sich in dem Schlupfwinkel, um da den Augenblick abzuwarten, den er zur Ausführung seines Planes für günstig halten würde.

„Ich bin eigentlich derjenige oder der Einzige, der bei der Geschichte Etwas wagt," so reflectirte der Bösewicht, „Vater Bram hat nichts Anderes gethan, als daß er de loensche klee in Ordnung gebracht hat, und glaubt sich ein besonderes Verdienst zu erwerben, wenn er die massematten zu Geld macht. Der Duikelaar hätte auch leicht ersetzt werden können, der kleinste Junge wäre dazu brauchbar gewesen und sein op giles staan will wenig oder gar nichts heißen. Bram will den mijnheer op redderen, indem er ihm sein gijlek in den massematten vorenthält und ich glaube, könnte er es mir thun, so würde er es auch nicht lassen, trotz all' seiner schönen Worte. Hunderttausend Gulden, es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit; nein, Paul, Junge, nur nicht blöde und die Beute für Dich behalten. Sobald ich die massematten gehandeld habe, werde ich die Papiere verpatschen und bekomm' ich auch nur ein Dritttheil des Werthes, bin ich ein reicher Mann und kann in einem andern Lande den

banjert spelen [1]); ich werde sie wohl zu verpatschen wissen, ohne gerade in Brams Hände zu fallen, und sie werden sich nicht gedacht haben, daß Paul so gis war, um solch' einen putz te maken [2])." Mit diesem tröstlichen Gedanken, seiner so ganz würdig, beschäftigte sich Paul in seinem Schlupfwinkel, mit Ungeduld den Augenblick erwartend, der ihm zur Ausführung seines Planes würdig scheinen würde.

Die prächtige Standuhr, eine der Zierden des breiten marmornen Kamines leistete dem Bösewicht einen wichtigen Dienst, denn durch ihr wohllautendes Schlagwerk vernahm er, wie spät es sei, und als die Uhr, nach langer Zeit, die Paul eine Ewigkeit schien, zwei Schläge hören ließ, kroch er aus seinem Kasten und machte wieder Feuer.

Der Barbier war ein geübter Dieb und darum war er zuerst auf seinen Abzug bedacht, ehe er sich der Beute bemeisterte. „Denn," so dachte er, „werde ich entdeckt und man findet, daß ich nichts gestohlen habe, so wird es leicht sein, für meine Gegenwart einen guten Entschuldigungsgrund zu finden."

Paul besah genau die Läden vor den Fenstern und als er bemerkte, daß Schellen daran angebracht waren, die dazu dienten, Geräusch zu machen, wenn das Einbrechen von Außen versucht würde, begann er zu lächeln und konnte sich der Bemerkung nicht enthalten, daß sie, nämlich die Familie Woestbergen, besser gethan hätten, den Duikelaar, als er das Billet übergab, auf der Stoep warten zu lassen, als Schellen an die Läden zu machen, die nun von keinem Nutzen waren. Darauf

---

1) Wie ein großer Herr leben. Die meisten Diebe von métier; um uns so auszudrücken, haben im Sinne sich reich zu stehlen und dann in einem anderen Lande auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Von den Tausenden gelingt es kaum einem Einzigen.

2) Um ihnen einen solchen Streich zu spielen.

stieg er ohne alles Geräusch, denn er hatte schon auf der Stoep seine Schuhe ausgezogen und sie in der Hand getragen, auf das Fenstergesimse und nahm die Klöppel aus den beiden Glocken, worauf er die eisernen Hacken der Läden aushob und versuchte, einen Laden zu öffnen, was ihm auch nach Wunsch gelang.

Paul nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß Alles nach Wunsch ging, und dann den Laden wieder schließend, damit der Schein des Lichtes nicht durch die Scheiben dringe, begab er sich zu dem eisernen Kasten, besah ihn genau von allen Seiten und drückte dann gegen einen der Füße, auf welchem der Kasten ruhte, wodurch das Plättchen, das das Schlüsselloch bedeckte, auf die Seite sprang. Dies konnte nicht ohne einiges Geräusch geschehen, so daß Paul nach dem Fenster ging, um beim ersten Zeichen der Bewegung im Hause hinauszuspringen und sich durch die Flucht zu retten.

Im ganzen Haus rührte sich nichts. Die Bewohner, in tiefen Schlaf versunken, bemerkten nichts von dem, was in dem Boudoir Mathildens vorfiel. Paul nahm die Schlüssel und schon der erste paßte in das Loch; Dank sei der Gewandtheit, mit der Gustav den Abdruck genommen, und der Geschicklichkeit Brams.

Der Kasten war in einem Augenblick geöffnet und das Erste, was Paul gewahrte, war die blecherne Trommel, von der Gustav gesprochen. Hastig ergriff er dieselbe, doch da sie geschlossen war, mußte er sie ungeöffnet mitnehmen, was ihm gerade nicht viel Mühe machte, da die Last nicht schwer war.

Er schüttelte die Trommel hin und her und merkte dadurch, daß sie nichts enthielt, was rasselte, und war deßhalb gewiß, daß ihn der Klang des Geldes oder anderer Dinge nicht verrathen werde. Er nahm die Trommel unter den Arm und ging noch einmal durch das Zimmer, um zu sehen, ob nicht noch etwas von der Gattung vorhanden sei. Nachdem ihm nicht ge-

lang, etwas zu finden, nahm er seine Schuhe in die Hand und sprang zum Fenster hinaus.

Der Sprung war nicht hoch, da, wie der Leser ohne Zweifel sich erinnern wird, das Boudoir der Wittwe beinahe mit dem Garten hinter dem Hause auf gleichem Boden stand. Für einen Amsterdamer Garten war er ziemlich groß, da Robert, um ihn zu vergrößern, das Haus in der Reguliersdwarstraat, an das der Garten früher sich anschloß, gekauft hatte und niederreißen ließ, und den Platz zur Vergrößerung des Gartens benützte, der durch eine hohe Mauer, worin eine Thüre angebracht war, von genannter Querstraße getrennt wurde.

Der Mond schien hell und leuchtete Paul, der sich auf der Schattenseite hielt, auf seinem Wege durch den Garten, der von schönen fremden Gewächsen und Blumen prangte, die langsam ihrem Absterben entgegengingen, denn Amsterdam ist ein Kirchhof der Blumen. — Endlich erreichte er die Pforte oder Thüre an der Mauer, hielt sein Ohr fest daran, um sich zu überzeugen, daß Alles ruhig und keine Bewegung sich hören lasse, steckte den falschen Schlüssel in das Schloß und öffnete ohne große Mühe die Thüre.

Auf der Straße hielt er einige Augenblicke still, um Athem zu schöpfen, denn während sich Paul in seinem Schlupfwinkel verborgen hielt und den Diebstahl verübte, klopfte sein Herz unruhig und der Athem stockte. Es war keineswegs die Stimme des Gewissens, die den Bösewicht beunruhigte. Was wußte er von Gewissen, der Mann, der seit seiner Jugend sich allem Leichtsinn hingegeben hatte. Als er den ersten Fehltritt that, ließ sich diese Stimme wohl hören, aber bei jedem darauffolgenden wurde sie immer schwächer und schwächer, und sein Aufenthalt im Gefängniß machte sie ganz verstummen. Nein, es war Furcht vor Entdeckung, Furcht vor weltlicher Strafe, die seinen Busen

ängstlich bewegte, Furcht vor Strafe auf dem Schaffot oder im Kerker — andere Strafe kannte er nicht!

Endlich machte er sich bereit, seinen Weg fortzusetzen, als er plötzlich in seiner Nähe Fußtritte hörte, und wie durch einen Zauberschlag stand ein Mann neben ihm, der mit der einen Hand nach der Trommel griff und mit der andern ihm eine Pistole auf die Brust setzte.

„Gebt her!" rief der Unbekannte, „augenblicklich, keine Minute gezögert! Kein Wort oder ich schieße Euch nieder!"

Verwundert sah der Bösewicht den reichgekleideten Unbekannten an. Er glaubte ihn zu erkennen und sagte:

„Ha, ich kenne Euch, geht voraus in das Mooriaantje!" Doch ein donnernd: „Schweigt und gebt her!" hemmte seine Zunge.

Die Augen Pauls schoßen Blitze, seine buschigen Augbrauen zogen sich zusammen und das Runzeln der Stirne zeigte, daß seine Gedanken schnell einen Plan erdachten.

„Keinen Augenblick länger, oder ich spanne den Hahnen!"

„Da, wollt Ihr sie Bram geben?" sagte Paul, während er die blecherne Trommel dem Anfallenden einhändigte.

„Ja, ja!" erhielt er zur Antwort, der Unbekannte nahm die Trommel und steckte die Waffe zu sich. Im selben Augenblicke, in welchem er sich umkehrte, nahm Paul ein langes Messer aus seiner Tasche und mit der linken Faust den Unbekannten ergreifend, stieß er ihm das schneidende Instrument von hinten bis an das Heft in den Hals.

Der Unbekannte machte einen convulsivischen Sprung und fiel dann nieder, ohne einen Laut von sich zu geben, während ein dicker Blutstrom aus der Wunde quoll, als Paul seine Waffe heraus zog. Hierauf stieß der Barbier noch zweimal das Messer in die Brust des Gefallenen, nahm die Trommel, die bei dem Schlacht-

opfer lag, und entfernte sich so schnell als möglich, ohne nach dem Unglücklichen sich umzusehen.... In diesem Augenblicke erwachte die Stimme des so lange eingeschlafenen Gewissens mit verdoppelter Stärke; der erste Mord des Diebes!

Badend in seinem Blute lag der Verwundete auf der Straße ausgestreckt, als ob ihn der Lebensgeist schon verlassen hätte; kein Glied rührte sich, nur die convulsivische Bewegung des Mundes zeigte, daß die Seele aus dem Körper noch nicht entflohen war.

Langsam schien der Gefallene aus seiner Betäubung zu erwachen und endlich öffnete er schmerzlich die Augen. Er tastete um sich auf den durch sein Blut roth gefärbten Steinen, er kroch auf Händen und Füßen ein wenig vorwärts und versuchte sich aufzurichten, aber seine Kräfte versagten ihm jeden Dienst; er stieß einen fürchterlich gellenden Schrei aus, wie er keinem menschlichen Wesen möglich, sank nieder und blieb bewegungslos liegen.

Die tiefe Stille, die noch vor wenigen Augenblicken geherrscht hatte, wurde unterbrochen; da und dort hörte man eine Hausthüre aufschließen oder ein Fenster öffnen: der Schrei des Sterbenden hatte die Bewohner der Querstraße aus ihrem Schlafe geweckt.

„Was war das?" frugen sie einander.

„Gott weiß es, aber es war ein Schrei, wie ich noch nie einen hörte."

„Liegt nicht da etwas, da in dem Schatten der Gartenmauer.....?"

Ein leises Geröchel lockte die Leute dorthin.

Auf den angedeuteten Platz gekommen, schauerten sie zurück bei dem Anblicke des Sterbenden; seine Augen schienen aus ihren Höhlen getreten, der Mund war weit aufgesperrt und schien nach Luft zu schnappen, während die Hände, die der Unglückliche hie und da schnell in die Höhe hob, kraftlos in das Blut wieder niedersanken.

Man richtete den Sterbenden auf; ein Blutstrom schoß aus seinem Munde auf die Hände der Helfenden.... ein krampfhaftes Zusammenziehen, ein tiefer Seufzer.... und sein Leiden war geendet, er war todt!!

So starb der Edelmann Gustav, Baron von Hunter und seine Leiche wurde von einigen Männern bis unter die Straßenlaterne getragen.

. . . .

Früh am Morgen kam ein großes Fuhrwerk, der Gasthutswagen [3]) genannt, auf welchen die Leiche des Unbekannten gelegt wurde, um in das Krankenhaus geführt zu werden.

Woestbergen gewahrte schon am frühen Morgen den Diebstahl, der aber keineswegs so ansehnlich war, als von Hunter sich vorgestellt hatte, da die Trommel nur sieben russische Obligationen enthielt, statt hundert. Zugleich vernahm er den Mord, der vor seiner Gartenthüre verübt worden war und er begriff, daß der Mord sehr leicht mit dem Diebstahl in Verbindung stehen konnte. Zuerst nahm er sich vor, mit dem Kolonel die Sache zu untersuchen; doch als dieser nicht erschien — der Leser weiß, warum es dem unglücklichen van Bergen unmöglich war — ging er selbst in das Krankenhaus und erkannte in der Leiche seinen Freund Gustav, Baron von Hunter. — Später wurden die irdischen Ueberreste des deutschen Edelmannes auf kostbare Weise zur Erde bestattet und die Gründe, warum und von wem er ermordet worden, sind immer ein Geheimniß für die Kreise geblieben, in denen er sich zu bewegen gewohnt war.

Als Mathilde den Tod des Barons vernahm, warf sie der Schrecken auf das Krankenbett, von dem sie nur langsam wieder genas. Oft weinte sie in der

---

1) Der Todtenwagen des Krankenhauses.

Stille und die Thränen, die dann über die Wangen rollten, waren die stummen Zeugen, wie sehr das schreckliche Ende des Barons sie schmerzte. Er war ja der Vater ihres Kindes.

. . . .
. . . .

Den Mörder hat man nimmer gefunden. Was aus Paul dem Barbier geworden, ist ein Geheimniß geblieben, das nicht entschleiert werden wird, bis die Todten auferstehen.

V.

Henri Smith.

An der Buitankant zu Amsterdam und zwar an dem Theile, welcher den Namen De slijpsteenen trägt, befindet sich das Wirthshaus Het zwaantje, ein Wirthshaus, in welchem überseeische Kaufleute und Landleute gewöhnlich wohnen, und dadurch hatte Het zwaantje, obwohl es den meisten Bewohnern der Hauptstadt unbekannt ist, einen überseeischen Ruf erhalten, den wir ihm keineswegs streitig machen wollen.

In einem der Zimmer dieses Wirthshauses oder Gasthofes, wie man Het zwaantje nennen will, saßen zwei Männer, deren Namen wir nur zu nennen haben, um alle Personalbeschreibung unnöthig zu machen. Der Eine war Carl Hauser, den wir bereits bei dem Anfang unserer Geschichte als den ungarischen Doktor, den Mörder der Mutter Franks und Claras kennen lernten, der Andere war der Linksche, der uns von dem Wirthshause David Rams her nicht unbekannt ist.

Der ungarische Doktor schien auf den ersten An-

blick etwas verändert zu sein, doch bei einer genaueren Betrachtung sah man bald, daß die Veränderung nur der verschiedenen Kleidung zuzuschreiben war, da die Kleider, die er jetzt trug, merklich von denen abstachen, in welchen wir ihn an dem Krankenbett Helena's trafen. Damals trug er einen enganschließenden sammtnen Rock mit einer Menge kleiner Knöpfe besetzt, eine Hose von demselben Stoffe und hohe Stiefel, deren Sohlen mit Nägeln beschlagen waren, nebst einem blauen langen Mantel und einem hohen breitkrämpigen Hute.

Jetzt erscheint er ganz anders vor uns. Eine feine schwarztuchene Hose umschloß seine schön gebauten Beine, während ein blauer Rock mit kupfernen Knöpfen, eine weiße Weste und ein schwarzes Tuch mit umliegendem Hemdkragen ihn sogleich als Schiffsmann bezeichneten. Seine braune Gesichtsfarbe war noch dunkler geworden, aber nie glänzten seine Augen mit dem Feuer, welches jetzt darin strahlte, nie war so viel Ernst auf der edel gewölbten Stirne gewesen.

Auch der Linksche, wir wollen ihn so nennen, bis es Zeit sein wird, dem Leser seinen wahren Namen zu nennen, auch der Linksche schien besser gekleidet als zu der Zeit, da er in dem Wirthshause des krummen David sich mit dem Wirthe unterhielt. Eine Hose und ein Rock, beide feines blaues Tuch, der Letztere mit Possamentur schön verziert, umschlossen seine kräftige Gestalt; im Uebrigen trug er, wie Carl Hauser, eine weiße Weste, umgeschlagenen Kragen und weißen Hut, nebst Strümpfen von derselben Farbe und Schuhe.

„So viel ich von ihm erfahren konnte, Doktor, ist er noch immer derselbe, und es wäre gefährlich, mich ihm zu zeigen; ich trage Ihnen deßhalb die Sache auf, die ich zu besorgen übernommen habe. Sie sind erstens Adam Smith unbekannt und werden darum vielleicht mehr bei ihm vermögen als ich, dessen er sich noch von früher erinnern wird, um so mehr, da er

weiß, daß ich stets der Freund seines unglücklichen Bruders war."

„Ich nehme die Sache gerne auf mich," sagte der Doktor. „Wir sind zu lange an Bord desselben Schiffes gewesen, als daß ich Ihnen nicht den kleinen Dienst erweisen sollte. Erinnern Sie sich noch, Steuermann, Ihr Erstaunen, als Sie diesen Ring an meinem Finger sahen, den Sie sogleich als den Trauring Ihres Freundes erkannten?"

„Ja, und das veranlaßte Sie, mir zu erzählen, wie Sie zu dem Ring gekommen waren. Aus Armuth war die Frau meines Freundes genöthigt, dies Kleinod an Sie zu verkaufen und Sie gaben ihr etwas mehr dafür, als der Goldschmid bot . . . darauf ist sie gestorben und . . ."

„Ja, ja," fuhr Carl Hauser fort, „darauf ist sie gestorben, das ist ja nichts so Besonderes. . . . . Sie hatte die Auszehrung und dafür ist kein Kraut gewachsen." Und dann hastig von diesem Punkte abbrechend, fuhr er fort: „Aber sagen Sie mir 'mal, Steuermann Wild, wie muß ich es bei dem Herrn Smith anfangen?"

„Das werde ich Ihnen sagen, Doktor," antwortete Wild, „indem ich Ihnen in wenigen Worten meinen Lebenslauf mittheile und die Schicksale meines Freundes erzähle. Henri Smith, der jüngere Bruder Adam Smiths war mein Schulkamerade und der Freund meiner Jugend. Als wir beide die Schule verließen, kam er auf ein Kaufmannskomptoir, um den Handel zu lernen und ich ging zur See. Jahre vergingen, ohne daß wir einander wiedersahen, als ich ihn ganz unerwartet in Indien traf. So wunderbar sind die Wege der Vorsehung; gewiß, der Gedanke, den Freund in einem so entlegenen Orte der Welt wieder zu treffen, war mir nie in den Sinn gekommen.

„Ich wünschte sehr seine Lebensgeschichte zu hören

und nachdem ich ihn mit der meinigen bekannt gemacht hatte, gab er mir folgende Erzählung seines Lebenslaufes."

* * *

„„Ich wurde auf ein Kaufmannskomptoir gethan, wo ich die Handlung lernte. Mein Patron war ein stolzer und herrschsüchtiger Mann, der nur für Geld und wieder Geld Achtung hatte und seine Frau stimmte hierin vollkommen mit ihrem Manne überein. Sie hatten eine Waise, die Tochter eines entfernten Verwandten zu sich genommen; aber das Leben, das das Mädchen in dem Hause des Kaufmanns hatte, war unerträglich, denn ihr fehlte ja gerade das, was sie bei ihren Verwandten hätte geachtet und geliebt machen können. Unaufhörlich mußte sie es hören, daß ihr verstorbener Vater ein Verschwender gewesen und sie eigentlich in das Waisenhaus gehöre, und sie nur der Güte und Sorgfalt ihrer Freunde und Verwandten es zu danken habe, daß sie nicht in einer wohlthätigen Anstalt untergebracht worden sei.

„„Das Loos der schönen Helena — denn schön, schön wie die Engel und fromm und gut wie sie sind, war das unglückliche Mädchen — schmerzte mich und bald verwandelte sich mein Mitleiden in eine Liebe, die größer als mein Mitleiden je gewesen.

„„Auch Helena schien mir nicht ungeneigt zu sein, und bald liebten wir einander mit solch' unaussprechlicher Liebe, wie sie nur ein Mensch je fassen kann. Ich werde mich nicht in das Breite über unsere gegenseitige Neigung auslassen,"" so fuhr mein Freund in seiner Erzählung fort, „sagte der Steuermann Wild, während er seinen Becher leerte, gleichsam um neue Kräfte zu sammeln zur weiteren Erzählung der Schicksale seines Freundes.

„„Genug ist es für Dich zu wissen, daß wir eine Heirath mit einander schloßen. Helena verließ ihre Verwandten, die sie ruhig ziehen ließen und sie wurde die Meine, ohne daß es Jemand, außer meinem Bru-

der Adam und einem vertrauten Freunde bekannt wurde.

„„Du wirst fragen, Wild,““ also sprach mein Freund, „„warum ich meine Verheirathung vor meinem Vater geheim hielt; ich war sicher, daß er nie seine Zustimmung zu einer Heirath zwischen mir und einem Mädchen, das nichts besaß, gegeben hätte.

„„Ich begann mein eigenes Geschäft und fing selbst zu handeln an, doch da sich mein Vater weigerte, mir ein Kapital zu geben, war es mir unmöglich, meinen Handel so auszubreiten, daß derselbe so viel eintrug, um mich und meine Frau zu ernähren. Suche, so war mein Vater zu sagen gewöhnt, wenn ich ihn um Geld bat, suche eine reiche Frau zu bekommen, das wird Dir Geld verschaffen zur Ausbreitung Deines Geschäftes . . . doch das war mir unmöglich. Inzwischen war Helena Mutter geworden und dies vergrößerte die Bedürfnisse. Da mein Vater allgemein als reicher Mann bekannt war, liehen mir Wucherer auf unerhörte Zinsen Geld, und das mußte natürlich meine Umstände verschlechtern, statt verbessern.

„„Wenn man Geld nöthig hat, greift man zu allen Mitteln, um sich das Nöthigste zu verschaffen und wüßte man auch, daß es den unvermeidlichen Untergang zur Folge hätte. Geld mußte ich haben, und um dieß zu bekommen, benutzte ich den Kredit, den ich als Sohn eines reichen, großen Kaufmannes hatte. Ich kaufte von einem Silberarbeiter auf Rechnung verschiedene Kostbarkeiten, die ich wieder verkaufte und hatte gewöhnlich die Hälfte, wo nicht mehr Schaden. Doch was sollte ich thun? Mir blieb keine Wahl über und meine Frau und mein Kind konnte ich nicht Mangel leiden sehen. Schon war ich eine bedeutende Summe dem Silberschmid und den Geldausleihern schuldig, als ich plötzlich vernahm, daß das Haus meines Vaters seine Zahlungen einstelle, mit einem Wort, daß mein Vater bankerott sei.

„„Wie ein Wahnsinniger eilte ich zu meinem Vater und vernahm, daß das Gerücht nur allzu wahr.

„„Mein Vater erzählte mir, daß schon seit einigen Jahren seine Sachen durch wiederholte Verluste in den erbärmlichsten Zustand gekommen; um sich zu retten, habe er darauf gedrungen, daß ich oder mein Bruder eine reiche Heirath machen sollten; wäre das geschehen, so würde er jetzt nicht in diese Umstände gekommen sein.

„Ich suchte meinem Vater Muth einzuflößen; er war als ein braver, ehrlicher und fleißiger Mann an der Börse bekannt und hatte viel vermögliche Freunde. Vielleicht, so dachte ich, werden ihm die Freunde ihre Hülfe und ihren Beistand nicht versagen. Mein Vater schüttelte aber den Kopf und sagte:

„„Bravheit, Ehrlichkeit und Fleiß werden sehr gerühmt, so lange sie mit Reichthum gepaart sind; ohne Geld haben diese Tugenden keinen Werth; und was die Hülfe der vermöglichen Freunde betrifft, nur ein Thor setzt auf diese sein Vertrauen. Die einzige Hoffnung — fuhr mein Vater schmerzlich fort — während er meine Hand ergriff und sie in der seinigen drückte, meine einzige Hoffnung setze ich auf Deinen Bruder und Dich; ihr sollt mich vor Armuth und Mangel schützen; das Kostbarste, was ich besitze, können mir meine Gläubiger nicht rauben, und das bist Du und Dein Bruder, und ich danke dem Himmel, daß er mir Söhne gegeben, von deren Rechtlichkeit und Fleiß ich mir eine glückliche Zukunft versprechen darf. Henri, Du siehst jetzt, daß es keine Härte war, die mich Deine Bitten um Geld zurückweisen ließ; ich war nicht im Stande, Dein Verlangen zu befriedigen und mein Herz blutete, wenn mein Mund Dir etwas verweigerte. Die Hoffnung, durch den einen oder andern Zufall gerettet zu werden, zwang mich auch, die wahre Sachlage vor euch verborgen zu halten, und ohne Zweifel glaubtet ihr, es seie schlechter Wille, was mir zu thun

unmöglich war, eine Unmöglichkeit, die mir besonders, weil ich Dich, o Henri, nicht unterstützen konnte, sehr zu Herzen ging.“ “

Es schien, der Erzähler sei durch diese Worte besonders schmerzlich berührt, denn er schwieg plötzlich und wischte eine Thräne, die unwillkührlich aus seinem Auge perlte. Etwas heftig ergriff er die Flasche, füllte sein Glas und trank es in einem Zuge leer.

„Vielleicht mißfällt Ihnen meine Erzählung, Doktor,“ sagte Wild.

„O nein Steuermann,“ antwortete dieser, „keineswegs, und da Sie mir die Sachen Ihres Freundes in die Hände gegeben, muß ich doch etwas mit seiner Geschichte bekannt sein!“

„Nun denn,“ sagte der Steuermann und fuhr in seiner Erzählung fort:

„„Ich werde Dir nicht zu sagen haben, daß mich die Worte meines Vaters schmerzlich berührten,““ sagte mein Freund Henri Smith. „„Der gute Greis setzte sein Vertrauen auf mich, der selbst der Hülfe Anderer bedurfte; ein Händedruck war die einzige Antwort, die ich ihm gab; ich hatte nicht den Muth, meinem Vater die Sachen offen darzulegen, ihm zu erklären, daß er nichts von meiner Hülfe erwarten könne, und seine Hoffnung zu vernichten.

„„Kaum war der Bankerott meines Vaters allgemein bekannt geworden, als meine Gläubiger kamen und dringend verlangten, ich sollte ihre Forderungen erfüllen.

„„Der mich am meisten von Allen drängte, war der Silberschmid Johann Horst; er verlangte die Waaren zurück, die er an mich verkauft hatte, und als ich dies nicht konnte, nannte er mich einen Betrüger und bald war ich als solcher bekannt, ja man sagte dazu, daß ich die Ursache des Unglücks sei, das meinen Vater betroffen, der nun um so mehr beklagt

wurde, ohne daß jedoch einer seiner Freunde die Hand zu seiner Hülfe geboten hätte.

„„Und doch war ich unschuldig. Gott kannte meine Unschuld und diese Ueberzeugung ließ mich mit Gelassenheit den Haß und die Verachtung der Menschen ertragen.

„„Als die meisten Gläubiger sahen, daß es mir gänzlich unmöglich sei, ihre Wünsche zu erfüllen, hielten sie mit ihren Verfolgungen inne, ausgenommen Johann Horst, der sie im Gegentheil mit desto größerem Eifer, ja mit Unmenschlichkeit betrieb.

„„Er forderte mich vor Gericht und als ich auch da meine Zahlungsunfähigkeit zu erkennen gegeben, erhielt Horst das Recht, sich meiner Person zu versichern oder lieber mich durch Einsetzung in den Schuldthurm zur Zahlung zu zwingen.

„„Ich suchte und fand einen Versteck bei Helena, meiner lieben Frau; bei Tage wagte ich es nicht, mich auf der Straße zu zeigen, aus Furcht, gefangen genommen und in das Werkhuis[2]) gebracht zu werden; aber sobald die Sonne untergegangen war, besuchte ich meine Freunde, und nicht alle ließen mich hülflos von sich gehen. Daß ich mich an meinen Bruder Adam wandte, war natürlich; aber dieser, als wäre er mir ganz unbekannt, erklärte, nichts für mich thun zu können, um so mehr, da ihm nun mein Vater zur Last falle; zugleich ersuchte er mich, ihn mit meinen Besuchen zu verschonen, da er es nicht gerne sehen würde, daß ihn die Welt im Verdacht habe, er pflege mit Jemand Umgang, der allgemein als schlechter Mensch bekannt sei. So konnte mein Bruder sprechen, der, meiner Unschuld bewußt, überzeugt war, daß die

---

2) Das Schuldgefängniß zu Amsterdam befindet sich in dem sogenannten Werkhuis, steht aber unter besonderer Aufsicht.

Gerüchte über mich lauter Lästerung und Lüge waren. Helena liebte mich ebenso treu und innig, wie damals, als die Welt in mir den Sohn eines der reichsten Kaufleute Amsterdams zu sehen meinte. Sie war es, die mich ermuthigte, wenn ich sie niedergeschlagen und hoffnungslos ansah; sie flößte mir Vertrauen auf die Zukunft ein. Doch wie schrecklich war die Zukunft der armen Frau! Sie wissen ihr Ende, Doktor, inmitten der Armuth und des Elendes, Seelen- und Körperleiden zur Beute, hauchte sie den letzten Athem in einer armseligen Wohnung aus. War das der Lohn ihrer Tugend, ihrer Treue und aufrichtigen Liebe.""

Wiederum brach der Steuermann die Erzählung für einige Augenblicke ab; aber Karl Hauser, in dessen Innerem bei dem Hören der letzten Worte eine bange Erinnerung wach geworden, ersuchte seinen Reisegenossen Wild, in der Erzählung der Schicksale Henri Smiths fortzufahren, was der Steuermann auch that.

„Hören Sie," sagte er und fuhr fort.

„„Helena mußte zum zweiten Male Mutter werden, und zwar in einem Zeitpunkt, da ich es am wenigsten erwartet hatte, sollte sie mir ein zweites Pfand unsrer Liebe schenken. Ich eilte aus dem Hause, um ihr die nöthige Hülfe zu verschaffen, doch kaum war ich die Straße zu Ende, als ich plötzlich einen Herrn auf mich zukommen sah, der mir sagte: „„„Herr Henri Smith, Sie sind mein Arrestant!""" und mir zugleich den Befehl meiner Gefangennehmung vorhielt.

„„Wie vom Donner getroffen, sah ich wechselweise den Thürwärter und das fatale Papier an.

„„„Nie! — rief ich, — jetzt nicht, und ich suchte mit Gewalt zu entfliehen; doch es sollte mir nicht glücken, denn der Thürwärter hielt mich zurück.

„„„Mein Herr, — sagte er mir, — Sie sind ein Mann von besserem Stande, und darum möchte ich nicht, daß Sie mich zwängen, zu unangenehmen Maßregeln meine Zuflucht zu nehmen. Dort sehen Sie

zwei Agenten der Polizei, auf den leisesten Wink sind sie bereit, mir beizustehen. Folgen Sie mir freiwillig, es ist das beste Theil, das Sie erwählen können.""""

""Ich sah, daß der Mann, der jetzt wie ein Presser vor mir stand, die Wahrheit sprach und antwortete ihm also: """"Mein Herr, — sagte ich, — meine Frau ist auf dem Punkt, Mutter zu werden; um für sie die nöthige Hülfe zu besorgen, hatte ich die Unvorsichtigkeit, meine Wohnung zu verlassen, vergönnen Sie mir nur, meiner Frau Lebewohl zu sagen und ohne allen Widerstand werde ich Ihnen folgen.""""

""Der Thürwärter lachte und schien mir nicht zu glauben, doch als ich dringender wurde, als ich Gott zum Zeugen anrief, da sah ich, daß er gerührt wurde und dankbar nahm ich die Worte auf, die er auf freundliche und wohlwollende Weise zu mir sprach. """"Ihre Bitte kann ich nicht gewähren, — sagte er, — doch ich werde Ihnen zu Dienst sein; mit einander wollen wir die ärztliche Hülfe für Ihre Frau suchen, das ist Alles, was ich thun kann.""""

""Beruhigt über den Zustand meiner Frau, folgte ich dem Thürwärter und kurz darauf befand ich mich in dem Schuldthurm.""

Steuermann Wild hielt noch einmal inne, und es folgte eine lange Pause. Der Erzähler schien heftig ergriffen und Hauser, der aufgestanden war, lief mit raschen Schritten in dem Zimmer auf und nieder.

* * *

Wir wollen von diesem Ruhepunkt Gebrauch machen, um unsre Leser über einen der wichtigsten Punkte zu unterhalten.

Wir haben schon gesagt, daß die Gijzeling (Gefängniß für Schuldner) zu Amsterdam sich in dem sogenannten Werkhuis befindet, einem großen Gebäude an dem Ende der Kerkstraat. Es liegt keineswegs in

unserer Absicht, eine genaue Beschreibung dieses Gebäudes zu geben, in welchem soviel Jammer und Elend wohnt; das Folgende möge nur als eine weniger bekannte Besonderheit hier stehen. Das Werkhuis hat zwei Eingänge, eine große Pforte an der Fronte des Gebäudes nach der Seite der Plantaadje und eine kleinere Thüre in der Mauer der Kerkstraat. Ueber der letzteren gewahrt man einen ausgehauenen Löwen, unter welchem folgende Inschrift stand, die um ihrer falschen Stellung willen erst unlängst unter dem Könige der Thiere verschwunden ist:

Schrik niet, ik wreek geen kwaad maar dwing tot goed,
Straf is mijn hand, maar lief'lijk mijn gemoed.[3])

Der Schuldthurm[4]) ist ein großes Gemach über der Wohnung des Bäckers; in demselben sind die Gefangenen alle beisammen; durch die sogenannten Koeckoeken ist es den Gefangenen unmöglich, einen Blick durch die Fenster zu werfen. Das ganze Gemach ist von einer Gallerie umgeben, worauf sich die Schlafstätten

---

3) Erschrick' nicht, ich räche ja nicht Schuld und zwing zum Guten,
Hart ist zwar meine Hand, doch liebreich mein Gemüth.

4) Dieser Thurm hat nur einmal zum Ausgang für einen der unglücklichen Bewohner dieses Hauses gedient. Die berüchtigte Mörderin Brummelkamp, welche hier eingekerkert war, war die erste, welche durch diese Pforte ging, um auf dem Schaffot guillotinirt zu werden. (Sie und ihre Dienstmagd, nebst noch einer Person, die desselben Verbrechens schuldig waren, sind die Ersten, welche in Amsterdam guillotinirt wurden.) Nach dieser Zeit ist die Pforte nicht mehr geöffnet worden.

befinden, während ein kleines Zimmer daran gränzt, das zum Sprechzimmer dient. Die Kost der Gefangenen ist ungleich besser, als die der andern Bewohner des Werkhuis, welch' letztere meist aus Bettlern, liederlichen Frauen, Leuten, die sich kleiner Verbrechen schuldig gemacht haben, nebst solchen besteht, die durch ihre Armuth gezwungen, hier einen Schlupfwinkel suchen, um nicht in Hunger und Armuth umzukommen. Die Schuldgefangenen erhalten dieselbe Speise, wie die Suppoosten [4]), weßhalb sie auch Suppoostenkost genannt wird. Der Schuldthurm ist ganz abgeschieden von dem Werkhuis, er hat seine besondere Aufsicht und Niemand wird in denselben eingelassen; nur solchen, welche unglückliche Schuldner zu sprechen wünschen, ist es gestattet, sich mit ihnen im Sprechzimmer zu unterhalten. Die Aufsicht über diese Einrichtung ist einem Cipier [5]) vertraut, während die des Werkhauses aus Direktor und Direktorin, Schout und Schoutin besteht, nebst einer Menge Leuten, die nichts anderes als Aufseher und Aufseherinnen sind, aber den ehrwürdigen Namen Vater und Mutter tragen. Das Kostgeld für die Gefangenen in der Gijzeling muß jedesmal einen Monat vorausbezahlt werden und wenn es geschieht, daß am verabredeten Tage, mit Schlag zwölf Uhr das Geld nicht da ist, so wird der Gefangene augenblicklich frei gegeben, welche Freiheit ihm nicht mehr genommen werden kann.

Wir halten es keineswegs für unpassend, einige Bemerkungen an diesem Orte über den Schuldthurm einzuschalten, ohne in Einzelheiten einzugehen.

Der Schuldthurm ist ein Gefängniß für die, welche ihre Schulden nicht bezahlen können oder wollen. Wenn man vorsichtiger mit dem Kredite wäre, würde

---

5) Untergeordnete Aufseher.
6) Gefangenenwärter.

der Schuldthurm weniger Unglückliche in seinen Mauern sehen.

Nur als Zwangmittel zum Bezahlen kann dieser Kerker betrachtet werden, und als solcher ist er ein nützliches und zugleich nothwendiges Institut für solche, die ihre Schulden bezahlen können, aber nicht wollen. Für den aber, der von allen Mitteln zur Bezahlung entblößt ist, ist der Schuldthurm ein hartes, schändliches und ungerechtes Institut; ein Institut, das die Schuld des armen Schuldners immer größer macht, und endlich so groß, daß ihm jede Aussicht, je zu bezahlen, genommen ist. Der Dieb wird mit fünf oder sechs Jahren Zuchthaus bestraft, der, der sich auf unrechtmäßige Weise des Gutes Anderer, oft der Wittwen und Waisen, bemächtigt, muß sein Verbrechen mit Gefängniß von zehn bis zwölf Jahren büßen, während der größte Bösewicht nicht länger als zwanzig Jahre in den Kerkern bleiben darf, und zugleich immer noch die Möglichkeit hat, durch ein gutes Betragen oder andere günstige Umstände seine Strafe verkürzt zu sehen. Die Verbrecher wissen, wenn sie in den Kerker treten, wann sie denselben wieder verlassen können; sie wissen, daß jeder Tag, den sie hier zubringen, ihre Strafzeit verkürzt; nach einem Verlauf von fünf, zehn, zwölf, ja zwanzig Jahren wird der Tag ihrer Freiheit anbrechen, und diese Aussicht schützt sie vor der Verzweiflung. Der arme Schuldner, der vielleicht um einer Schuld von zwei- oder dreihundert Gulden, oder wohl einer noch geringeren Summe willen, von einem unbarmherzigen Gläubiger gefangen gehalten wird, weiß, daß nur die Bezahlung seiner Schuld, — welche, wie wir schon bemerkten, in jedem Monat zunimmt durch den Betrag des Kostgeldes — oder der gute Wille seiner Gläubiger ihm seine Freiheit wiedergeben kann.

Bezahlen ist ihm eine Unmöglichkeit, und was kann er von dem Gefühle eines Menschen erwarten, der ihn dem Schooße seiner Familie entriß, ihm seine Existenz-

mittel raubt, weil er eine unbedeutende Schuldforderung nicht bezahlen kann. Fünf Jahre lebt er im Schuldthurme; er glaubt entlassen zu werden, allein der zweite Gläubiger ist da... Seine Freiheit bleibt ihm genommen! Es gibt verschiedene Beispiele, daß Männer, die in der Blüthe der Jahre in den Schuldthurm traten, um der sogenannten Rekommandazion[7]) willen, ihn als Greise verließen. Ist denn das Nichtbezahlen der gemachten Schulden ein so großes Verbrechen, daß so lange dauerndes Gefängniß die Strafe dafür sein muß? Ist es nicht eine Ungerechtigkeit, daß das Gericht dem einen Menschen ein so großes Recht über den andern gibt, daß der eine Bürger das Recht hat, den andern Bürger, nur wegen einer Schuldforderung, die schönste Zeit seines Lebens in dem Kerker vertrauern zu lassen, ihn dadurch seiner Existenzmittel zu berauben und seine Familie in Armuth und Elend zu stürzen? O, wenn die Mauern des Schuldgefängnisses sprechen könnten, von welchem Jammer, welchem Elend, welcher Verzweiflung müßten sie erzählen! Und wie viel wird oft angewendet, um diesen oder jenen Unbedachtsamen so weit zu bringen, daß er das Gefängniß beziehen muß!

Aber warum Schulden gemacht, sagen vielleicht Manche; mache keine Schulden, von denen Du voraus weißt, daß Du sie nicht bezahlen kannst, dann brauchst Du Dich vor dem Schuldgefängnisse nicht zu fürchten, und das Gericht wird Niemanden ein Recht auf Dich geben. Die Wahrheit dieser Worte bezweifelt man nicht,

---

1) Rekomandazion ist ein Mittel, um der Schuldner lange gefangen zu halten. Verschiedene Gläubiger vereinigen sich, um, sobald die fünf Jahre Strafzeit für den Einen vorüber sind, den Unglücklichen aufs Neue für den Andern ins Gefängniß zu thun. Der Schuldner wird auf diese Weise Weise von dem einen Gläubiger an den andern rekomandirt.

aber man vergönne uns nur zwei Beispiele, zwei Thatsachen anzuführen, die, wie wir glauben, beweisen, wie leicht man in Schulden gerathen kann, und wir wollen das Urtheil den Moralisten überlassen, ob jugendlicher Leichtsinn eine so schwere Strafe verdient.

Der junge S. — wollten wir unbescheiden sein, so könnten wir den Namen der Person mittheilen — war der einzige Sohn allgemein für reich gehaltener Aeltern. Ohne schlecht zu sein, hatte S. einen leichtsinnigen Charakter, und eine seiner größten Schwachheiten war die Liebe zur Verschwendung und zu Vergnügen. Nichts war ihm zu kostbar, Alles, was ihm gefiel, wurde gekauft, und Niemand war freigebiger im Austheilen von Geschenken, als er. Die Kaufleute, bei welchen er Schulden machte, verleiteten ihn zu einer größeren Verschwendung, obgleich der alte Herr, als er einst viele Schulden seines Sohnes bezahlte, einige Kaufleute gewarnt hatte, dem jungen Manne keinen Kredit mehr zu geben, da er seine Schulden nicht mehr bezahlen werde. Der Vater starb nach einiger Zeit, und statt seinem Sohne große Schätze zu hinterlassen, war seine ganze Hinterlassenschaft nöthig, seine eigene Schulden zu bezahlen. Nun nahmen die Gläubiger des jungen S. einen ganz andern Ton an, und einige Gläubiger wußten es so weit zu bringen, daß S. in seinem Leichtsinne Verbindlichkeiten einging, welchen er, wie natürlich, keine Folge geben konnte. Als darum die Zahlungszeit erschien, forderten seine Gläubiger ihn vor Gericht, erhielten das Recht des Leibzwanges auf ihn und machten auch von demselben Gebrauch. Als Jüngling betrat er das Schuldgefängniß, und verließ es in sehr vorgerücktem Lebensalter. Von dem einen unbarmherzigen Gläubiger wurde er dem andern rekommandirt. Welchen Vortheil brachte die lange Gefangenschaft seinen Verfolgern? Sein Leben war zernichtet. Ueberdieß hatten die Schöpfer seines Unglücks soviel Kostgeld für ihn bezahlt, daß die Summe desselben den

Betrag ihrer Schuldforderungen weit überstieg. Die langen Jahre, die er in dem Schuldgefängniß in gänzlicher Unthätigkeit zugebracht, hatten ihn zu jeder Arbeit untauglich gemacht, und endlich suchte er, durch Armuth und Elend dazu gezwungen, eine Zuflucht in dem Werkhuis, wo er gestorben ist.

Als zweites Beispiel diene Folgendes, ebenso sehr Wahrheit, wie das vorige, ohne alle Erdichtung. Die Hauptperson ist ein fleißiger und doch unvermöglicher Handwerker. Sein Name bleibt ein Geheimniß, aber soviel können wir sagen, er war ein Zimmermann, und über seinen Lebenswandel ist wenig zu bemerken. Er war ein liebevoller Gatte, ein sorgender Vater für seine Kinder. Ein Holzhändler wußte ihn zu allerlei Unternehmungen zu veranlassen und lieferte ihm Holz zu sehr hohem Preise, da es dem Zimmermann an Mitteln fehlte, um sogleich zu bezahlen. Endlich als die Schuld eine ansehnliche Höhe erstiegen, drang der Holzhändler auf Bezahlung, die zu leisten der Zimmermann aber nicht im Stande war. Die Schuld wurde vor Gericht gebracht, und der Holzhändler ließ den Unglücklichen, nachdem er die Macht dazu erhalten hatte, in den Schuldthurm setzen, in der Hoffnung, die Familie des Schuldners werde die Schuld bezahlen. „Verwandte erlauben sich gegen uns viele Freiheit, erweisen uns aber wenig Dienste. Wenn ein Fremder uns mit seiner Börse nicht helfen kann oder will, so wird er uns wenigstens mit Verweisen verschonen. Aber bei Verwandten findet man oft die schrecklichste Kargheit der Hülfe und eine verschwenderische Freigebigkeit mit ihren Ermahnungen.“ Diese Worte lasen wir einst irgendwo, und der arme Zimmermann erfuhr die Wahrheit derselben. Er wurde von seinen Verwandten beklagt; aber Niemand wollte die Hand zu seiner Rettung bieten. Fünf Jahre blieb er in dem Kerker, bis endlich seine Gläubiger ihm nach dem Rechte seine Freiheit wiedergeben mußten. Da kehrte er zu den Seinen zurück, die er im tiefsten Elend und schwerer

Armuth wiederfand; die langdauernde Gefangenschaft nahm ihm alle Lust zum Arbeiten, und seine Hände waren zum Geschäfte ungeschickt... In der Verzweiflung machte er durch Selbstmord seinem Leben ein Ende.

Wir glauben, daß beide Beispiele genugsam die Nachtheile der Schuldgefängnisse beweisen.

Die Schuldgefangenschaft ist eine Strafe; diese Strafe muß der Schuld gleichkommen, oder sie ist ungerecht. Und ist diese Strafe dem Verbrechen gleich? Wer sagt hierauf nicht nein! Um so mehr, wenn man bemerkt, daß der Kaufherr eigentlich die Ursache seiner eigenen Täuschung ist, indem er zu leichtsinnig und thöricht ein zu großes Vertrauen in den Käufer setzt! Ist der Schuldner unvermögend, so hat ja das Gefangensetzen gar keinen Nutzen.

Kein Gläubiger sollte das Recht haben, Jemand in das Schuldgefängniß zu setzen, wenn es gewiß ist, daß seine Schuldforderung aus einem thörichten Vertrauen, aus einem allzu großen Kredit des Schuldners entstanden ist. Darum sollten die Umstände des Schuldners, solange er die Schuld machte, genau untersucht werden, damit das Gericht sich überzeugen könnte, ob diese Umstände solcher Art waren, daß sie ein so großes Vertrauen und den Kredit rechtfertigten.

Jeder Schuldner, den seine Gläubiger ins Gefängniß thun lassen, müßte gezwungen sein, nach Maßgabe seiner Geschicklichkeit zu arbeiten, um sich seine Existenzmittel zu verschaffen, ohne dem Gläubiger zur Last zu fallen. — —

Nach einigen Augenblicken setzte sich der Doktor wieder und ersuchte den Steuermann, die Geschichte seines Freundes fortzusetzen. Wild, in tiefes Nachdenken versunken, erwachte aus seinem Traum und fuhr also fort:

„Ich erzählte Ihnen, daß Smith in das Schuldgefängniß kam; hören Sie weiter:

„„Ich will Dir nichts sagen von den Menschen, welche ich da antraf,““ sprach er zu mir, „„die meisten waren durch das Unglück gleichgültig gegen ihr Schicksal geworden und sahen in jedem Neulinge nicht einen Unglücklichen, sondern ein willkommenes Glied ihrer kleinen Gesellschaft, und freuten sich, ihre Gesellschaft vergrößert zu sehen.

„„Der Erste, der mich zu besuchen kam, war Johann Horst, der Silberschmid, durch dessen Zuthun ich ins Unglück gestürzt wurde. Das Gesicht des Mannes war mir in diesem Augenblicke unerträglich; ich glaubte, er wolle mich in meiner Lage verspotten, doch ich täuschte mich. Er beruhigte mich über das Schicksal meiner Gattin, welche mir eine Tochter geboren hatte, und ich glaubte in seinem Auge eine Thräne zu sehen, als es auf mich gerichtet war. Ich habe das Betragen dieses Mannes nicht begreifen können; er marterte mich und doch schien er Mitleiden mit seinem Schlachtopfer zu haben.

„„Ich schrieb an meinen Bruder Adam, er möchte sich wegen meiner mit Horst auseinander setzen; aber keiner meiner Briefe wurde beantwortet und nie habe ich meinen Bruder bei mir gesehen. Meine Helena besuchte mich verschiedene Male und suchte vergebens, die elenden Umstände, in welchen sie sich befand, vor mir zu verbergen. Das Auge eines Gatten sieht scharf, wenn er die Blicke auf die Mutter seiner Kinder heftet. Durch das lachende Gesicht Helena's gewahrte ich ein von Kummer und Schmerz gequältes Herz; die Kleider, die sie trug, verriethen mir ihre Armuth... Helena! sie mußte viel leiden!

„„Nach einigen Jahren, die ich im Kerker verlebt hatte, vernahm ich, daß die Sachen Johann Horsts schlecht stehen und er der Armuth sehr nahe sei. Dies machte mir Hoffnung, daß er bald nicht mehr im Stande sein werde, mein Kostgeld zu bezahlen und dann mir meine Freiheit geben müsse; aber ich betrog mich. Der

Wütherich, wie bedürftig er auch war, versagte sich das Nöthige, um mich gefangen zu halten und bezahlte pünktlich das Kostgeld auf die bestimmte Stunde. Der Mann mit seiner weichen und einnehmenden Stimme, mit seinem theilnehmenden Aussehen, wenn er mit mir sprach, mit seinen Thränen, wenn er mich ansah, war ein Unthier, ein Teufel, ein...!""

„Wahrhaftig, Wild," fiel Doktor Hauser seinem Freunde in die Rede, „Sie sind in einer Gemüthsbewegung, als ob Sie Henri Smith selbst wären und sich in diesem Augenblicke im Schuldgefängnisse befänden, während ich als der Silberschmid Horst Sie mit einem Besuche beehrte."

„Ja," begann der Steuermann wieder, „ich bin thöricht, die Sache mich so angreifen zu lassen, während ich doch nicht meine Geschichte erzähle, aber das liegt einmal so in mir: wenn ich von einem Unrecht höre oder spreche, dann fängt mein Blut zu kochen an, und es ergreift mich so, als wäre ich die Person selbst, die Unrecht leidet." Bei diesen Worten versuchte er zu lachen, leerte sein Glas und fuhr in der Geschichte der Schicksale seines Freundes fort.

„„Um diese Zeit erfuhr ich,"" sprach Smith weiter, „„daß mein Vater, von einer heftigen Krankheit ergriffen, auf dem Krankenbette lag; sein eigenes Unglück und das, welches mich betroffen hatte, waren die Ursache davon. Sein größter Wunsch war, mich noch vor seinem Sterben zu sehen, und eines Morgens kam der ehemalige Auslaufer weinend zu mir, um zu sagen, daß das Ende meines Vaters sehr nahe sei, daß der Sterbende fortwährend meinen Namen nenne, und, wie er sich ausdrückte, nicht sterben könne, ohne mir auf ewig Lebewohl zu sagen. Diese Nachricht machte mich halb wahnsinnig; ich bat den Kerkermeister, mich nur einige Augenblicke frei zu lassen, um meinen sterbenden Vater zu umarmen, ich versprach ihm unter den heiligsten Eiden, zurückzukommen, allein er erlaubte es nicht.

Er durfte mir meine Bitte nicht erfüllen, seine Pflicht verbot es ihm. Wäre das nicht der Fall gewesen, er hätte meinen Wunsch erfüllt; denn ich sah, während ich ihn vergebens bat, eine Thräne der Theilnahme in seinem Auge. Ich ersuchte daher den Botschafter der schrecklichen Nachricht, zu Johann Horst zu gehen und ihn zu bitten, er möchte ohne Verzug zu mir kommen. Meiner Bitte wurde entsprochen und wenige Augenblicke darauf erschien Horst wirklich.

„„Ich machte ihn mit dem Zustande meines Vaters bekannt und bat ihn, mir zu vergönnen, ihn nur noch einen Augenblick zu sehen, um den ausdrücklichen Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen.

„„Jedes meiner Worte schien Horst zu rühren.

„„Um Gotteswillen — sprach ich — verlängern Sie den Todeskampf meines Vaters nicht, geben Sie mir meine Freiheit und ich werde zeigen, daß Sie keinem Undankbaren eine Wohlthat erwiesen! Alle meine Kräfte werde ich anwenden, um meine Schuld zu bezahlen! Welchen Nutzen bringt es Ihnen denn, mich gefangen zu halten? Geben Sie mir meine Freiheit wieder, damit ich arbeiten kann und durch Arbeiten das Nöthige verdiene, um Sie zu bezahlen. Um Gotteswillen, mein Herr, seien Sie barmherzig und erfüllen Sie die letzte Bitte eines Vaters, der im Begriffe ist, in die Ewigkeit zu gehen, die Bitte eines Vaters, der in den Armen seines Sohnes den Geist aufgeben will.““

„Unglücklicher!“ rief der Silberschmid, bewegt und zu Thränen gerührt, „Ihr Vater soll nicht vergebens gebeten haben, ich werde Ihnen die Freiheit wiedergeben; augenblicklich sollen Sie mich wiedersehen, dann können Sie zu Ihrem Vater gehen und ihm das letzte Lebewohl sagen.“

„„Täuschen Sie mich nicht durch eitle Hoffnung!““ sagte ich zu ihm, „„es würde mich wahnsinnig machen, sagen Sie lieber, daß Sie meine Bitte abschlagen, als mich zu täuschen!““

„„Sie sollen Ihren Vater wiedersehen,““ versicherte mich Johann Horst, „„ich eile jetzt, um bald wieder da zu sein.““ Er reichte mir seine Hand, die ich dankbar drückte.

„„Horst ging und jede Minute seiner Abwesenheit schien mir eine Ewigkeit zu sein. Es wurde immer später und später und der Silberschmid erschien nicht. Rathlos irrte ich in dem Zimmer umher, vergebens suchten mir meine Schicksalsgenossen Muth einzusprechen. Endlich wurde es Abend, Horst kam nicht... und ich erhielt die Nachricht von meines Vaters Tode!

„„Ich war der Gegenstand seiner letzten Gedanken gewesen; mein Name war das letzte Wort, das mein Vater ausgesprochen.

„„Da machte ich durch eine Fluth von Verwünschungen meiner Verzweiflung Luft. Ich schwor dem Silberschmid alle Rache. Seit dem schrecklichen Augenblick, da er mich durch sein eitles Versprechen so fürchterlich hinterging, erschien Horst nie wieder in dem Schuldgefängniß, aus welchem ich durch den Tod meines Oheims befreit wurde, der bald nach meinem Vater starb.

„„Dieser Oheim, welcher durch seinen Geiz ein sehr ansehnliches Vermögen hinterlassen, hatte mich und meinen Bruder Adam zu Erben ernannt.

„„So schnell als möglich bat ich, mich aus meinem Kerker zu entlassen und der glücklichste Augenblick meines Lebens war, als ich die Pforte öffnen sah. Man muß lange in einem Kerker gelebt haben, wie ich, um das Wort Freiheit in seiner ganzen Bedeutung zu fühlen.

„„Meine arme Helena bewohnte ein kleines Häuschen auf der Schans zwischen der Muiter- und Westerpoorten. Ich eilte dahin, als, zu meinem Unheil, der Zufall mich Johann Horst in der Plantaadje begegnen ließ.

„Ich sah den Gewissenlosen erbleichen, als er mich gewahr wurde; er suchte mir auszuweichen, doch

schnell, wie ein Blitz, trat ich dem Verursacher all' meines Jammers in den Weg.

„„„Hier stehe ich — rief ich mit donnernder Stimme — jetzt verlange ich Rechenschaft über Ihr Betragen gegen mich."""

„„Wir haben jetzt nichts mehr mit einander zu thun, — rief er und stieß mich mit Gewalt von sich.

„Diese That brachte mich zur Wuth. Unglücklicherweise hatte ich ein Messer in der Tasche.

„„„Wagen Sie noch einmal mich anzurühren,"" rief ich in wilder Wuth, meine Faust drohend nach ihm erhebend — wagen Sie es noch einmal, scheinheiliger Heuchler!"""

„„„Geh'! — war seine Antwort -- geh' Trunkenbold!""" und mit einem gewaltigen Stoß suchte er sich von mir loszumachen.

„„Das Wort Trunkenbold steigerte meine Wuth, und doch bei ernstlichem Nachdenken wunderte es mich nicht, daß er mich für betrunken oder wahnsinnig hielt, da sich die Leidenschaft so sehr meiner bemächtigt hatte, daß ich kaum zu sprechen vermochte.

„„Mehremale wiederholte ich das Scheltwort und noch ehe ich die Besinnung hatte, zu wissen, was ich thue oder gethan habe, hörte ich Horst einen lauten Schrei ausstoßen und er sank zu meinen Füßen nieder. Mein Messer steckte ihm bis an das Heft in der Brust. Großer Gott! ich war ein Mörder!""

„„„Doktor!"" bemerkte Wild, „„„Sie wissen nicht, was es heißt, ein Mörder; Sie hätten meinen Freund kennen sollen, wie ich ihn kenne; Sie hätten Zeuge sein sollen von seiner Reue, und dann hätten Sie das Schreckliche seiner Lage sich vorstellen können, als er das Schlachtopfer seiner Leidenschaft vor sich liegen sah.

„„Jeden Augenblick,"" dieß sind die Worte meines unglücklichen Freundes, „schwebt die blutige Gestalt des Ermordeten dem Mörder vor dem Geiste; in jedem

seiner Träume spielt dieser Gedanke die Hauptrolle; wachend oder schlafend, immer umschwebt sie den Schuldigen.

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort," sagte Hauser, während sein Gesicht todtenbleich wurde... Auch er war ein Mörder!!

„Wohlan denn," fuhr Wild fort, „meine Geschichte geht zu Ende. Henri Smith eilte zu seiner Helena, dann zu seinem Bruder und machte beide mit dem Vorgefallenen bekannt. Die Sachen seines verstorbenen Ohms waren noch nicht geordnet, und verschiedene Güter mußten noch verkauft werden. Hätte Henri bis zur Auseinandersetzung gewartet, dann wäre sein Verderben unausbleiblich gewesen. Er ersuchte daher seinen Bruder um einigen Vorschuß. Dieser aber weigerte ihm mehr zu geben, als er nöthig hatte, um nach England zu gehen; versprach ihm aber für seine Frau und Kinder zu sorgen, sobald er im Stande sei, die Erbschaft zu theilen.

„Adam Smith hat seinem Bruder nie einen Pfennig gesandt, und Helena und ihre Kinder darbten in Elend und Armuth. Sie wissen ja, Doktor, Helena ist an der Zehrung gestorben und ihre Kinder sind ihr bald in's Grab gefolgt."

„Frank und Clara....!" rief Carl Hauser.

„Sind todt! Mein Freund Henri hat mir einen Brief gezeigt, worin ihm das Ableben seiner Kinder mitgetheilt wird."

„Und blieb Henri Smith in England?"

„Nein, er ging nach Indien," antwortete Steuermann Wild; „da traf ich ihn an. Er wagte es nicht, die Rückreise in das Vaterland zu unternehmen, denn er kannte seinen Bruder nur allzugut und wußte, daß dieser, um die Erbschaft allein für sich zu behalten, sich nicht scheuen würde, den Mörder dem Gerichte zu übergeben. Mein Freund beauftragte mich deßhalb mit der Sache; doch würde ich ungerne mit dem Herrn

Adam Smith in Berührung kommen, da er, wie ich schon sagte, mir von früherer Zeit gut bekannt ist. Sie haben ja auch die Gattin und die Kinder des unglücklichen Henri Smith gekannt und werden sich deßhalb nicht weigern, ihm diesen Dienst zu erweisen."

„Ich wiederhole meine schon gegebene Zustimmung," sagte der Schiffsdoktor, „und werde die Sache gerne besorgen."

„Die nöthigen Papiere werde ich Ihnen geben," fügte der Steuermann hinzu. „Er wohnt auf der Prinsengracht und handelt unter der Firma: Remmers und Comp."

„Der Name ist mir bekannt," sagte Hauser, und es überfiel ihn unwillkührlich ein Schauer, als er sich der Gelegenheit erinnerte, da er mit ihm bekannt geworden.

VI.

Reue.

Schäumend vor Wuth trat der Duikelaar in das Wirthshaus Het mooriaantje das Bram gerade verlassen wollte, um in De eenhorn zu gehen, wo er nach der Verabredung den Barbier zu finden hoffte.

„Verdammt sei Paul!" rief der Duikelaar, mit der Faust auf den Tisch schlagend, während die Leidenschaft ihn beinahe am Sprechen hinderte, „er ist mit den massematten schibus gegaan,[1] weil es ihm nicht bequem war 'gijlek zu thun.

1) Mit der Beute durchgegangen.

„Was?" fragte Bram, der große Augen machte und dem unerwarteten Berichte kaum glauben konnte, „er sollte uns opgereddert haben! Ich glaube das noch nicht so leicht. Bei wem anders als bei mir sollte er denn die Papiere verpatschen können?"

„Das ist noch nicht Alles," fuhr der Duikelaar fort, „er hat den mijnheer om gaaijes gemacht, ich habe Alles gesehen, als ich op gilles stand."

„Zum Teufel, Duikelaar, was sagst Du! Träum' ich oder wach' ich! Paul hätte den mijnheer neêrgeblikkert?"

„Mit seinem galf;[2]) der mijnher ist todt, ich will Euch Alles erzählen, Vater Bram! Hier Jim, ein nurrie um mein durch den Schrecken etwas stockendes Blut flüssig zu machen. Ich stand op gilles an der Gartenmauer in der Reguliers dwarsstraat, als ich mit Glockenschlag zwei Uhr Jemand kommen sah, in einen langen Mantel gewickelt, denn die Nacht war kalt. Teufel! Dacht' ich bei mir selbst, das ist gewiß ein godel oder ein weeds; daß es wenigstens Jemand von der Princerij sei, hielt ich für gewiß. Um mich davon zu überzeugen, lief ich ein paarmal an ihm vorüber, als er mir plötzlich zurief:

„He, Duikelaar, ist Paul der Barbier gut hineingekommen?"

„Ich erkannte ihn sogleich an seiner Stimme, es war der mijnheer, der die massematten had aangeslagen;[3]) er war aber so schön gekleidet und sah so ganz anders aus, daß ich ihn unmöglich erkannt hätte, wenn ich nicht seine Stimme gehört hätte.

„Ich fing ein Gespräch mit ihm an.

„„Junge,"" sagte er unter Anderem, „„ich traue dem Barbier nicht sehr, er könnte mit dem Diebstahl weg-

---

2) Dolch.

3) Den Diebstahl vorbereitet.

laufen, ohne uns einen Theil von der Beute zu geben, gehe daher an die Vorderthüre, ich will hier bleiben, und so kann er uns nicht entgehen. Sobald Du ihn gewahr wirst, mußt Du mir dreimal pfeifen, dann werde ich zu Dir kommen, es ist still und deßhalb kann ich es wohl hören; wenn ich ihn sehe, thue ich dasselbe."

„Gut," sagte ich, denn es war, wie wenn mir ein Vorgefühl sagte, daß Paul uns einen putz machen würde."

„Ich faßte auf der Heerengracht Posto und es wird ungefähr drei Uhr gewesen sein, als ich plötzlich einen gräßlichen Schrei hörte, der wenige Augenblicke darauf wiederholt wurde.

„Alsbald lief ich in die Reguliersdwarsstraat; der mijnher lag in seinem Blut schwimmend und das nijft Pauls bei ihm. Paul hat ihn om gaaijes gemaakt, dachte ich sogleich und fürchtend, man könnte mich vielleicht für den Thäter halten, ging ich schibus[4]) und auf der Koningsplein sah ich Paul, der ruhig, als ob nichts geschehen wäre, fortlief.

„„Du hast ihn ter neêr geblikkert, um sein gellepp in de massematten zu haben,"" sagte ich, „„und da hast Du wohl daran gethan; der mijnheer war kein gewerber, komm' mit, Bram wartet auf Dich.""

„„Weder Du noch Bram sollen Etwas von den massematten haben,"" rief Paul und gab mir zugleich solch' einen Schlag auf mein ros, daß ich, darauf nicht gefaßt, bewußtlos niederfiel."

„Der verfl... Dieb!" rief Bram wüthend, „wenn ich ihn hier hätte, würde ich ihm die aijene ausreißen. Gewerbers so zu betrügen! Und," fügte er in der Stille bei, „das ist ein Diebstahl, der mißglückt ist, der

---

4) Lief ich davon.

Satan helfe mir, daß ich morgen das Geld bekomme." Und sich darauf wieder an den Duikelaar wendend, fuhr er fort: „Du mußt schweigen, da ist nichts mehr zu machen." Darauf näherte er sich dem Wirth und fragte diesen so leise, daß es nur David hören konnte: „Was macht der Kolonel?"

„Todtenstill!" sprach der krumme David, „ich wäre froh, wenn er weg wäre!"

„Morgen könnt Ihr ihn loslassen," sagte Bram, „denn morgen frühe erhalte ich das Geld für den Wechsel."

„Und wenn er sich weigert ceme ehaansche mat te verkwanselen?" frug David Ram.

„Er wird sich nicht weigern," versicherte Bram, glaubt nur, er wird froh sein, daß ihm nichts Schrecklicheres geschieht; und wenn er einen Eid geschworen hat, kann man sicher sein, daß er nicht als moosser zal doorslaan; er ist ein eileija Mensch und wird Wunder meinen, was es für ein Verbrechen sei, einen Eid zu brechen. Seid deßhalb ruhig, Daaf," schloß Bram und klopfte dem Wirth vertraulich auf die Schulter.

Van Zweeden, der nun aus einem langen Schlaf erwachte und durch denselben auf dem Stuhle, auf welchem er gesessen, etwas ernüchtert war, so daß er ohne zu fallen zu Bram hinwanken konnte, führte diesen in eine Ecke des Zimmers, wo er ein leises Gespräch mit ihm begann.

„Morgen Abend," sagte er, „können wir thun, was Sie wollen. Morgen ist es Mittwoch und dann geht er immer Abends aus und bleibt lange weg, das weiß ich."

„Gut," sagte Bram, „und wie spät muß ich mit den Schlüsseln kommen?"

„Kommen Sie um eilf Uhr," antwortete van Zweeden, „dann werde ich Sie herein lassen. Sie haben

nur an die Thüre zu klopfen, und ich werde augenblicklich öffnen."

„Sorgen Sie besonders nüchtern zu sein, und sprechen Sie mit Niemand von unserem Unternehmen," befahl Bram, „vielleicht sind Sie morgen um diese Zeit reich."

„Reich!" wiederholte van Zweeden, während Hoffnung und Rachsucht in seinem Innern wechselten, „und wenn ich einmal reich bin, sollen sie mich nicht mehr arm machen!"

Darauf trank er noch ein großes Glas Jenever, setzte sich auf seinen Stuhl und befahl Jim, ihn morgen um acht Uhr zu wecken, worauf er einschlummerte.

Jim saß, stolz mit seiner Uhr prangend, an einem Tische mit drei Männern, um Karten zu spielen, welches Spiel ehrlich gespielt wurde, da jeder klug genug war, um sich durch den andern nicht betrügen zu lassen.

Plötzlich wurde die Thüre geöffnet, und Gijs wankte betrunken herein.

„Ich hab' keinen Cent mehr," rief er, seine Taschen umkehrend, „Alles ist weg. Schnell, David, eine Flasche, ich will Jeden traktiren, morgen kannst Du Geld bekommen, das weißt Du, krummer Hund! Bah! Jenever will ich nicht, Wein muß es sein. Holla, alter Herr, aufgewacht, ich traktire mit Wein! Jungen, die Karten weg, und laßt uns 'mal die Nacht lustig zubringen!"

David hatte den verlangten Trank nicht im Haus, wußte ihn aber bald herbei zu schaffen. Es war vielleicht das erste Mal, daß Wein in dem Mooriaantje getrunken wurde. Bram leerte ein paar Gläser und entfernte sich dann, denn wie schlecht und durchtrieben er auch sein mochte, so machte er sich doch der Betrunkenheit nicht schuldig, wissend, wie gefährlich es für Jemand ist, der Geheimnisse zu bewahren hat, im Gebrauche des Getränkes sich zu übernehmen.

„Ich bleibe die ganze Nacht hier," rief Gijs, „um

bei der Hand zu sein, wenn Bram mit dem massomne [5]) kommt."

Jeder leistete sein Bestes, die Gläser zu leeren, denn Wein war den Meisten ein ganz fremder Trank, und obwohl das Traubenblut, das David seinen Kunden vorsetzte, gerade nicht das edelste und beste war, machte der Saft doch die Männer außergewöhnlich lustig, während Gijs nach seiner Gewohnheit so lange Verse recitirte, bis er endlich einschlief, welchem Vorbild die Andern, die meistens keine Wohnung hatten, folgten. Bald herrschte die tiefste Stille, die aber plötzlich durch einen heftigen Schlag, dem ein lautes Krachen folgte, unterbrochen wurde.

David sah Jim an, Jim David, und beide erblaßten.

„Hab ich Dir's nicht gesagt," sagte der krumme Wirth, „daß es unser Unglück sein werde!"

„Was war das?" fragte einer der Gäste, durch den Lärm aus seinem Schlafe geweckt.

„Es war in dem Keller," sagte ein Anderer.

„Es ist nichts, nichts!" rief David, obwohl er vor Angst beinahe nicht sprechen konnte, „es wird ein Bierfaß gesprungen sein."

„Still, ich meine Jemand sprechen zu hören."

„Es ist Jemand in dem Keller, David, laß uns sehen, was es ist."

„Nein," rief Jim, „in dem Keller ist Niemand, es ist unser Nachbar, der Messinggießer, der wahrscheinlich betrunken nach Hause gekommen ist und Schläge kriegt von seiner Frau, das geschieht oft, ich erkenne ihn deutlich an seiner Stimme."

„Ja, ja, das wird es sein," bestätigte David, „Jim hat Recht, es ist der Messinggießer!"

„Ich weiß wohl, was es ist," sagte Gijs halb erwacht, „aber das geht Niemand etwas an:

---

5) Gold.

Elk moet voor zich zelven zorgen,
't Raakt niet wat de buurman doet[6]).“
zitirte der Dichter und schlief wieder, wie seine Trinkbrüder, ein.

„Alles ist verloren!“ flüsterte David seinem Sohne zu.

„Nichts ist verloren,“ sprach dieser, „wir werden machen, daß er nie wieder ein Wort spricht.“

„Wie,“ rief David, „Du wolltest ...“

„Mit meinem nijft ihn für immer schweigen machen, ja, das will ich.“

„Dann sind es zwei, Jim.“

„Und wären es sechs; es muß geschehen, Alter, glaubst Du denn, daß ich Lust habe, um seinetwillen naar de klienje te gaan, es ist seine eigene Schuld, daß er om guaijes gaut. Sprich aber kein Wort davon, Alter, wir werden Bram und den andern Jungen sagen, daß er eine spaansche mat verkwanselt heeft und wir ihn haben gehen lassen.“

„Aber wann, Jim?“

„Wenn sie fort sind, werden wir es thun, wir beide, Alter, denn Du mußt gellep an dem Mord haben, damit Du mich nicht nach der Hand verrathen kannst. Wir müssen warten, bis sie alle weg sind; man kann nicht wissen, es möchte einer darunter sein, der uns baldoveren[7]) will, es muß auch bei Tage geschehen, denn jetzt möchte ich für alles moos der Welt nicht in den Keller.“

„Gut,“ sagte David, „nun ist es wieder still; ich höre wenigstens kein Geräusch mehr.“

„Er muß durchaus om gaaijes,“ sagte Jim noch einmal, während sich sein Gesicht zu einem widerlichen Lachen verzog, „ich will wegen seiner nicht op 't schollem. Es ist in jedem Falle seine eigene Schuld, warum

---

6) Jeder muß für sich nur sorgen,
Was kümmert mich des Nachbars Thun.

7) Beobachten.

blieb er nicht, wo er war; er hatte ja nichts in dem Vorkeller zu thun."

"Wenn wir ihn ermordet haben, ziehe ich sogleich aus," sprach David Ram. "Ich möchte hier nicht länger bleiben."

VII.

Der Gefangene.

Besuchen wir August van Bergen in seinem elenden Kerker.

Das schwache Licht, das durch das Eisengitter drang, setzte ihn in den Stand, sein Gefängniß genau zu untersuchen. Die Mauern waren von der Feuchtigkeit mit einem dicken Schimmel bedeckt, auf dem Boden stand das faule Wasser wenigstens eine Hand hoch. Das Stroh, welches van Bergen zum Lager dienen sollte, war feucht, und wäre das auch nicht der Fall gewesen, er würde sich doch nicht darauf niedergelassen haben, da es nicht nur ein unsanfter, sondern zugleich ein unreiner Ruheplatz war.

August setzte sich auf ein leeres Bierfaß, um über seinen Zustand nachzudenken. Es war ihm aber unmöglich, irgend einen Grund seiner Gefangenschaft zu ersinnen.

In der heftigsten Unruhe brachte er den Tag zu, und als es Abend wurde, und dunkler geworden war, störte ihn ein fremdartiges Gefühl und eine gewisse Bewegung auf seiner Hand. Es schien, die Hand sei mit Etwas in Berührung gekommen, und hastig griff er darnach... aber ein kalter Schauer überlief ihn... als er mit der Hand eine große Ratte umfaßte, die die Keckheit so weit getrieben hatte, sich neben ihn zu

setzen, und jetzt, durch die Berührung mit der andern Hand des Kolonel, so schnell wie ein Pfeil, der die Luft durchschwirrt, unter der Hand durchglitt und verschwand.

August van Bergen hatte einen unwiderstehlichen Widerwillen gegen dieses Unthier und es ergriff ihn ein heftiger Schauer, als er bemerkte, daß der Kerker wirklich von Ratten bevölkert sei. Um sich aus der Gesellschaft dieser Mitbewohner zu entfernen, stieg er die Treppe hinauf und versuchte den Deckel zu lüften, der auf dem Eingang lag, allein es war ihm unmöglich, da David sehr schweren Hausrath darauf gestellt hatte.

So laut er vermochte, erhob der Kolonel seine Stimme, erhielt aber keine Antwort; bis endlich Jim ihm unter den schrecklichsten Eiden zurief, er solle schweigen, wenn er nicht ermordet werden wollte.

„Laßt mich frei," sagte er, „ich werde Euch gut dafür belohnen, und zugleich Verschwiegenheit geloben."

„Nein," polterte Jim, „seien Sie still und wagen Sie es nicht, noch einmal zu schreien, oder Sie sollen das Tageslicht nie wiedersehen. Seien Sie nur ruhig, Herr Kolonel," fuhr er in spottendem Tone fort, „Sie sind gut besorgt und müssen sich bedanken, daß ich Sie kostenfrei logire; es ist freilich etwas weniger gut, als in dem Hôtel in der Doelenstraat, aber doch frisch und Gesellschaft sollen Sie diese Nacht genug haben. Es war ein schönes Bild, nicht wahr!"

„Aber was habt Ihr denn mit mir vor?"

„O wir wollen Sie überraschen, sonst nichts, der Herr van der Meer, wissen Sie, der Maler aus Rotterdam, ist mit einem Bilde beschäftigt und wenn er fertig ist, wollen wir Sie es sehen lassen."

Ein lautes, spottendes Gelächter folgte diesen Worten.

„Aber wann soll ich meine Freiheit wieder bekommen?"

„O vielleicht in sechs Wochen, oder in einem halben Jahre,“ sagte Jim boshaft.

August van Bergen schwieg und setzte sich mißmuthig auf die steinerne Treppe nieder.

„Seien Sie unbesorgt, es soll Ihnen kein Leid geschehen; morgen werden Sie wieder frei sein,“ hatte Albert zu ihm gesagt, aber wie wenig Vertrauen konnte er in einen Mann setzen, der ihn in das Netz gelockt hatte.

Endlich wurde es Nacht, der Kolonel hatte einige Zigarren bei sich und einen Feuerzeug.

Er steckte eine Zigarre an, um sich etwas Licht zu verschaffen und ging wieder in den Keller hinunter, um eine Gelegenheit zur Flucht zu finden.

Der Keller muß nothwendig noch einen Ausgang haben, dachte er, denn die Fässer, die rund herum standen, waren zu groß, als daß es möglich gewesen, sie durch die kleine Oeffnung, durch die er hereingekommen war, zu bringen. Um diesen Ausgang zu finden lief er tastend an der Mauer herum und erreichte auf diese Weise das Loch, das in der Scheidemauer angebracht war.

Van Bergen steckte seinen Kopf durch die Oeffnung und versuchte, seine Zigarre hin und her haltend, sich das nöthige Licht zu verschaffen, um hineinsehen zu können.

Ein eckliger Geruch kam ihm entgegen und sogleich zog er den Kopf zurück, um sich nicht zu betäuben. Und doch schien es die einzige Oeffnung, durch die er entfliehen konnte. Nochmals steckte er den Kopf durch das Loch, nachdem er sein Taschentuch vor Nase und Mund gebunden hatte, und zwängte dann seinen Leib durch die enge Oeffnung.

Endlich nach vieler Mühe kam er in den Vorkeller; hier war die Luft wirklich verpestet und überall herum tastend, stieß er mit den Füßen auf einen ihm

unbekannten Gegenstand. Durch das Betasten fühlte er endlich, daß es eine große Kiste war, aus der der betäubende Geruch zu kommen schien und auch hier hatten die Ratten ihren Versammlungsplatz, denn der Deckel der Kiste war im vollsten Sinne des Wortes mit diesen Unthieren bedeckt. Eine große Doppelthüre zog jetzt die Aufmerksamkeit des Kolonel auf sich; doch als er sie zu öffnen versuchen wollte, fand er zu seiner nicht geringen Enttäuschung, daß sie geschlossen sei. —

Ueber der Thüre war ein kleines Fenster mit eisernen Stangen und Draht versehen. In der Hoffnung, etwas zu entdecken, beschloß van Bergen, hindurchzusehen, es wollte ihm aber nicht recht glücken, da das Fenster etwas zu hoch war.

Van Bergen bedachte sich nicht lange, sondern schleppte mit Anstrengung aller seiner Kräfte die Kiste bis unter das Fenster und stieg dann auf dieselbe; allein der Deckel war nicht stark genug, um den Kolonel zu tragen, denn kaum war er auf die Kiste gestiegen, als der Deckel, von den Ratten zernagt und durch die Feuchtigkeit beinahe ganz vermodert, brach, und van Bergen in die Kiste fiel.

Sein Sturz hatte wenig oder nichts zu bedeuten, da er auf einen weichen Gegenstand fiel. Er streckte die Hand aus, um den Gegenstand zu untersuchen: und faßte einen Haarbüschel, fühlte einen Kopf!

Als er sich schnell vorbeugte, sah er bei dem matten Lichte seiner Zigarre, daß er auf einer halb verwesten und von den Ratten schrecklich verunstalteten Leiche gelegen war. In diesem fürchterlichen Augenblicke stieß er den Schrei aus, welcher bis in das Wirthszimmer gedrungen war, und Jim und David mehr als zu deutlich erkennen ließ, daß van Bergen die Leiche entdeckt hatte.

Da ergriff ihn die Verzweiflung, denn die Leiche schien ihm seine Zukunft vorauszusagen und wie ein

Wahnsinniger eilte er nach der Oeffnung der Mauer zurück.

VIII.

Ein Blick in die Vergangenheit.

Das Komptoir von Remmers und Comp. hatte sich wenig oder beinahe gar nicht verändert, seit wir es das Letztemal besuchten; es sah noch ebenso düster und trübe aus, wie immer, um so mehr, da es ein regnerischer Tag war, wodurch eine vollständige Finsterniß herrschte.

Palm saß nach seiner Gewohnheit an dem Schreibpult und nächst ihm van Zweeden. Adam Smith schien in besonders guter Stimmung, denn er war unerschöpflich in Spöttereien und hatte zum Vorwurf derselben van Zweeden erwählt, der schon berechnete, wie viel sein Antheil bei dem Diebstahl sein würde.

„Ich begegnete diesen Morgen einem betrunkenen Kerl," sagte Adam Smith, „und glaubte schon, Sie seien es, aber als ich ihn näher ansah, fand ich, daß er viel nobler war."

Karel de Roos trat herein.

„Guten Morgen, Herr Remmers!" sagte er so freundlich, daß sich Palm und van Zweeden höchlich verwunderten, und verbeugte sich vor den beiden Kommis, ohne aber mit ihnen zu sprechen.

Adam verließ eiligst seinen Komptoirstuhl, nahm die Mütze ab und näherte sich de Roos in so ehrerbietiger Haltung, daß die Verwunderung der beiden Kommis immer höher stieg.

Der Patron hatte aber kaum ein paar Schritte vorwärts gethan, als er plötzlich in ein lautes Gelächter ausbrach und seine Mütze so fest als möglich auf den Kopf drückte.

„Ich glaubte," sagte er, „eine der ersten Personen der Hauptstadt vor mir zu sehen, aber nun finde ich, daß es de Roos ist. Ich machte es gerade, wie der Bauer, von dem ihr wohl gelesen habet, der einmal eine Botschaft verrichten mußte und einen Affen fand, der die Kleider seines Herren trug. Der Bauer nahm sehr höflich seinen Hut ab, um ihn zu grüßen, meinend, es sei der Herr oder einer der Söhne des Hauses, doch sehend, daß es nur ein Affe war, that er wie ich jetzt thue und eilte, sein Haupt zu bedecken."

De Roos biß sich auf die Lippen und hatte Mühe, einen Fluch zu unterdrücken.

„Ich wünschte Sie über Etwas zu sprechen," sagte er endlich, und hoffe nicht, daß ich Ihnen ungelegen komme."

„Ungelegen kommen Sie mir immer," sagte Smith; „doch da es geschehen könnte, daß Sie noch ungelegener kommen, will ich Sie jetzt anhören. Was haben Sie mir zu sagen?"

„Es betrifft keine Komptoirsachen," antwortete de Roos, „deßhalb wünschte ich Sie allein zu sprechen."

„So kommen Sie," sagte Smith, „Sie werden den Weg in das hintere Zimmer noch wohl kennen. Es thut mir leid, daß ich Sie in kein prächtiges Sprechzimmer führen kann; aber das wird auch einmal geschehen, wenn ich eine so gute Heirath mache, wie Sie."

„Die Gründe meines Kommens betreffen eine Bitte an Sie."

„Eine Bitte!" wiederholte Adam Smith. „Alles können Sie von mir bekommen, was Sie wollen... außer Geld!"

„Durchaus nicht Geld," gab Karel de Roos mit einem gewissen Stolze zur Antwort, „durchaus nicht, wenn ich mit Ihnen über Geld sprechen würde, könnte es sich nicht um Geldanlegen, nicht um Leihen handeln."

„So," sagte Smith, einigermaßen durch diese

Antwort verblüfft, so weit er nämlich je verblüfft werden konnte. „Was wollen Sie denn?“

„Ich wollte Sie ersuchen, das, was vor einigen Wochen in der Handboogstraat vorgefallen ist, zu vergessen, und meiner Frau kein Wort davon zu sagen.“

Adam Smith lachte, wie nur Adam Smith lachen kann.

„Ich gestehe gerne, daß an mir die Schuld liegt,“ fuhr Roos fort, „aber Sie werden einsehen, daß der Schein gegen Sie war, und....“

„Wenn ich,“ fiel Smith ihm in die Rede, „jenes Haus besucht hätte, um da die Genüsse zu finden, die dort zu finden sind, was aber nicht der Fall war, was ging es Sie an; ich bin ledig und daher Herr meines Thuns und welche Gründe hatten Sie, mich zur Schau zu stellen? Daß Sie sich betranken, ist Ihre Sache; aber daß Sie mit leichtsinnigen, sittenlosen Jungen in den öffentlichen Häusern herum laufen, ist eine Sache, von der ich Ihre Frau in Kenntniß setzen muß.“

„Aber ich gestehe gerne, daß ich an jenem Abend betrunken war und nicht wußte, was ich that.“

„Ja, daran zweifle ich durchaus nicht, aber Sie kennen das Sprüchwort: was man betrunken thut, muß man nüchtern entgelten.“

„Aber ich kann Sie versichern, wäre ich damals so von der Reinheit Ihrer Absichten überzeugt gewesen, als ich es jetzt bin, ich hätte mich wohl gehütet, einen Mann zu beleidigen, der seinen guten Namen in die Wagschale legte zur Erreichung eines edeln Zweckes, wie der, wegen dessen Sie das bewußte Haus besuchten.“

„Sie sehen,“ sagte Adam Smith bitter, „eben so wenig, als der Zweck Ihnen an jenem Abend bekannt war, ist er Ihnen jetzt bekannt.“

„Wie, ich sollte nicht wissen, daß der Besuch ihr galt! Am folgenden Morgen, als ich wieder nüchtern war und über das Geschehene ernstlich nachdachte, fiel

mir endlich ein, wer das Mädchen war, das bewußtlos auf dem Sopha lag und mir an jenem Abend schon so bekannt vorkam. Da begriff ich, daß Sie das Interesse für ihr Loos in diese Wohnung geführt hatte und Sie sie mit Gewalt vielleicht von einem Orte entfernen wollten, wo sie ihrem Verderben entgegen eilte; ich urtheilte, sie, die so viel Ihnen verdankt, habe Ihre uneigennützige Theilnahme an ihr mit schnödem Undank belohnt.“

Adam Smith sah seinen vormaligen Kommis mit Verwunderung an, und dachte nicht anders, als de Roos sei wahnsinnig geworden.

„Nun, was soll das Mädchen?“

„Verstellen Sie sich nicht vor mir, Herr Remmers, jetzt weiß ich, wer es ist, eben so gut als Sie.“

„So sagen Sie, wer es ist?“ frug Smith ungeduldig.

„Wenn Sie denn durchaus wollen, daß mein Mund ihren Namen ausspreche, wohlan denn, so werde ich Ihnen zeigen, daß ich mich nicht betrogen habe, und noch ein sehr gutes Gedächtniß besitze. Das Mädchen war Clara, Franks Schwester, die Tochter der armen Wittwe, welche auf dem Wilde steeg gestorben ist. Ich brachte die beiden Waisen Ihrem Auftrage gemäß in das Beurtschiff, mit welchem sie in die Kostschule abgingen.“

Ein Schauer überfiel den Kommissionär; bewegungslos stand er da und mit verwildertem Blicke sah er den Erzähler an.

„Clara!“ rief er in schrecklichem Tone, „Clara!“ wiederholte er noch mehrere Male und zitterte bei dem Gedanken, daß das Mädchen, das er mit Gewalt zur Unkeuschheit hatte verleiten wollen, die Tochter seines Bruders, daß er ihr Oheim sei. Da meinte er das blasse Gesicht wieder zwischen sich und Karel de Roos aufsteigen zu sehen, die Erscheinung der ermordeten Helena!

Er konnte nicht sprechen. De Roos schien nicht darauf zu merken und fuhr fort:

„Sie begreifen, daß jetzt, da ich weiß, wer das Mädchen ist, ich auch vermuthe, was zu dem Schauspiel Veranlassung gab, das in der Handboogstraat vorfiel. Clara zeigte sich Ihrer Theilnahme unwürdig; als sorglicher Beschützer wollten Sie sie auf den Weg der Tugend zurück bringen; Sie wußten sie aufzuspüren und fanden sie endlich da, wo sie gewiß jeden Andern eher, als Sie, anzutreffen hoffte. Mein Herr, Sie sind besser, als ich dachte."

Adam Smith war indessen von der heftigen Gemüthsbewegung hergestellt, so daß er ruhig überlegen konnte, was er zu thun habe.

„Sie wissen Alles," sagte er endlich, „und ich glaube gerne, daß Sie mich nicht auf so niedrige Weise Ihren Freunden zur Schau gestellt hätten, wenn Sie damals alle Umstände schon gekannt hätten."

„Gewiß nicht," sprach de Roos und er meinte die Erklärung aufrichtig.

„Nun denn, ich gelobe Ihnen Verschwiegenheit, wenn Sie mir solche wieder geloben. Möge Sie dieser Vorfall gelehrt haben, wie leicht der Mensch irrt, wenn er nur nach dem Scheine urtheilt... und nun nie wieder ein Wort über das Geschehene und den bewußten Abend."

„Und," rief de Roos, „statt Sie überall zu beleidigen, wie ich es bis heute gethan habe, soll es mir eine heilige Pflicht sein, Sie, wo ich es kann, als den Mann zu rühmen, der um seiner Tugend und Rechtschaffenheit Willen alles Lob verdient."

„Ich wünschte das nicht, es ist gegen mein Gefühl; die Wohlthaten, die ich erweise, müssen im Verborgenen bleiben."

„Nein, Herr Smith, einmal wird Ihnen all' das Gute öffentlich vergolten werden, das Sie im Verborgenen gethan haben."

De Roos wußte nicht, daß diese Worte wie ein Dolchstich das Herz des Heuchlers trafen.

Als der vormalige Kommis fort gegangen war, folgte ihm van Zweeden, um die Vorthüre aufzumachen.

„Sagen Sie mal, Herr de Roos," sagte er, „können Sie mir nicht einen Thaler leihen, morgen werde ich Ihnen denselben doppelt zurück geben, ich habe Adam Smith gebeten, aber der Spitzbube hat sich geweigert."

„Was!" rief de Roos, den Kommis zornig ansehend, „Sie dürfen sich vermessen, den Herrn Smith einen Spitzbuben zu heißen! Sie sind ein elender Trunkenbold und selbst des geringsten Mitleidens unwürdig, der Herr Smith ist der bravste, ehrlichste und rechtschaffenste Mann der ganzen Welt."

Van Zweeden starrte erstaunt seinen Ex-Mitkommis an, der, ohne ihn zu grüßen, sich entfernte.

* * *

Adam Smith hatte seinen Platz am Schreibpulte wieder eingenommen, aber seine Spottlust war mit seiner fröhlichen Laune verschwunden. Er sah mechanisch auf die vor ihm liegenden Papiere; aber sein Geist war mit ganz anderem beschäftigt, als mit den vielen Ziffern und Buchstaben, auf welche seine Blicke geheftet waren. Er dachte an das Vergangene und die Erinnerung jagte ihm Schauer und Schrecken ein. Aber keine Reue erfüllte das Herz des Sünders, nein, eine ängstliche Besorgniß darüber, wie dieses Gewebe von Betrug, List, Schändlichkeit und Heuchelei ein Ende nehmen sollte, die Furcht vor Entdeckung, die Furcht vor der Strafe, der er dann nicht entgehen könnte, bemächtigte sich seiner.

Schon dreimal hatte van Zweeden ihm zugerufen: „Mein Herr, es ist Jemand da, um Sie zu sprechen!"

ohne von dem Kommissionär gehört worden zu sein, doch als er diese Worte zum vierten Mal wiederholte, sah Smith verwundert auf, wie einer, der aus dem Schlaf erwacht.

Carl Hauser, der Schiffsdoktor, stand vor ihm. Eben so wenig, als er in diesem Augenblicke den Mörder Helena's erkannte, eben so wenig wurde er von diesem erkannt.

„Mein Herr," sagte Carl Hauser, „hier ist ein Brief, der Schreiber desselben wird Ihnen ohne Zweifel nicht unbekannt sein."

„Wer sind Sie, mein Herr?" frug Smith, bald bleich, bald roth werdend während des Lesens, „Ihr Name?"

„Ich bin Schiffsdoktor und mein Name ist Carl Hauser."

„Carl Hauser!" wiederholte Adam Smith in einem Tone, der nur allzusehr das schwere Gewicht verrieth, das in diesem Augenblick sein Gemüth zu drücken schien. Er sah den Doktor an, dessen schwarze Augen, braune Gesichtsfarbe und kräftige Gestalt ihn in dem Manne, der vor ihm stand, den Mörder Helena's erkennen ließ.

„Kommen Sie heute Abend zurück," sagte Smith, nachdem er noch einen Blick in den Brief geworfen hatte, „und ich hoffe, wir werden die Sache zu gegenseitiger Zufriedenheit abmachen, nach acht Uhr bin ich allein."

„Ich werde nach acht Uhr wieder erscheinen," sagte Carl Hauser und ging.

Adam saß wie versteinert vor seinem Schreibpult und antwortete auf keine der Fragen, welche die Kommis an ihn richteten.

„Es ist zwei Uhr," wagte van Zweeden endlich zu sagen.

„Dann können Sie gehen," war die kurze Antwort, die er erhielt. „Sie, Palm, gehen heute Mittag auf die Börse, ich habe andere Sachen zu besorgen."

Nachdem die Kommis gegangen waren, las der Kommissionär den Brief wiederholt durch und blieb dann unbeweglich sitzen, sein Haupt mit beiden Armen unterstützend; so saß er da, in sich selbst gekehrt, und nur das unruhige schnelle Athemholen war das einzige Zeichen von Leben, das er gab. Die Stunden verrannen und es wurde je später, je dunkler auf dem Komptoir, aber Smith bemerkte es nicht und als die Komptoirthüre geöffnet wurde und van Zweeden hereintrat, sah er erschrocken auf.

„Was wollen Sie?" frug er barsch.

„Ich komme auf das Komptoir," antwortete der Kommis sehr verwundert.

„Das sehe ich wohl, aber was wollen Sie jetzt?"

„Es ist schon fünf vorüber, mein Herr."

„Schon so spät!" rief Smith, „hurtig, stecken Sie das Licht an, schon fünf Uhr!"

Er hatte so drei volle Stunden in der Einsamkeit zugebracht. Drei volle Stunden hatte seine Phantasie sich einzig mit dem Manne beschäftigt, welchen er zum Theilnehmer seiner schändlichen Handlungsweise gemacht hatte, und der jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke vor ihm erschienen war. Adam Smith kleidete sich an und verließ das Komptoir. „Ich komme innerhalb einer Stunde zurück," sagte er, „wenn Jemand kommt, um mich zu sprechen, soll er warten."

„Adam wird auch toll," sagte van Zweeden zu Palm, als der Kommissionär gegangen war, „er ist die ganze Zeit hier gesessen, ohne die Zimmerthüre zu schließen. Denn als ich kam, stand die Thüre offen." Und in diesem Augenblicke sich besinnend, wie viel Nutzen er aus diesem Umstande ziehen könne, um allen Verdacht des von ihm zu vollziehenden Diebstahls von sich abzuwenden, sagte er: „Wie leicht könnte nicht Jemand hereingeschlichen sein, denn als ich kam, war es hier stockfinster, und ich glaube, daß Adam schlief, wenigstens sprach ich viermal, bis er mir antwortete."

„Wenn Adam Smith närrisch würde, würde es für uns verkehrt aussehen, denn es kostet Mühe, einen Platz als Kommis zu bekommen.“

Die Zurückkunft des Patronen machte dem Gespräch ein Ende, und so still er zuvor gewesen, so lebhaft wurde er jetzt. Durch unaufhörliches Sprechen schien er die unheimlichen Phantasien, die sich in ihm drängten, verschwinden machen zu wollen, und van Zweeden, der von der guten Laune, in welcher sich Smith scheinbar befand, Gebrauch machen wollte, frug ihn etwas vor acht Uhr, ob er sich entfernen dürfe, da er sich unwohl fühle.

„Gehen Sie nur,“ erlaubte Smith, „aber sorgen Sie, daß das Unwohlsein morgen vorbei ist, und Sie zur Zeit auf das Komptoir kommen, kränkliche Menschen kann ich nicht brauchen; wie Sie wissen, ich bin nie krank, weil ich mich nie betrinke und immer warm angezogen bin. Ich glaube, daß Sie nicht einmal ein Hemd anhaben, van Zweeden.“ Allein der Kommis hatte sich schon entfernt und hörte nichts von dem, was der Patron sagte.

In dem Gange begegnete er Carl Hauser.

„Ist der Herr Smith auf dem Komptoir?“ frug dieser.

Van Zweeden bejahte. Der Schiffsdoktor erschien vor Adam Smith, während der Kommis, statt zur Thüre hinauszugehen, sich in einem Kasten verbarg, der sich auf dem Komptoir befand.

IX.

Reue.

Der kleine Handel, den Nancy Horst trieb, ein Handel, welcher in Amsterdam unter dem Namen

garen en lint [1]) bekannt ist, blühte, wie ein solcher kleiner Handel blühen kann. Der alte Herr Steenmann wohnte in einem Zimmerchen über dem Laden und verzehrte einen Gulden mehr als in seinem vorigen Kosthause. Jakob Horst hatte immer noch einige Arbeit und nur selten geschah es, daß keine Käufer in dem Laden der lieben Nancy waren; es war eine Lust, zu sehen, wie eifrig sie hinter dem Ladentische beschäftigt war, um jeden Augenblick, in welchem sie keine Kunden zu bedienen hatte, so nützlich als möglich zu verwenden.

Großvater und Enkelin würden auf diese Weise ein zufriedenes Leben geführt haben, wenn Adam Smith nicht das Glück Nancy's schändlich zerstört hätte.

Die Verzweiflung, die sich ihrer bemeistert hatte, als ihr die Stimme der Natur sagte, daß sie Mutter werden würde, daß ein Kind unter ihrem Herzen ruhe, war in einen stillen Schmerz, in ein innerliches Leiden übergegangen, das dem Fremden nicht bemerkbar, denn wer sollte unter dem ruhigen Aeußern des Mädchens, das so freundlich lächelte, wenn sie sprach, den heftigen Gemüthssturm geahnt haben.

Nur das Vertrauen auf Gott hatte ihre Verzweiflung gemildert, den Schmerz etwas geheilt.

Es war Abend und die kleine Lampe erleuchtete spärlich das hintere Zimmer, in welchem Nancy Horst allein saß, da ihr Großvater sich bei dem Herrn Steemann befand. Wiederholt las sie den Brief, der ihr vor wenigen Augenblicken gebracht worden war und dessen Inhalt also lautete:

„Liebe Nancy!

Der langersehnte Augenblick ist endlich gekommen: ich bin glücklich! Alles will ich Dir nicht schreiben, angenehmer wäre es mir, wenn mein Mund

---

1) Garn und Leinwand.

Dir mein Glück erzählen und von der frohen Zukunft sprechen könnte. Ich wage es um Deines Großvaters willen nicht, Dich in Deiner Wohnung aufzusuchen und erwarte Dich deßhalb um zehn Uhr heute Abend an der Ecke der Prinsengracht und Vijzel, wo ich Dich zu finden hoffe. Ich zweifle nicht, Du wirst Gehör geben der dringenden Bitte Deines

treuen

Albert."

Sollte sie seiner Bitte entsprechen? sollte sie es wagen, nach dem, was zwischen ihr und Adam Smith vorgefallen war, Albert wieder zu sehen? Dies Schwanken im Entschlusse endete der kleine hölzerne Vogel, der sich in der Uhr befand, und zehn Male Kuckuck schrie; Nancy schloß unter dem Vorwande, noch etwas besorgen zu müssen, den Laden und lenkte ihre Schritte nach dem von Albert bestimmten Platz.

Ihre Füße hatten sie kaum so weit gebracht, als Albert sich ihr näherte und einen feurigen Kuß statt des guten Abend auf ihre Lippen drückte.

Ja, es war wohl Albert, ihr Geliebter... doch wie verändert war er jetzt, seit dem letzten Male, da ihn Nancy gesehen hatte! Seit dem fatalen Abend, da sie ihn als Straßenräuber hatte kennen lernen! Damals deckten elende Lumpen seinen Körper, sein Gesicht trug die unwidersprechlichsten Zeichen der Trunksucht und die Folgen des Aufenthaltes in einem ungesunden Gefängnisse. Damals ging er gebückt, als wäre er nicht im Stande, die Schmach, die auf ihm ruhte, zu ertragen. Jetzt dagegen stand er gut gekleidet vor ihr; stolz erhob er sein Haupt, denn der Besitz des Geldes gibt den Menschen eine eigenthümliche Spannkraft; jetzt war er wieder ganz derselbe Albert wie damals, da sie ihn kennen lernte, und sie erinnerte sich der glücklichen Tage, als sie in seinem Atelier die Früchte seines Pinsels bewunderte.

„Albert!" rief sie, „ist es möglich, Du solltest..."

„Was ich schon lange sollte, mein Glück gemacht haben; ja, Nancy, eifrig habe ich gearbeitet und durch meine Arbeit so viel zusammenbekommen, daß ich Dir meine Hand anbieten kann. Aber wir dürfen nicht hier bleiben, ich will diese Stadt und dieses Land verlassen. Ich bin zu sehr bekannt durch meine Vergehen und die Strafe, die ich erstanden habe: auf fremdem Boden, wo Niemand weiß, daß ich mich verfehlt, wo ich keine Gefahr laufe, durch die früheren Genossen meiner Gefangenschaft erkannt zu werden, da werden wir ein ruhiges Leben führen, da werden wir glücklich sein. Dein Großvater wird uns folgen und wenn er mich glücklich in Deinen Armen sieht, wenn er gewahrt, daß Du, Nancy, an welcher er so sehr hängt, zufrieden bist, dann wird es den alten Mann nicht reuen, sein Vaterland verlassen zu haben, wo er weder Verwandte noch Bezügnisse zurückläßt."

„Aber Albert, ist Alles Wahrheit, was Du mir sagst?" frug Nancy, ihre schönen Augen nach dem Maler aufschlagend.

„Ja, ja," gab dieser zur Antwort und nahm zugleich eine große Börse mit Geld gefüllt aus der Tasche. „Sieh hier den Beweis der Wahrheit."

„Ja, Albert, Du besitzest jetzt Geld, sehr viel Geld . . . aber . . . o deute mir es nicht falsch, ist das Geld die Frucht Deiner Arbeit, ist es nicht die Frucht eines Verbrechens? Du weißt, bei welch' schrecklicher That ich Zeuge war, Du weißt, was auf der Schans zwischen dem Weter . . ."

„Nancy!" fiel der Maler ihr in die Rede, „laß das Vergangene für immer vergangen sein, jetzt beginnt für uns ein neues Leben, neues Glück!"

„Albert, kleben keine Greuel an diesem Gelde, kein Verbrechen? O lieber theilte ich mit Dir die tiefste Armuth, das größte Elend, als alle die Schätze der Welt, die auf unrechtmäßige Weise erworben sind.

Schwöre mir, Albert, daß dieß Gold Dein Eigenthum ist als die Frucht Deiner Arbeit, schwöre mir das," bat sie, ihren weichen Arm um seine Hüfte legend, „und ich werde Dir glauben. Ich kenne Dich, Albert; ich weiß, daß Dein Herz gut ist, daß nur die Noth Dich zum Verbrechen zwang, daß Du mich zärtlich liebst und um mich glücklich zu sehen, ein Verbrechen begehen könntest. Schwöre mir, ich wiederhole es, und ich werde Dir glauben."

Es war ein banger Augenblick für Albert. Nie hatte sein Herz so unruhig geklopft, selbst nicht, als er vor Gericht stand und der Richter das Urtheil über ihn aussprach.

Vielleicht hätte er den Eid abgelegt, wenn der Richter ihn verlangt hätte, vielleicht . . . hätte er nun durch einen neuen Fehltritt die bereits begangenen zu verdecken gesucht, . . . aber einen Eid, einen falschen Eid für Nancy zu schwören, die in seinen Augen das erhabenste Wesen war, das die Erde trug, die er für rein und fleckenlos hielt, das war ihm unmöglich!

„Du glaubst mir also nicht ohne Eid?" frug er.

„Albert, höre mich an, ich liebe Dich, Du weißt es, ich habe Dir das oft gesagt. Ich hätte schon lange verheirathet sein können, denn während Du in dem . . . Du weißt wohl, wo ich meine . . . warst, boten mir verschiedene junge Männer die Hand an, aber ich bleibe Dir treu. Hast Du das Gold auf unehrliche Weise erhalten, so gib es dem zurück, dem Du es genommen, denn ich liebe Dich ebensosehr ohne dasselbe. Jetzt bin ich nicht mehr so bedürftig, als ich früher war, mein Handel geht vortrefflich, denn der gute Gott segnet ihn; ich besitze zwar nicht den hundertsten Theil von dem, was die Börse enthält, o Albert, ich kann es nicht verhehlen, aber ich wünschte, diese Börse nie gesehen zu haben, man verdient nicht leicht so viel Geld in so kurzer Zeit! Du mußt mir

jetzt nicht antworten, Albert; ist mein Vermuthen gegründet, so gib die Börse zurück und ich werde vergessen, sie bei Dir gesehen zu haben!"

„Morgen werde ich Dir beweisen, daß dieß Gold mein Eigenthum ist, daß ich es ehrlich bekommen ..."

„Gut, Albert, ich glaube Dir. O ehrliche Armuth ist besser, unendlich viel besser, als der größte Reichthum, der auf unehrliche Weise erworben worden; auf gestohlenem Gelde ruht ein Fluch und einst wird es gegen uns zeugen am Tage des Gerichts."

„Albert," fuhr sie fort, „bei mir zu Hause würde ich Dich ungerne sehen, Du weißt, wie mein Großvater über Dich denkt; doch ich besuche hie und da ein paar Mädchen, welche ich kennen gelernt habe, und welche ich eben nun auch besuchen will, da werden wir einander finden, besonders wenn Sonntags der Laden geschlossen ist und der Großvater weiß, daß ich meine Freundinnen besuche, komm', sie wohnen nicht ferne von hier, geh' mit mir, daß ich Dich mit ihnen bekannt mache."

„Gerne," sagte Albert und bot Nancy seinen Arm an.

Albert Drost war still und in sich gekehrt, und als sie die Wohnung Claras und Henriettens erreicht hatten und vor derselben stille hielten, sagte Albert, der plötzlich seinen Entschluß zu ändern schien:

„Jetzt kann ich doch nicht mit den Mädchen Bekanntschaft machen, nächsten Sonntag werde ich kommen, dann bist Du doch auch hier."

„Wie Du willst, Albert; aber Du mußt gewiß kommen, dann will ich es den Mädchen sagen."

„Gewiß," antwortete Albert. Er drückte einen zärtlichen Kuß auf Nancys Lippen und entfernte sich, während seine Geliebte in die Wohnung Henriettens und Claras trat.

Waren es die Worte der Enkelin des Kupferstechers, welche in seinem Innern Gehör gefunden

hatten, oder ließ sich eine andere Stimme hören, die Stimme des Gewissens, welche, seit Albert seine Nancy begegnet hatte, eine gänzliche Umkehr in ihm hervorbrachte? Er nahm das Geld aus seiner Börse, betrachtete es aufmerksam und das Geld, das noch vor wenigen Augenblicken in seinen Augen geglänzt hatte, erschien ihm jetzt trübe und glanzlos. „Sie hat Recht, „ehrliche Armuth ist besser, als unehrlicher Reichthum und obwohl ich diesen Spruch schon einmal gehört habe, jetzt erst glaube ich an seine Wahrheit, und nun, da sie mir gesagt hat, daß sie mich liebe und wäre ich auch arm, nun erst fühle ich die ganze Reue. Nur fünf Goldstücke will ich für mich behalten, um meine nächsten Bedürfnisse zu befriedigen, ich werde sie nachher doppelt zurückgeben, den Rest will ich ihm augenblicklich zusenden!"

Er eilte zu einem Kruizer, den er beauftragte, in das Hôtel des Pays-Bas zu gehen, um zu vernehmen, ob der Kolonel van Bergen sich dort befinde; denn Albert dachte, die längere Gefangenhaltung des Kolonel sei jetzt ganz unnütz, und van Bergen werde deßhalb von David Ram auf freien Fuß gesetzt worden sein. Obgleich es schon spät war, Mitternacht war nahe, wartete er doch die Ankunft des Kruizers ab, welcher ihm kurz darauf die Nachricht brachte, der Kolonel sei am Tage zuvor ausgegangen und noch nicht zurückgekommen, er sei also wahrscheinlich für ein paar Tage außer der Stadt, was öfters geschehen. Wie ein Donnerschlag traf dies unsern Maler.

„Großer Gott," rief er, „wenn David Ram zu seiner eigenen Sicherheit den Unglücklichen . . ." seine Stimme versagte ihm den Dienst, der Gedanke schon sträubte seine Haare zu Berge und so schnell als möglich eilte er nach dem Mooriantje.

X.

David Ram.

Dieß Kapitel möge ganz dem krummen Wirth des Moortantje gewidmet sein, der Person des David Ram. Verschiedene Male haben wir ihn schon auf die Bühne unserer Geschichte geführt, wir haben den Leser diesen Mann bereits als einen gemeinen Dieb und Diebshehler, wie als Vater, der seines Sohnes Jim Ram würdig, kennen lernen lassen.

Als wir David Ram als handelnde Person in unsre Erzählung einführten, war er schon im vorgerückten Lebensalter und ohne einen Rückblick auf die Schicksale dieses tief gesunkenen Menschen zu werfen, erzählten wir unsre Geschichte, in welcher er eine keineswegs unwichtige Rolle spielt. Diesen Rang wird er aber, im weiteren Verlauf der Geschichte, aufgeben, um zur Hauptperson der Geheimnisse von Amsterdam erhoben zu werden; ein Rang, den er, bei seiner Bedeutung wohl verdient.

Diesen Umstand betrachtend, halten wir es für nicht unpassend, jetzt eine flüchtige Lebensbeschreibung dieses David Ram zu geben, der zu dem Auswurf gehört, welcher in den gemeineren Vierteln der großen Städte nistet. Wir werden durch diese Lebensbeschreibung zugleich das Leben und die Sitten eines Theils der Einwohner der niederländischen Hauptstadt geschildert haben.

An der Seite des Y liegt ein Eiland, oder lieber die Eilande Kattenburg und Oostenburg, welche durch Brücken mit der Hauptstadt verbunden sind. Dieser Theil der Stadt ist wohl gebaut und sehr bevölkert und auf Kattenburg befinden sich die Landeswerfte und das große Landesmagazin.

Die Bewohner dieser Eilande sind großentheils Schiffszimmerleute und Arbeiter auf der Landeswerfte; es sind rohe, stämmige Menschen, und zu schwerer Arbeit ganz brauchbar; sie selbst wollen nicht zur Stadt Amsterdam gehören, tragen den Namen Kattenburgers und obwohl nur durch eine Brücke von den übrigen Stadtbewohnern getrennt, unterscheiden sie sich doch wenig in Kleidertracht und Sprache, so daß es schwer ist, den Kattenburger unter den andern Amsterdamern zu erkennen.

Unserem David war die Ehre geworden, auf diesem Eilande geboren zu sein, wo sein Vater, Schiffszimmermann an der Landeswerfte, wohnte. Der alte Ram verdiente ein ziemlich großes Taggeld, während Davids Mutter ein Weinhaus hielt, welches von den Kameraden des Zimmermanns getreulich besucht wurde.

David, das einzige Kind der beiden Gatten, wurde, wie es leider zu oft der Fall ist, von seinen Eltern mit zu großer Zärtlichkeit geliebt, die sie für seine Gebrechen blind machte; ohne allen Widerspruch ließen sie seinen Begierden und Neigungen den freiesten Spielraum.

Der kleine David war der Abgott der Kunden des Weinhauses seiner Eltern; wer da auf der Kreide stund, war unerschöpflich im Lobe über den kleinen, schalkhaften, losen und flinken Schelm, mit welchen Titeln sie den Stammhalter des Ram-Geschlechtes ehrten, wohl wissend, daß es das Mittel war, den Kredit zu verlängern... Denn wie sollten die zärtlichen Eltern Jemand wegen der Bezahlung zur Last fallen wollen, der an ihrem Sohne seine Freude hatte, und wer das Glück hatte, dem kleinen David zu gefallen, konnte versichert sein, das größte und vollste Glas zu kriegen und hie und da freigehalten zu werden.

Und in der That, David war ein artiger, gescheiter und gewandter Knabe und gewiß, eine gute Erziehung, eine gehörige Leitung hätte ihn zu einem

nützlichen Gliede der Gesellschaft machen können, aber den glücklichen Anlagen des Knaben wurde eine verkehrte Richtung gegeben, der Umgang mit Trunkenbolden, das schlechte Beispiel trug das seine bei, um den Jungen so werden zu lassen, wie er geworden ist. David lernte fluchen, ehe er verständlich reden konnte. Er hörte die sittenloseste Sprache aus dem Munde der rohen Gäste, und schon in seinem zehnten Jahre sprach er über Dinge, die er nicht einmal beim Namen hätte kennen sollen.

Sein Vater betrachtete dies Alles als den unwiderleglichsten Beweis, daß sein Sohn einst ein fermer Junge werden würde und die Mutter war thöricht genug, dieser Hoffnung Glauben zu schenken.

David wuchs heran, und da er nie Lust am Lernen gehabt hatte, konnte er in seinem sechzehnten Jahre nur sehr schlecht lesen und schreiben; dagegen wußte er sehr gut zu trinken, kaute Tabak, focht tüchtig mit Burschen, die viel älter als er, und vergnügt rieb sich Papa Ram die Hände, wenn er dem Kampfspiele seines Sohnes zusah.

Laut rief er David seinen Beifall zu, wenn er zwei, drei Borels[1]) hinter einander verschlang; ein großes Glas des Getränkes, das der ehrwürdige Heldring für schrecklicher als die Cholera betrachtet, war der Lohn, wenn er als Sieger aus dem Zweikampfe hervorging; während die dritte Tugend, welche wir an David gerühmt haben, das Kauen der Blätter der Tabakspflanze, von den habitués der Kneipe nicht wenig unterstützt wurde, indem sie dem Kleinen immer die Ueberbleibsel in ihren Tabaksbeuteln schenkten.

Es glückte dem Vater, seinem Sohne einen Platz auf der Landeswerfte zu verschaffen, aber David zeigte wenig Lust zur Arbeit und nachdem er ein Jahr beschäftigt gewesen, wurde er wegen eines Bleidiebstahls

---

1) Branntweinkelche.

weggeschickt und deßhalb beschlossen, daß David seiner Mutter in der Taverne beistehen solle.

Schließe eine Katze in ein Vogelkäfig oder einen Wolf in eine Schafhürde, es wird leicht sein, die Folgen davon zu errathen. So ging es auch mit David Ram. Er betrank sich jeden Tag, stahl Geld aus der Kasse, und verbrachte oft ganze Nächte in Spielhäusern auf dem Zeedeik, wo die Schifferknechte ihre mit so viel Mühe und Gefahr zusammengebrachten Pfennige auf die schändlichste Weise vergeuden.

Zu dieser Zeit erst sah der Vater, was der Sohn eigentlich sei; er nahm seine Zuflucht zur Strenge, welche Maßregel, wie alle zu spät angewendeten Mittel, eine verkehrte Wirkung haben. David Ram wagte es, sich seinen Eltern zu widersetzen, und es gab die schrecklichsten Auftritte in der väterlichen Wohnung, so daß die Eltern ihm endlich die Wahl ließen, zur See zu gehen oder in die Verbesserungsanstalt.[2])

David wählte das Erste, und ging als Kajütenjunge nach Ostindien. Gegen alle Erwartung betrug er sich so gut, daß er bald den Rang eines ligt matroos erhielt, und als Matrose in das Vaterland zurückkehrte.

In das älterliche Haus zurückgekehrt, begann David, der sich nun für eine besonders vornehme Person hielt, sich auf solche Weise zu betragen, daß die unglücklichen Eltern durchaus nicht mehr wußten, den unglücklichen Seemann zu bezähmen.

Er schlug seine Eltern, kämpfte mit den Kunden, die die Taverne besuchten, brachte Schiffskameraden, den Auswurf der Mannschaft, mit sich in die elterliche Wohnung, wo diese, um uns eines Schiffsausdruckes

---

2) Eine Einrichtung, die seit Jahren nicht mehr besteht und welche besonders dazu diente, unbehandelbare Kinder zu verbessern.

zu bedienen, Anker warfen und dem braven Sohn im Leeren der Fäßer und Flaschen behülflich waren.

Zu der Zeit, da dies geschah, gab es noch ronselhuizen[3]) und der alte Ram wußte es sehr klug anzufangen, daß David in die Hände eines ronsellaars[4]) fiel und bald wurde der Junge als Matrose für einen Japanfahrer angeworben.

David tröstete sich mit der Hoffnung, sich bei seiner Zurückkunft an den Eltern zu rächen, und schweifte einige Jahre auf der See herum.

Wieder in das Vaterland zurückkommend, fand er weder Vater noch Mutter mehr und zu seiner großen Verwunderung hatten sie ein ansehnliches Vermögen hinterlassen, das selbst seine kühnsten Erwartungen übertraf.

Dies Vermögen, nebst dem, was er auf seiner Reise verdient hatte, wäre zureichend gewesen, ihm dieses oder jenes vortheilhafte Geschäft zu verschaffen, oder er hätte einen Handel beginnen können, durch den er bei Fleiß und Eifer sich eine heitere Zukunft geschaffen hätte, allein er hatte einen Abscheu vor Allem, was Arbeit hieß und verwendete lieber die Pfennige, die er besaß, zu seinem Vergnügen, als zu einer sichern Existenz.

David Ram dachte jetzt nicht mehr daran, wieder zur See zu gehen, scherzweise sagte er, es laufe so viel Volk herum, das kein Schiff finden könne, daß es eine Schande wäre, den Jungen in den Weg zu stehen, und deßhalb habe er beschlossen, am Lande zu bleiben, um das Eine oder Andere anzufangen. David kleidete sich, wie er meinte, besonders hübsch, das heißt, er kaufte sich einen langen blauen Rock, der ihm bis an

---

3) Kneipen, in welchen für den Seedienst geworben wird.

4) Werben.

die Knöchel ging, eine gelbe Weste und einen großen Hut. Außer diesen nöthigen Kleidern verwendete er auch einiges Geld zum Ankaufe einer Uhr mit goldener Kette, einer silbernen Tabaksdose und silbernen Zigarrenspitze, und verbrachte nun seine Zeit damit, Weinhäuser und Schenken auf der Buitenkant zu besuchen, mit seinen Kenntnissen zu prahlen, auf seinen Reichthum zu pochen und Nachts in Nacht- und Spielhäusern den krummen Wirth zu schlagen.[5]) Um sich einige Abwechslung zu machen, fuhr er mit den Mädchen aus dem einen oder andern Spielhaus nach Haarlem, ging mit ihnen und andern lustigen Brüdern in die Komödie, und seiner kräftigen Natur hatte er es zu verdanken, daß ihn dies leichtsinnige Leben nicht zu Grunde richtete. Sein Beutel aber wurde durch die außerordentlichen Ausgaben dermaßen schmal, daß er nach drei so verlebten Jahren sein letztes Goldstück auswechselte und nach und nach alle seine Kostbarkeiten verkaufen mußte.

Die Zahl der Müßiggänger in großen Städten ist sehr ansehnlich: die Müßiggänger sind meist Menschen, welche durch die Lotterie oder Erbschaft einiges Vermögen bekommen haben, und ohne alle Lust zum Arbeiten das erhaltene Geld verzehren, pflückend, wie man sie nennt, von dem hohen Baume. Dergleichen Leute, wie wir sie hier im Auge haben, gehören zu der niederen Volksklasse und besitzen nicht die geringste Bildung; ihr Vergnügen besteht im Trinken und geschlechtlichen Genusse. Die geringsten und gemeinsten Schenken sind ihr liebster Aufenthaltsort, denn da wer-

---

5) Eine holländische Ausdrucksweise für Leute, die auf Anderer Kosten sich umtreiben. Die Wirthe werden von derlei Leuten, wie D. R. selten bezahlt, da diese von ihnen bei Prellereien von Fremden wieder gebraucht werden.

den sie geachtet und geehrt, was ihnen in anständigen Kaffeehäusern nicht zu Theil würde, da der Gebildete sich immer scheuen muß, mit dergleichen Menschen in Berührung zu kommen. Vater Cats bestätigt dieß, wenn er singt:

„Al draagt een aap een' gouden ring,
Hij blijft doch maar een leelijk ding[6]).“

In diesen elenden Kneipen sitzen sie vom frühen Morgen bis späten Abend, führen das große Wort, handeln und kaufen und überlassen sich dem plattesten und sittenlosesten Geschwätze. Sie sind die Pest für den fleißigen Handwerker, der, durch ihr Vorbild verlockt, sein Loos für unerträglich hält, und zu Müßiggang und Verschwendung angespornt wird. Fängt ihr Vermögen an, sich zu vermindern, dann nehmen sie ihre Zuflucht zur Lotterie, und wie nützlich diese Anstalt auch für den ist, der einen mäßigen Gebrauch davon macht, so wenden diese die Lotterie zu ihrem eigenen Verderben an. Sie spielen falsch und betrügen; Diebstahl ist die unvermeidlichste Folge davon, und leider, wie oft wird nicht die Kette ihrer Verbrechen mit einem Morde beschlossen. Das Geld hat in ihren Augen wenig oder keinen Werth. Während ein ordentlicher Hausvater Mühe hat, mit den wenigen Mitteln, die ihm zu Dienste stehen, seine Familie ordentlich zu erhalten, verzehren diese Leute in einem Tage so viel, als die Familie manchen braven Bürgers in einer ganzen Woche für Wohnung, Nahrung und Kleidung verbraucht.

Und wie groß, wie ungeheuer groß ist in Amsterdam, in allen großen Städten die Zahl dieser Leute! Und wie sehr wird die Zahl derselben täglich durch ihr Vorbild, durch ihre Verführung vermehrt.

David Nam hatte sein Geld verzehrt und er be-

---

6) Und trägt ein Aff' auch goldene Ring',
Er bleibt doch nur ein dummes Ding.

gann auf Mittel zu sinnen, sich ohne Mühe und Arbeit zu bereichern. Bald bot sich ihm dazu Gelegenheit dar. David war gewohnt, die Schenke: De drie rozen zu besuchen. Diese Schenke, die von einer Wittwe gehalten wurde, warf einen guten Gewinn ab, da sie fleißig von Schiffsleuten und also von keinen kargen Kunden besucht wurde. Die Wirthin war wohlhabend, hatte eine gute Einnahme und das waren die zwei Haupteigenschaften, die David Ram zu einer Heirath mit ihr veranlassen konnten. Im Uebrigen war sie zwanzig Jahre älter als unser Held und konnte durchaus nicht auf Schönheit und Anmuth Anspruch machen. Ueberdieß war die Wirthen der drie rozen in der Nachbarschaft und bei ihren Gästen nicht als sehr gefühlvoll bekannt, ja, die böse Welt konnte es sich nicht versagen, das Gerücht zu verbreiten, die riesige Wirthin in den Drie rozen sei eine sehr unzärtliche Gattin für ihren verstorbenen Mann gewesen, aber David Ram ließ sich durch diese Gerüchte nicht stören: die Wittwe besaß Geld und das war genug. Was ihr zurückstoßendes Gesicht und ihr unverträgliches Wesen betraf, so wußte unser Held sehr gut, daß er sich durch das Geld schadlos halten könne, und er war auch keineswegs der Mann, eine bösartige Frau zu fürchten. David Ram machte einen seiner Freunde mit seiner Absicht bekannt, die Wittwe in De drie rozen zu heirathen. Fünfhundert Gulden wurden ihm von diesem Freunde gegen billiges Interesse von 25% geliehen, um seine Absicht ausführen zu können. Der Schmuck wurde in der Leihbank ausgelöst, und David prangte wieder in alter Herrlichkeit wie zuvor, er rasselte mit dem Gelde im Sack, dessen lieblicher Klang seit langer Zeit nicht mehr seinen Ohren geschmeichelt hatte.

Er spielte jetzt die Rolle eines Liebhabers bei der Wirthin. Diese hielt David für keine schlechte Partie für sich, und nicht lange hatte er bei dem Vorwurf seiner zarten Liebe angehalten, als sie, die Wirthin aus

den drie rozen dem Feuer ihrer Liebe nicht widerstehen konnte und ihm ihre... große, ellenlange Hand schenkte.

Eine gerichtliche Trauung verband die zwei Geliebten durch einen heiligen Act, und sehr lärmend wurde die Hochzeit gefeiert. Die Flitterwochen des jungen Paares nahmen bald ein Ende, denn das liebe Frauchen bemerkte früh, daß sie von David, den sie für reich oder wenigstens sehr begütert hielt, war betrogen worden, und sie gab ihren Verdruß in nicht wenigen und nicht sehr sanften Worten zu erkennen. David seinerseits fühlte, daß das Ehejoch sehr schwer sei und schalt mehrmals in seiner Leidenschaft den, der bei seiner Hochzeit einen Vers rezitirt hatte, in welchem die Worte vorkamen:

„Het huw'lijk is een zoete band,
Een zaal'ge rozenketten [7])!"

einen Dummkopf und Lügner. Statt daß er Herr und Meister seiner wurde, wie er sich vorstellte, hatte seine Frau die Hosen an, war sie der Meister, und sie behandelte ihn als einen Knecht; und als er es eines Tages versuchte, sich kräftig dieser Herrschaft zu widersetzen, nahm sie solche Maßregeln, daß ihm mit diesem einen Versuche alle Lust zu weiteren verging.

David Ram wurde Vater und die erste Frucht dieser glücklichen Ehe, das erste Pfand der Liebe der beiden Gatten war Joachim, der uns unter dem verkürzten Namen Jim bekannt ist; während ein zweites Kind, Mat, oder lieber Henriette, das Band, das nur kein süßes Band und keine sel'ge Rosenkette war, noch fester knüpfte. David, der sich vor Niemand fürchtete, bebte vor seiner Frau, die als Alleinherrscherin das Ruder des Staates führte, und gewiß hätte er sie schon lange

---

7) Die Ehe ist ein süßes Band,
Eine sel'ge Rosenkette.

verlassen, wenn er nicht die Ueberzeugung gehabt, daß sie sich wenig darum bekümmern würde, und er sehr richtig urtheilte, daß, wie schlecht das Haus auch bestellt war, er nirgend anders besser unterkommen konnte.

Endlich hatte der Tod Mitleiden mit dem armen David und erlöste ihn von seiner zärtlichen Gattin. David Ram nun in die Gilde der Wittwer aufgenommen, blieb im ganzen Besitz Alles dessen, was seiner Gemahlin gehört hatte und sah sich zum zweiten Male in den Stand gesetzt, sich mit seinen Kindern es behaglich zu machen. Das Glück scheint bei der Austheilung seiner Güter am meisten an die zu verschwenden, die es am wenigsten würdig sind.

Lange hatte der Gatte in Sclaverei geseufzt und jetzt wollte er von seiner Freiheit Gebrauch machen. Er nahm ein Mädchen, mit welchem er früher in einem Spielhause Bekanntschaft gemacht hatte, unter dem Titel einer Haushälterin zu sich, und obwohl wir es nicht ganz als eine Folge dieser haushälterischen Maßregeln betrachten können, müssen wir, um der Wahrheit zu huldigen, sagen, daß die Ordnung, welche immer in De drie rozen geherrscht hatte, jetzt nach und nach verschwand und den abscheulichsten Auftritten Platz machte.

Die sogenannte Haushälterin wetteiferte mit dem Wirthe im Verschwenden und es dauerte nicht lange, so war David wieder arm. Als er nichts mehr zu verzehren hatte, und die Haushaltung keine Haushälterin mehr nöthig zu haben schien, nahm die Freundin des Wirths auch ihren Abschied, d. h. sie ging mit einem dritten Steuermanne durch, ohne daß David je mehr etwas von ihr erfuhr.

Dann beschloß er, da er wohl einsah, daß man als Wittwer und Vater von zwei Kindern nicht mehr so leicht eine Heirath eingehen könne, nochmals sein Glück auf der See zu suchen und die Sorge für seine Kinder einer wohlthätigen Stiftung oder einem Waisenhause zu überlassen und gewiß würde er diesen Vor-

satz ausgeführt haben, wodurch seinen damals noch unschuldigen Kindern eine bessere Erziehung geworden wäre, wenn ihn nicht ein Zufall daran gehindert hätte.

David war nicht von aller Klugheit entblößt und hatte darum geeilt, alle seine bewegliche Habe, die unbewegliche war schon alle verpfändet, an einen uitdrager [8]) zu verkaufen, ehe seine Gläubiger auf die Gegenstände Beschlag legen würden. Den Ertrag dieses Verkaufes beschloß er erst am Lande zu verzehren, ehe er sich an Bord begebe, und am ersten Abend schon, als er seinen Plan ausführte, übernahm er sich so sehr im Gebrauch starker Getränke, daß er betäubt in einen Keller fiel und seinen rechten Fuß brach, in dessen Folge er sein ganzes Leben krumm ging. So gebrechlich konnte er auf keinem Schiffe angenommen werden; er war deßhalb gezwungen, von einer neuen Seereise abzustehen, und nach seiner Wiederherstellung bezog er einen abgelegenen Ort, ohne daß seine Gläubiger wußten, wohin er geflohen war.

Das Glück, das ihm bisher günstig gewesen, wandte ihm nun den Rücken, und jetzt erst lernte er Armuth und Elend in all' ihrer schrecklichen Gestalt kennen. Um nicht vor Hunger zu sterben, hatte er ein anderes Einkommen sich zu verschaffen gesucht: an allen Landungsplätzen, Beurtschiffen und Wagenplätzen war er zu finden, um den angekommenen Fremden den Weg zu zeigen oder ihre Effekten zu tragen, worin ihm Jim, sobald er zehn Jahre alt geworden, beistand. Winters, wenn der Frost die Ströme mit einer Eiskruste bedeckt hatte, backte er auf, bereitete für die Schlitten Brücken von Mist, Stroh und Brettern und stand auf dem Eis

8) Uitdragers — Austräger, sind in Amsterdam die Leute, welche alten Hausrath und solche Gegenstände aufkaufen, um diese, wenn sie in brauchbaren Stand gesetzt sind, an den Mann zu bringen.

mit einem Wägelchen, auf welchem Jenever, Kuchen, Branntwein und Chokolade zum Verkaufe stand, während er seine kleine Mat ausschickte, um zu betteln.

Geschah es bisweilen, daß er einiges Geld hatte, dann war er gewöhnt, in Diebskneipen sich umzutreiben und dadurch wurde er mit den meisten Dieben und Diebshehlern, mit einem Wort, mit dem Auswurfe der Menschheit bekannt; er lernte bald das Bargoens und begann von Zeit zu Zeit bei Diebstählen zu helfen.

Jim, dem Vater folgend, wurde bald ebenso verdorben als dieser und da die Natur in großem Maße List und Schlauheit in ihn gelegt hatte, wurde er als ein vielbelobter Junge in die Gesellschaft dieser Hauseinbrecher aufgenommen und hie und da bei Diebstählen verwendet, während er sich zugleich ganz für sich mit Sacktragen und Kinderrauben beschäftigte [8]). Die kleine Mat war anfangs ihrem Bruder behülflich; doch als ihr gutes Herz ihr sagte, daß das, was sie betrieb, Unrecht sei, weigerte sie sich standhaft, ihm zu helfen, und von dieser Zeit schreibt sich der Haß, welchen David und Jim gegen das unschuldige Kind hegten.

Das sind die Schicksale des Wirthes im Mooriaantje von seiner Geburt bis zu dem Tage, da wir ihn in einer Hinterkammer auf dem Wijde steeg auf dem Boden liegend fanden. Dies ist die Jugend und das Mannesalter eines Menschen, wie wir so viele in

---

8) Das Kinderrauben war noch bis in die letzte Zeit zu Amsterdam sehr im Schwunge, und ist selbst heutigen Tages noch nicht aufgehoben. Das Handwerk wird meist von jungen Burschen und Mädchen getrieben: sobald sie ein Kind sehen, das allein auf der Straße ist und einige Gegenstände von Werth an sich hat, wie Ohrenringchen, Ketten rc., locken sie es unter allen möglichen Versprechungen, mit sich, nehmen es an einen einsamen Platz und berauben es der kostbaren Gegenstände.

Amsterdam finden und welche leben, ohne daß man weiß, wovon. Und geschieht es, daß sie einmal, wie es mit David Ram oft der Fall war, mit der Polizei in Berührung kommen, und diese, obwohl man von ihrer Schuld überzeugt ist, keine Beweise finden kann, um sie an den Richter zu überliefern, so läßt sie ihn frei, ohne sich ferner um ihn zu bekümmern.

Es wäre wünschenswerth, daß im Interesse der Ordnung diejenigen, welche kein sicheres Auskunftsmittel anzugeben wissen, aus der Stadt gewiesen würden, und besonders aus einer Stadt, die so bevölkert ist wie Amsterdam.

Der Polizeikommissär müßte bei jedem Bewohner seiner Stazion umhergehen, um seine Existenzmittel zu untersuchen. Die, welche sich nicht gehörig auszuweisen wissen, durch welchen Beruf oder Betrieb, oder aus welcher Quelle sie ihren Unterhalt gewinnen, müßten aus der Stadt geschickt und ihnen ein Ort angewiesen werden, wo sie sich ihren Unterhalt zu verdienen hätten. Diese Maßregel würde die Hauptstadt von diesem Ungeziefer säubern, welche sich wie die wilden Thiere in Höhlen, unzugänglich für den anständigen Bürger, verbergen, um auf Raub auszugehen. Diese Maßregel, wenn sie einmal getroffen wäre und pünktlich zur Ausführung käme, wäre ein Mittel, das mehr als alle Gerichtsdiener die Stadt von diesen Uebelthätern reinigen müßte. Dem Verbrechen zuvorzukommen ist unendlich mehr werth als es zu bestrafen.

Wenn der Leser vielleicht einmal von Utrecht nach Amersfoort ging oder Nordbrabant besuchte, so hat er gewiß die unermeßlichen Heidefelder gesehen, welche, wenn sie bebaut oder bearbeitet würden, unendliche Vortheile gewähren könnten.

Jetzt liegen sie ertraglos da, unabsehbare Ländereien, auf welchen nur dürre Heide grünt. Die vermöglichen Niederländer, anstatt ihrer Väter Beispiel zu folgen, die ihre Schätze zur Befrachtung von Schif-

fen verwendeten, — die statt dessen tiefe Stellen ausfüllen und wüste Heidefelder urbar machen würden, um sie in fruchtbare Weide- und Bauländer umzuschaffen, geben der Unthätigkeit den Vorzug und beschäftigen sich am liebsten mit dem Abschneiden der Coupons ihrer Schuldscheine. Die Niederländer unserer Zeit scheinen wenig Lust zu heilsamer Arbeit zu haben, und die wenigen edeln Menschenfreunde fanden so wenig Unterstützung, daß sie sich bald genöthigt sahen, ihre Bemühungen einzustellen.

Man hat ja Geld zu Eisenbahnen, die zum Nutzen Einiger viele Andere ihrer Existenzmittel berauben! Warum hat man denn keinen Pfennig zu einer Unternehmung, die vielen Händen Arbeit, vielen Menschen Brod verschaffen würde? Schöne Dörfer würden erstehen, vielleicht auch Städte, auf Plätzen, die jetzt wüst und unbebaut liegen.

Was Partikuliers nicht thun wollen, müßte von Staatswegen geschehen. Der Fremde sollte uns nicht mehr vorwerfen können, daß in unserem kleinen Land noch so große Strecken wüst und unbebaut daliegen.

XI.

Ein Verbrechen gebiert das andere.

Vater Bram war es mit seinem Betrug nach Wunsch gelungen, denn leider findet man es in der Welt nur zu oft, daß die Plane der Bösewichte gelingen. Das Haus Bergliet, Brongers und Comp. hatte den Wechsel bezahlt und Albert, Gijs, jeder hatte seinen Antheil empfangen.

„Was Teufel, Maler! willst Du schibus gaan,

da Du Dein gijlek in te massematten hast?“ frug Gijs, als er sah, daß der Maler nach der Vertheilung sich entfernen wollte. „Bleib' hier um caskene und spanger kaauwen.[1]) Der krumme David würde es gerne sehen, wenn etwas von dem moos im Mooriantje bleibt.“

„Ich will sparsam werden,“ gab der Maler zur Antwort, „massematten handelen ist ein gefährlich Handwerk und ich habe wenig Lust, auf's Neue geschtut zu werden.“

„Bah, ich bin zum ersten Male marwieger geworden,“ sagte Gijs, „und es ist das erste Mal, daß ich massematten gehandeld habe, aber ich finde Geschmack an dem Handwerk, es gibt mehr moos in de bloedvin, als ich mit dem schönsten Hochzeitsgedicht verdient habe, oder mit der besten turftrekkerij kriegen kann! Sind wieder massematten unterwegs, einäugiger Zyclop? Ich will euch zeigen, daß ich ein geschickter marwieger bin und auch gognum.“

„Der Maler ist gisser, als Ihr. Gijs,“ sprach Bram, „semey amge, Ihr steht noch nicht im alten Testament und Godel kennt Euch nicht einmal beim Namen und Ihr könnt viel thun, was ein Anderer lassen muß.“

„Was da, jeder muß wissen, was er zu thun hat:
De Mensch is meester van zijn daden[2])
Hetzij hij goed of kwaad verrigt,
steht in einem meiner Gedichte, mit welchem sich die nieuwpost-wijven[3]) ihre Kehle heiser geschrieen ha-

---

1) Eine Pfeife rauchen.
2) Der Mensch ist Herr von seinen Thaten.
Ob er nun Gutes oder Böses thut.
3) Der Nieuws Bote ist eine Art Tagblatt für den gemeinen Mann, welches zweimal in der Woche in Amsterdam ausgegeben wird, $1\frac{1}{2}$ Cent die Num-

ben," sagte Gijs, „komm, Jan, spanger und jajim, und wer nicht so thut, den nenne ich einen eileija mensch."

„Hör' einmal," sagte David, „nachdem der Maler sich entfernt hatte, „daß ihr euer Geld da sitzen laßt, sehe ich gerne, aber jetzt möchte ich Dir rathen, schibus zu gehen, da wir den Kolonel jetzt los lassen wollen, und es vielleicht nicht gut wäre, wenn er Dich hier sehen würde, er möchte die verkwanselde spaansche mat eens inwisselen [3]) und..."

„Laß' ihn nur noch eine Weile, wo er ist," antwortete Gijs, „er sitzt da so warm wie:

Op een bed van enkel rozen
Waardoor geen doornen zijn gemengt [4]),

wie es in einem andern Verse von mir heißt, in einem Hochzeitgedicht für einen Lichterzieher, der mich zur Thüre hinaus warf, als ich Bezahlung verlangte, weil noch Jemand auf der Hochzeit war, der dasselbe Gedicht vorlas; konnte ich helfen, da beide einen Vers bei mir bestellt hatten, und ich wußte auch nicht, daß es für dieselbe Hochzeit war, sonst hätte ich ihm ein anderes gegeben, denn ich habe sie in Menge. Mein Schönstes, das ich aus Liebhaberei gemacht habe, als ich noch meine guten Tage hatte, beginnt so:

---

mer. Dieses Tagblatt wird meist von Frauen herumgetragen, welche zugleich Gedichte, nämlich von der geringsten Sorte, verkaufen, welche sie um den Debit zu vergrößern, durch die Straßen rufen.

3) Auf einem Bett von eitel Rosen,
Durch die sich keine Dornen ziehn.

4) Den geleisteten Eid einmal brechen.

Hoe zalig is 't wanneer na vrees en beven,
De bloode maagd in 's jonglings armen zinkt,
Wanneer zije ....." [5]).

„Ja," rief Jim, „wir kennen Alles auswendig und haben es nur zu oft gehört, um zu wissen, daß Alles sehr rührend ist. Geh' nur und kram' jetzt Deine Weisheit an einem andern Platze aus!"

„Nein!" rief Gijs.

„Neen rood gelokte aap, 'k wijk niet van deez'stede ....." [6]) und begann darauf einen langen Vers ex tempore zu rezitiren, worin er Jim Ram mit allerlei Schimpfnamen beehrte.

David Ram, der Gijs den Dichter genugsam kannte, um wohl zu wissen, daß er immer, wenn er zu viel getrunken und viel Geld hatte, besonders wortreich war und unerschöpflich im Versezitiren, wie der Leser selbst schon bei seiner ersten Bekanntschaft bemerkt haben wird, — David Ram sah seinen Sohn verlegen an und dieser zuckte zur Antwort mit den Schultern. Gijs hatte, wie man das nannte, eenen gwaaden dronk [7]), und war dann besonders heftig und zum Streite geneigt, weßhalb sie es nicht wagten, ihn mit Gewalt aus dem Mooriaantje zu entfernen oder ihm Jenever und Branntwein zu versagen. Sie fürchteten sich vor einem Kampfe, dessen unvermeidliche Folge wäre, daß wenn auch nicht die Polizei, so doch andere Leute ins Haus kämen; und der krumme Wirth, der befürchtete, es möchte dieß zur Entdeckung des Ge-

---

5) Wie selig, wenn nach Furcht und Beben,
Die scheue Maid in Jünglings Arme sinkt,
Wenn sein . . . ."

6) Nein, rothgelockter Aff', ich weich nicht von der Stelle. . . .

7) Sich vollgetrunken in der Leidenschaft, darum leicht hizig.

fangenen führen, stieß eine Fluth von Verwünschungen aus und versuchte nochmals Gijs zu überreden, fort zu gehen; aber ein lautes Schnarchen sagte, daß der Priester des Bacchus und Apollo in tiefen Schlaf versunken war.

„Der elende Kerl," rief David Ram, als er mit seinem Sohne und dem schlafenden Trunkenbolde allein war. „So lange er hier ist, können wir nichts thun, er möchte schreien und aufwecken."

„Wir müssen warten, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hat."

„Aber da kann es Abend werden."

„Vor zwölf Uhr kommt Niemand, wir haben da noch Zeit."

„Jim, Jim!" rief Ram, „ich wünschte, es wäre vorbei! Ich fürchte, ich fürchte, daß es uns op 't schollem bringt."

„Bah!" sagte Jim, „als Du ihn om gaaijes machtest, warst Du nicht so kindisch und man sagt, das erstemal sei es am Schwersten."

„Wir haben toll gehandelt, die Leiche nicht zu verkonteren [8]), oder in einem zugenähten Sacke in das Y zu werfen."

„Es ist ja gut abgelaufen," sprach Jim, „und kein Hahn hat darnach gekräht. Ich muß wahrhaftig noch lachen, wenn ich an Paul den Barbier denke, der, als er uns ausziehen half, fragte, was die Kiste enthalte, und ich ihm weiß machte, es sei — Jajim. Uebrigens weißt Du wohl, Alter, daß begraben gefährlich ist, es kostet zu viel Mühe und zu viel Zeit und ins Wasser werfen taugt auch nichts, denn die meisten Leichen kommen wieder herauf."

„Ich wünschte, ich hätte mich nie mit Brams Sachen eingelassen," erklärte David, „aber Du drohtest

8) Begraben.

mir mit sliegenen und darum that ich es, Jim, es wäre Deine Schuld, wenn Dein Vater naar de klienjs gehen müßte."

„Altes Weib!" rief Jim, „wir machen ihn om gaaijes und das ist seine Schuld, wenn er geblieben wäre, wohin wir ihn gesetzt haben, wäre es nicht geschehen. Den Andern erzählen wir, wir hätten ihn gehen lassen. Ja, ich halte das für's Beste. Ich bleibe dabei, Alter, der Kolonel muß om gaaijes, dann kann er seinem todten Freunde Gesellschaft leisten, bis wir Gelegenheit haben, uns der zwei Leichen auf einmal zu entledigen."

„Aber Jim, vielleicht hat er noch nichts gesehen, gehe mal in den Keller und sieh durch das Fenster in der Mauer, was geschehen ist, Du kannst Licht mitnehmen."

„Geh' selbst, wenn Du willst."

„Komm' Jim, sei nicht kindisch," bat David seinen Sohn, „Du weißt wohl, daß ich nicht in den Keller kann, seit die Leiche dort ist; aber Du bist jung! Als ich in Deinen Jahren war, hatte ich mehr Muth, aber nun fange ich an, älter zu werden..."

„Schwatze so viel, als Du willst, ich gehe nicht in den Keller und daß er unten Alles weiß, ist sicher. Hast Du denn das Krachen nicht gehört, es war die Kiste, die einbrach, vielleicht hat er sich darauf setzen wollen, oder so etwas, und daß er weiß, was in der Kiste ist, hast Du wohl aus seinem Schreien hören können. Still, Gijs wird wach, kein Wort mehr."

Es war zehn Uhr, als Gijs erwachte, und kaum hatte er sich nach vielem Recken und Augenreiben, auf eine Weise, welche Alles mehr als den Dichter bezeichnete, aufgerichtet, als Jim sagte:

„Ein lekijve [9]) ist hier gewesen und hat nach Dir

---

9) Mädchen.

gefragt, sie will bis halb elf Uhr auf dem Damm warten."

„Wer Teufel mag das gewesen sein?" rief Gijs, und spannte sein Gedächtniß an, um alle die Mädchen, die er kannte, Revue passiren zu lassen, um zu wissen, wer von seinem Harem den Sultan in seinem Pallaste aufgesucht hatte.

„Das weiß ich nicht, aber es war ein allerliebstes Kind, mit schönen schwarzen Augen und noch jung."

Die List glückte.

„Das muß ich wissen! Da muß ich dahinter kommen oder...." sprach Gijs halb schlafend, halb wachend. Er sprang auf, taumelte aber wieder, jedoch von Jim unterstützt, der noch nie so dienstfertig gewesen, gelang es ihm, auf seinen Füßen zu stehen, worauf Jim die Thüre hinter ihm schloß.

„Nun nicht gezögert, Alter," fing der junge Ram wieder an, „noch einmal abgemacht, wir werden den Deckel aufmachen und dann rufen, daß er herauskommen könne. Du kannst sehen, wann er die Treppe herauf kommt, und ich werde hinter dem Deckel stehen, dann gibst Du mir ein Zeichen und so bald er sein Kopf durch das Loch streckt, werde ich ihm mit dem Beil einen Schlag geben, den er nicht nacherzählen soll. Du sollst sehen, in einem Nu fällt er nieder. Du kannst sicher sein, daß es nicht mißglücken soll, dann schneidest Du ihm den Hals ab und damit ist Alles fertig."

„Jim, sieh' mal, wie ich zittre," sprach er, mit Angstschweiß auf dem Gesichte, „oft, wenn ich allein bin, ist es, als ob ich die Leiche vor mir sehe und nun zwei, brr.... Nein, ich will nicht, ich kann nicht!.... Jim, Sohn... mache ihn allein om gaaijes. Ich habe schon gesagt, daß ich es nicht thun will," und eine Thräne schoß in das Auge des Wüstlings. „Wir beide müssen es thun und nun kein Wort mehr... Da, mein Messer, es schneidet wie ein Rasiermesser, ich habe es so eben geschliffen... komm'."

„Das nicht," sprach Jim wiederholt, „nein, nein!"

Beide traten in das hintere Gemach.

„Wo liegt das Beil, Alter?"

„Hinten an seinem Platze," antwortete David, während seine Zähne klapperten, als hätte ihn ein heftiges Fieber befallen.

„Gut, ich will es holen, thu' indeß den Riegel zurück, daß man öffnen kann."

Jim kam zurück, in der einen Hand ein Beil, in der andern einen Korb tragend.

„Was hast Du in dem Korb?"

„Sägmehl, um das Blut aufzufangen, denn wenn Blutflecken auf die Bretter kommen, gehen sie nie mehr heraus."

Jim streute das Sägmehl um die Oeffnung und öffnete den Deckel.

„Ruf' nun Alter, und stelle die Laterne auf den obersten Tritt der Stiege, dann kann er sehen ... so, ruf' nun!"

Jim nahm das Beil und stellte sich hinter den Deckel.

„Ruf nun Alter, oder bist Du stumm geworden?"

„Herr Kolonel, Sie sind frei, Sie können gehen," rief David Ram mit zitternder Stimme.

„Laßt mich zur Vorderthüre heraus, ich bin im Vorkeller," sprach van Bergen.

Es entstand einen Augenblick Stille.

„Sag', er könne nicht vorne heraus, Alter."

„Kriechen Sie nur wieder durch dasselbe Loch, durch das Sie hinein gekommen sind," sprach David, „vorne können wir Sie nicht heraus lassen."

„So kommen Sie doch," rief Jim dem Kolonel zu, „wir wollen Ihnen helfen ... schnell, ehe Jemand kommt."

Man hörte einiges Geräusch in dem Keller.

„Er ist durch das Fenster gekommen und im Vor-

keller," sagte Jim, „ich höre, daß er an die Bierfässer stößt... gib Achtung, Alter!"

„Die Treppe herauf!" rief David.

„Ja, es ist hier so dunkel, ich kann den ersten Tritt nicht finden."

„Gehen Sie nur auf das Licht zu, sind Sie da?"

„Ja."

Man hörte den Kolonel die Treppe herauf kommen. Eine Sekunde später erschien das Haupt des Kolonel August van Bergen... David gab das Zeichen... und Jim hob das Beil in die Höhe.

XII.

Die Geldbeschneider.

Adolph war immer darauf bedacht gewesen, daß sein Freund Frank nie erführe, daß er bei Geldbeschneidern in Diensten stand. Er wollte ihn vor den Unannehmlichkeiten schützen, welche die unvermeidliche Folge der Entdeckung des Verbrechens sein mußte, das Deeman und Bram begingen und an welchem Frank, obwohl unschuldig, Theil genommen hatte. In der letzten Zeit vermuthete Adolph mehr als je, daß die Entdeckung nicht lange mehr ausbleiben würde und ängstlich sah er der Zukunft entgegen. Was Deeman betrifft, dieser wurde immer kecker und kecker, wie ihn das Glück zu begünstigen schien.

Adolph befand sich eines Abends in dem Hause auf dem Zoutsteeg und auf derselben Bühne, die den Geldbeschneidern zum Werkplatz diente. Alles war da noch in dem früher von uns beschriebenen Stand und

Deemann hatte auf die gewöhnlichen Sicherheitsmaßregeln Bedacht genommen.

„Seid Ihr bei Schwester Sara gewesen, Dolf?“ fragte Deeman neugierig, „oder habt Ihr sie noch nicht besucht?“

„Ja, ich war bei ihr. Die Schwester Sara ist das scheinheiligste Wesen, das auf dem Erdboden lebt,“ sagte Adolph, „vor dem gemeinsten Märchen, welches Abends durch die Straßen zieht, habe ich mehr Achtung, als vor ihr, ich habe ihr auch deutlich bewiesen, daß sie bei mir mit ihren Künsten nicht ankommen kann; pfui, welch' schändliches Weib!“

„Aber was ist zwischen Euch und Ihr vorgefallen?“

„Nichts,“ antwortete Dolf, „viel hätte können vorfallen, aber es hing von mir ab. Eurem Auftrage gemäß begab ich mich zu ihr, sie war sehr freundlich, und begann mich zu beklagen, daß so ein hübscher Bursche wie ich, nicht in besseren Umständen sich befände, denn daß ich als Helfer bei Euch nicht viel verdienen könne, hielt sie für ausgemacht, und ich ließ sie in dem Wahne. Darauf schlug sie mir vor, in ihr Haus zu ziehen; sie möchte gerne einen Mann im Hause haben, weil es für eine Frau immer etwas gefährlich sei, allein zu wohnen. Sie schwatzte mir noch mehr vor und suchte mich zu überreden, daß ich ganz umsonst bei ihr bleibe; aber erstens wollte ich mich von Frank nicht trennen, und zweitens sah es bei der frommen Schwester Sara nicht sonderlich reinlich aus. Ich dankte ihr deßhalb für das freundliche Anerbieten, da wollte sie mir Geld leihen und bot mir endlich sogar ein Zehnguldenstück zum Geschenk an. Ich fing jetzt an, ihren eigentlichen Zweck zu durchschauen und wies ihr Anerbieten mit Verachtung zurück. Mit Gewalt stieß ich sie von mir, als sie mit ihren mageren Armen mich umhalsen, und mit ihren verwelkten Lippen küssen wollte.“

„Schwester Sara hatte einen schwacken Augenblick, von welchem der Böse, der umherschweift wie ein hungriger Löwe, Gebrauch machen wollte, um sie zu stürzen. Sara ist eine ausnehmend fromme Frau, und Ihr wißt nicht, mein Lieber, wie die Frommen oft in Versuchung kommen. Euer Betragen ist ebenso preiswürdig, Ihr habt der Verführung widerstanden und edel gehandelt, wie Joseph."

„Hört auf mit dem Geflenne," sagte Adolph, „Sara ist eine alte wölfische Betrügerin; Ihr seid ein Spitzbube und die anderen in Eurer Betstunde werden nicht besser sein."

„Adolf, alle meine Thaten kann ich verantworten," sagte Deeman, „und wenn auch nicht vor dem weltlichen Richter. Geldbeschneiden ist keine Sünde, Adolf, wie ich Euch schon mehreremal gesagt habe; wir benachtheilen Niemand. Muß ich es Euch denn so oft wiederholen, ein Gulden bleibt immer ein Gulden, man kann eben so gut etwas dafür kaufen, er mag nun Rand haben oder nicht."

„Beeifert Euch doch nur nicht so sehr mit der Vertheidigung, Ihr wißt doch, daß die Worte bei mir keinen Eingang finden . . . aber wenn es Wahrheit ist, daß Ihr es so gut mit mir meint, wie Ihr immer vorgebet, so leihet mir sechshundert Gulden, die ich Euch nach und nach wieder heimgeben werde."

„Was wolltet Ihr mit soviel Geld thun?"

„Ich will heirathen," antwortete er, „und da muß ich im Stande sein, mir soviel zu verdienen, daß ich eine Frau erhalten kann."

„Ihr heirathen!" rief Deeman lachend.

„Ich finde nichts Lächerliches daran," sagte Adolf, ärgerlich, daß eine, in seinen Augen so ernste Sache, die Spottlust des Beindrechslers reizte.

„Vielleicht die Schwester Sara," sagte Deeman, „nun, dann macht Ihr eine gute Partie, denn die gute Frau sitzt wärmer, als mancher denkt und dabei

bekommt Ihr eine fromme Frau, die Euch in christlichem Handel und Wandel vorangehen wird."

„Und besäße das Weib auch die größten Schätze der Welt, möchte ich sie doch nicht zu meiner Frau nehmen," erklärte Adolf. „Auch möchte ich nie eine Hausfrau haben, die die Betstunden und gottesdienstlichen Zusammenkünfte besucht."

„Aber welches Mädchen habt Ihr denn zu Eurer Frau erwählt?"

Adolf bedachte sich einige Augenblicke und sagte: „Clara, die Schwester Franks."

„Ha, ha, die besitzt nichts," sagte Deeman, „doch das dahingestellt, Freund, Ihr verdient jetzt genug, um eine Frau ernähren zu können."

„Glaubt Ihr denn, daß ich meine Frau unglücklich machen will," sagte Adolf, „indem ich ein Geschäft forttreibe, das gewiß das elendeste Ende nimmt. Nein, ich habe den Vorsatz gefaßt, meine Lebensweise gänzlich zu ändern, mich durchaus nicht mehr mit Euern Sachen abzugeben und durch ehrliche Arbeit mir meinen Unterhalt zu verschaffen. Als ich bei den Bauern war, habe ich die Feldarbeiten gelernt und ich glaube noch einige Kenntnisse darin zu besitzen. Ich will einiges Land kaufen und es mit Hülfe Franks bebauen. Ihr begreift, dazu gehört Geld und . . ."

Es wurde an die Thüre des Arbeitszimmers geklopft; dadurch wurde das Gespräch abgebrochen.

* *
*

Wir lassen den Elfenbeindreher allein mit dem so sehr von ihm verschiedenen Adolf, um ihn später wieder zu besuchen, und theilen unsern geehrten Lesern jetzt mit, was mit Frank an demselben Abende vorging.

Frank trat in einen Tabakladen, wo er gewöhnt war, hie und da ein beschnittenes Geldstück auszuwech-

seln, er kaufte für einige Centen, warf einen Seethaler auf den Ladentisch und bat um kleines Geld.

In dem Augenblick, als er das Geld niederlegte, kam ein Gerichtsdiener aus einem Nebenzimmer und trat auf Frank zu mit den Worten: „Sie sind mein Arrestant!“

Der Tabaksverkäufer hatte seit einiger Zeit bemerkt, daß Frank oft neu beschnittenes Geld bei ihm auswechselte, und der Mann hielt es für seine Pflicht, die Polizei davon in Kenntniß zu setzen. Augenblicklich wurden Anstalten getroffen, um die Person, die auf solche Weise beschnittenes Geld in Umlauf brachte, auf der That zu ertappen: ein Polizeiagent wurde in dem Hause des Tabakshändlers aufgestellt und auf die von uns erzählte Weise fand die Gefangennehmung Franks Statt.

„Aber was habe ich denn gethan?“ frug Frank diesen verwundert.

Der Gerichtsdiener nahm das Geldstück in die Hand und hielt es Frank mit bedeutsamem Blicke vor die Augen.

„Ich begreife Sie nicht,“ sagte der unglückliche Jüngling, aber der Gerichtsdiener gab sich keine Mühe, ihn weiter auszufragen, nahm ihn mit sich und brachte ihn auf das Polizeikommissariat.

Sogleich wurden seine Kleider durchsucht, und verschiedene Münzstücke bei ihm gefunden, denen man deutlich ansah, daß sie frisch beschnitten waren.

Anfangs hielt ihn der Kommissär für einen durchtriebenen Bösewicht, der ihn irre zu führen suche, als man nach seinem Namen fragte, und er keinen anderen als Frank angeben konnte. Eine getreue Erzählung seiner Lebensgeschichte, hob aber diese Vermuthung auf und der Kommissär hielt ihn für das, was er wirklich war, nämlich für einen Verbrecher wider Willen.

„Und Sie wußten durchaus nicht, daß das Geld beschnitten war?“ frug der Kommissär.

„Nein, es war mir ganz unbekannt," antwortete Frank. „Adolf sprach immer von einem Kaufmann, der Handel mit Geldsorten trieb und bald kleines, bald großes Geld nöthig hatte."

„Und wo befindet sich dieser Adolf gegenwärtig?"

„Ich glaube bei dem Herrn Deeman, dem Geldwechsler, er besorgt da, nach seiner Aussage, die Bücher."

„Und seine Wohnung ist?"

„Auf dem Zoutsteeg, wo er das Handwerk eines Elfenbeindrehers treibt."

„Kennen Sie den Herrn Deeman?"

„Nein, mein Herr!"

„Sie sind doch gewiß 'mal bei ihm gewesen?"

„Nie, Adolf allein kam zu ihm und gab mir dann das Geld."

„Und wie heißt der Andere, der mit Deeman arbeitet?"

„Ich habe ihn nie anders als Vater Bram nennen hören, und ihn nie gesehen; selbst seine Wohnung ist mir unbekannt, denn Adolf hielt alle diese Sachen vor mir geheim."

„Also besucht Adolf oder der schwarze Dolf, wie Sie ihn nennen, regelmäßig jeden Abend den Deeman, und wahrscheinlich wird Vater Bram auch auf dem Zoutsteeg zu finden sein."

„Ich weiß es nicht, mein Herr!"

„Sie können der Polizei einen besondern Dienst erweisen," sagte endlich der Kommissär, „und dadurch werden Sie uns noch mehr von ihrer Unschuld überzeugen. Augenblicklich müssen Sie uns nach dem Zoutsteeg führen, und da sollen Sie sich betragen, wie ich Ihnen nachher befehlen werde; solange werde ich Sie in sicherem Gewahrsam halten."

Frank wurde abgeführt. Es versteht sich von selbst, daß er, als er allein war, ernstlich über seinen Zustand nachdachte. Adolf hatte ihn getäuscht, allein es war zu

seinem Vortheile geschehen, wie er jetzt bemerkte. Adolf hatte sich dabei als seinen wahren Freund gezeigt und ihn mit dem gefährlichen Handwerke nicht bekannt gemacht, um ihn nicht zum Mitschuldigen zu machen, wenn die Sache entdeckt werden sollte.

Und nun sollte er mitwirken zu dem Falle dieses Freundes, die Hand bieten zu seinem Untergange! Frank zitterte bei diesem Gedanken, und er nahm sich ernstlich vor, Alles, was in seinen Kräften stand, zur Rettung seines Freundes anzuwenden. Als es schon spät am Abende war, wurde Frank noch einmal vor den Kommissär gebracht.

„Sie müssen diese Männer," sagte der Kommissär, auf drei Gerichtsdiener zeigend, „in den Zoutsteeg begleiten, wir müssen die Geldbeschneider auf der That ertappen, und dazu müssen Sie behülflich sein. Den sogenannten schwarzen Dolf kennen Sie; Sie sollen, Sie müssen darauf dringen, ihn zu sprechen, und soviel weiß ich bereits, daß sie auf der Bühne über dem Hause arbeiten. Dorthin wird man Sie bringen; die Männer folgen Ihnen auf dem Fuße, und so werden diese Bösewichter auf der That ertappt, während ich nicht versäumen werde, einen lobenden Bericht über Sie zu machen, der Ihnen gewiß nicht wenig Vortheil bringen wird."

Darauf gab der Kommissär den Gerichtsdienern die nöthigen Befehle, worauf sie sich nach dem Zontsteeg begaben, Frank in ihrer Mitte führend.

Der junge Mann zitterte vor Angst bei dem Gedanken, an das Schicksal, das seinen Freund erwartete, und beschloß durch einen muthigen Schritt ein Wagstück zu seiner Rettung zu unternehmen.

Einen Augenblick, da die Gerichtsdiener wenig auf ihn Achtung gaben, sich zu Nutzen machend, wandte er sich plötzlich in einen Steeg, rannte so schnell, als möglich, fort, und hatte das Glück, aus den Augen seiner

Begleiter zu verschwinden, indem er verschiedene Straßen und Gassen durcheilte.

Beinahe athemlos, mit Schweiß bedeckt, erreichte er den Zoutsteeg und stürzte in den Laden Deemans. Eine alte, taube Frau, die Haushälterin Deemans kam ihm in den Weg, aber sie zur Seite stoßend, stieg er die Treppe hinauf, die auf die Bühne führte, sicher hoffend, Adolf zu finden, da der Kommissär ihm gesagt hatte, daß die Geldbeschneider ihr Geschäft auf der Bühne verrichteten. Die Thüre, die wie gewöhnlich gut geschlossen war, konnte er nicht öffnen, und deßhalb gab er durch starkes Pochen sein Begehren zu erkennen, eingelassen zu werden.

„Werda?“ rief Deeman bestürzt, als er so unerwartet in seiner Beschäftigung gestört wurde.

„Oeffne, ich bin es, Frank! Schnell, laßt mich hinein.“

„Frank, ja er ist es, ich erkenne ihn an der Stimme,“ rief Adolf und eilte nach der Thüre, um sie zu öffnen, während Deeman so schnell als möglich die Münzen nebst der Geräthschaft zusammen packte und nach dem Boden unter dem Dache eilte.

„Schnell, auf! auf!“

„In Gottes Namen, was fehlt Dir?“ fragte Adolf, als er die Thüre geöffnet hatte und Frank hereinstürzen sah, „was willst Du hier?“

„Flüchte! Flüchte!... Alles ist entdeckt,“ stammelte der getreue Freund.

„Alles, Frank... Du weißt also...“

„Daß hier Geld beschnitten wird, das weiß ich.“

„Großer Gott!“

„Schnell, flüchte! flüchte ohne Verzug!“ wiederholte Frank, der in wenigen Worten seine Erlebnisse erzählte. „Die Diener folgen mir auf der Spur, sie werden alsbald da sein... still, ich höre Geräusch... sie sind es, wir sind verloren!“

„Noch nicht,“ rief Adolf, seine gewöhnliche Kalt-

blütigkeit nicht verlierend, „noch nicht, es ist noch ein Ausweg offen."

„Sie kommen die Treppe herauf," rief Deeman, der verzweifelnd die Hände ringend, über die Bühne lief. „O, guter Gott, hilf mir jetzt, und nie mehr..."

„Es ist jetzt keine Zeit zum Bitten!" polterte Adolf mit rauher Stimme, während er den Riegel vor die Thüre schob. „Eilig, helft mir die Drehbank vor die Thüre stellen, sie können dann nicht öffnen."

Die Drehbank wurde auf den angewiesenen Platz gestellt, gerade als die Polizeiagenten hereingelassen zu werden wünschten.

„Flüchten, jetzt flüchten!" rief Adolf.

„Da, nimm die Trommel," sagte Deeman, der in jeder Hand eine mit Geld gefüllte blecherne Trommel trug.

„Seid Ihr wahnsinnig? fort jetzt, die Trommel ist zu schwer, komm', Frank!" Adolf zog seinen Freund nach dem Fenster, das im Hintergiebel angebracht war, und aus welchem eine Strickleiter hing, die, wie wir schon früher erzählten, in einen Hof führte.

„Oeffnet, oder wir brauchen Gewalt!" so ließen sich die Gerichtsdiener hören.

„Steige hinab, Frank!"

„Und Du..."

„Ich werde Dir folgen, Du bist unschuldig und mußt daher zuerst gerettet werden."

„Nehmt doch die Trommel!" bat Deeman, „mit zwei Trommeln ist es mir unmöglich hinabzusteigen."

„Fort, Frank, fort, kümmere Dich nicht um ihn, steige hinab!"

Frank setzte seinen Fuß auf die Strickleiter und Adolf folgte ihm. Während des Hinabsteigens hörten sie, daß die Gerichtsdiener mit Gewalt zu öffnen suchten. Nun erschien auch Deeman auf dem obersten Tritte der Leiter; er trug die beiden Trommeln, die eine unter dem Arme, die andere in der Hand, während er

mit der andern Hand sich an dem Stricke festhielt. Langsam stieg er hinab, aber auf der Hälfte der Leiter angekommen, brach diese, da sie nicht stark genug war, um soviel Geld tragen zu können.

Mit schrecklicher Schnelligkeit fiel Deeman zu Boden; sein Kopf zerschellte auf den harten Steinen und sein Gehirn mit Blut vermengt, bespritzte die beiden Flüchtlinge... Seine Habsucht war sein Tod!

„Er ist todt," rief Adolf. „Schnell, er hat unserer Hülfe nicht mehr nöthig... Folge mir, und steige über diesen Bretterverschlag... wir kommen dann in einen Brandgang [1]), der auf das Water hinausführt... und wir sind gerettet."

Adolf stieg mit der ihm eigenen Gewandtheit über den Verschlag, reichte dann Frank die Hand und war ihm bei dem Hinübersteigen behülflich.

Beide warfen noch einen Blick auf die verunstaltete Leiche Deemans, ehe sie an dem Verschlag hinunter glitten, liefen durch den Brandgang, erreichten das Water und waren gerettet.

„Ha!" sagte Adolf, während sie über die Papenbrug so ruhig als möglich gingen, um keinen Verdacht zu erregen. „Nun, das war ein ecklich Gesicht, die Leiche Deemans!"

„Gott sei gedankt, daß wir der Gefahr glücklich entkommen sind!"

„Es ist noch einer zu retten, sagte Adolf, plötzlich einen andern Weg einschlagend, „Vater Bram muß gerettet werden... er ist ein Spitzbube, aber besser, als Deeman, der ein Spitzbube und Heuchler zugleich war."

„Aber wo finden wir ihn?"

„Er ist gewöhnt, in die Schenke Het mooriaantje auf dem Suikerbakkersteeg zu kommen. Zufällig habe ich das gehört; er selbst hat es mir nie gesagt."

---

1) Ein ganz enges Gäßchen, durch welches man bei Feuersbrünsten die Schläuche laufen lassen kann.

„Aber es ist spät, schon bei elf."

„Das ist früh für das Mooriaantje," sprach Adolf, während er hastig fortlief und der ängstliche Frank ihm folgte.

„Ich befürchte, Bram, der noch nichts von dem Geschehenen weiß, möchte in den Zoutsteeg gehen und so in den Strick laufen. Deeman ist todt, der kann also nicht sprechen, aber Vater Bram möchte es thun und darum ist es nothwendig für uns, daß er auf freiem Fuße bleibt. Du hast indeß unklug gehandelt, Frank, dem Kommissär unsere Namen zu nennen."

„Warum hast Du mir denn auch nicht Alles gesagt; ich dachte nicht, daß etwas Uebles an dem sei, was ich that. Glaube mir, hätte ich die Sache gewußt, ich wäre klug genug gewesen, es ganz anders anzufangen... nein, gewiß, dann wäre ich auf meiner Hut gewesen."

„Es war für Dich besser, unbekannt mit der Sache zu bleiben," sagte Adolf zu seinem Freunde, „denn wer aus Unwissenheit sündigt, kann nicht so gestraft werden wie der, welcher es mit Absicht thut. Jetzt ist unser gefährliches Handwerk aufgegeben, und es ist mir, als ob ich viel ruhiger wäre. Du, Frank, der nichts Unrechtes an unserem Geschäfte sah, kannst Dir unmöglich denken, in welcher Angst ich fortwährend lebte, wenn ich mir vormalte, welches Loos bei einer Entdeckung besonders auch Dich treffen würde, und ich hatte mir schon vorgenommen, mein Verhältniß zu den Geldbeschneidern aufzugeben, aber Eines hinderte mich..."

„Und was konnte Dich hindern?"

„Die Mühe, die man hat, irgendwo ein Unterkommen zu finden, von welchem man bestehen kann, besonders wenn man keine Empfehlungen hat. Darum bat ich Deeman, wenige Augenblicke, ehe er sein schreckliches Ende fand, um sechshundert Gulden; mit dieser Summe wäre uns geholfen worden und wir hätten

Etwas anfangen können, um auf ehrliche Weise unser Brod zu verdienen. Wenn ich sparsam gelebt hätte, hätte ich schon mehr als diese Summe erübrigen können, aber nun..."

„Sei ruhig, Adolf, ich habe gespart, und die Früchte meiner Sparsamkeit wollen wir miteinander theilen."

Adolf drückte seinem Freunde die Hand.

„Diese Nacht müssen wir bei Henrietten und Clara bleiben," sprach er, „Du hast unsere Wohnung dem Kommissär mitgetheilt und deßhalb wäre es gefährlich, dorthin zu gehen. Ich sagte Dir, Frank, Henriette und Clara dürfen nichts von dem Vorgefallenen erfahren, morgen werden wir die Stadt verlassen und nicht wieder zurückkehren, ehe die Geschichte Deemans in Vergessenheit gekommen ist."

„Und Clara?"

„An meine Heirath mit ihr ist jetzt nicht zu denken, Frank; wir werden den Mädchen sagen, daß wir in Sachen unseres Patrons auf Reisen müssen. Ich weiß nicht, welchen Nutzen es uns bringen sollte, wenn wir sie mit der fatalen Geschichte bekannt machen und ihnen soviel Verdruß verursachen. Hier ist der Suikerbakkersteeg," rief Adolf, seine Rede schließend, als sie über die Reguliersbreestraat gingen, „laß uns jetzt sehen, ob wir Het mooriaantie finden können."

Beide durchliefen die Gasse und blieben vor jedem Schilde stehen, um die Schenke zu suchen. Der Leser, der hie und da die Reguliersbreestraat auf und abgeht, werfe, wenn er es nicht wagen sollte, in die Gasse hineinzugehen, einen Blick in diesen hohlen Abgrund und er wird sich bald überzeugen, daß das, was Frank und Adolf unternommen hatten, den Schild des Mooriaantje zu finden, keineswegs leicht war, denn sein Auge wird eine Menge Schilde gewahren, welche beweisen, daß der Suikerbakkersteeg eine der reichsten Gassen der Hauptstadt ist — nämlich an Schenken,

Spiel- oder Tanzhäusern und Wohnungen zum Uebernachten.

„Hier," rief Frank, vor David Rams Wohnung stille haltend, „hier müssen wir sein."

„Ja," sprach Adolf, einen Blick auf den Schild werfend, „hier ist das Mooriaantje, aber ich sehe kein Licht."

„So klopfe an."

„Es scheint, das Haus ist unbewohnt," sagte Adolf, als das Klopfen nicht den gewünschten Erfolg hatte.

„Still, ich höre Geräusch."

„Durch das Fenster über der Thüre sehe ich Licht schimmern."

„Es kommt doch noch Jemand, um uns zu öffnen."

„Vielleicht haben sie uns nicht gehört, laß uns nochmals anklopfen."

XIII.

Die Rache Gottes.

Carl Hauser trat in das Komptoir Adam Smiths und wurde freundlich von dem Kommissionär empfangen.

„Sie können gehen, Palm," sagte Smith, und als der Kommis sich entfernt hatte, hing er die Lampe über den Tisch, bot dem Schiffsdoktor einen Stuhl an und setzte sich ihm gegenüber.

Die Strahlen der Lampe fielen auf das Gesicht Adam Smiths, der also begann:

„Jetzt wollen wir die Sache abmachen, Herr Hauser; haben Sie die Zeugnisse meines Bruders bei sich und die Quittung für die Summe, die er von mir

fordert? Ich freue mich, mit meinem Bruder endlich mich auseinander setzen zu können, denn ich würde ungerne mit ihm in Berührung kommen, da ich, wie sonderbar es auch scheinen mag, von früher Jugend einen Abscheu vor diesem Bruder hatte... aber was geht das Sie an, Doktor, ... Sie sind blaß wie der Tod und sehen mich an wie..."

„O nichts, nichts," rief Hauser, „ich bin etwas unwohl, doch befinde ich mich schon wieder besser... fahren Sie fort."

„Ein Glas Wein wird Ihnen gut thun, Doktor," und ohne seine Antwort abzuwarten, ging Adam nach dem hintern Zimmer und kam mit einer Flasche und einigen Kelchen zurück.

„Es ist unangenehm, wenn man so ganz allein wohnt," sagte er scherzend, „man muß sich da selber bedienen. Wenn ich nicht schon zu alt wäre, würde ich ans Heirathen denken, aber ich glaube, die Zeit ist für mich vorüber." Er legte ein Portefeuille mit Bankbillets und einen Geldsack neben sich und die Gläser füllend, sagte er: „Gesundheit, Doktor, bei einem Glase Wein gehen die Sachen besser, Ihr Wohlsein!"

Beide leerten ihre Gläser, doch kaum hatte der Kommissionär den Wein im Munde, als er aufstund, nach seinem Lesepulte ging und da, als ob er etwas zu suchen hätte, den Deckel aufhob und ohne daß Hauser es bemerkte, den Wein wieder ausspuckte.

„Wenn ich wollte," sagte Smith, während er die Gläser wieder füllte, „würde ich mich weigern können, meinem Bruder etwas zu geben, da er mich dazu nicht zwingen und nicht verfolgen kann. Doch ich will nicht so unbarmherzig sein und seine Bitte erfüllen. Wahrlich, Doktor, er ist dessen ganz unwürdig und ich thue es, wie ich Ihnen sagte, aus Mitleiden und auch, um dadurch alle fernere Verbindung mit einem Bruder aufzuheben, der unsern braven Vater zu Grabe brachte und unsern Namen unaustilgbar befleckte." Smith

leerte sein Glas in einem Zuge, wußte aber dessen Inhalt geschickt in der Nase aufzufassen. „Mein Bruder schreibt mir," fuhr er fort, „daß er durch Ihre Vermittlung — er nennt zwar Ihren Namen nicht, schreibt aber, durch die Vermittlung des Ueberbringers dieses, und das sind Sie — die Sache mit zwanzigtausend Gulden abmachen zu wollen."

„Mich dünkt, daß dieser Vorschlag für Sie sehr annehmbar ist," antwortete der Ungar, „da die Summe, die er verlangen könnte, mehr als eine halbe Tonne Goldes beträgt."

„Welche er verlangen könnte," wiederholte der Kommissionär ironisch lächelnd, „Sie vergessen, Doktor, daß wenn mein Bruder es wagte, mich vor Gericht zu laden, es leicht geschehen könnte, daß man mich zur Bezahlung der von Ihnen genannten Summe verurtheilen würde, aber er... ja, er würde aufgehangen und dann hätte er wahrlich nichts von seinem Gelde. Mein Bruder weiß diesen Umstand wohl und deßhalb ist er mit zwanzigtausend Gulden zufrieden. Nun, die will ich ihm auch wohl bezahlen, um mit einem ferneren lästigen Briefwechsel verschont zu werden, kurz, mit jeder weiteren Beziehung zu einem Bruder, den ich nicht einmal als Bekannten ansehen, viel weniger als Sohn meiner Eltern betrachten möchte."

Adam Smith öffnete den Geldsack und begann zu zählen.

„Ihre Absicht ist also augenblicklich wieder nach Ostindien zurückzukehren," fragte Smith zählend und hie und da ungeduldig auf die Uhr sehend, „und vielleicht werden Sie dann meinem Bruder selbst das Geld übergeben."

„Nein," antwortete Carl Hauser, „ich bin ein Ungar und hoffe bald in mein Vaterland zurückzukehren."

„Auf Ihre gute Reise denn! Nun Doktor, folgen Sie meinem Beispiele und leeren Sie Ihr Glas."

„Ich danke Ihnen," sagte Hauser und Smith fest in's Auge fassend, fuhr er mit besonderem Nachdrucke fort: „Ich habe schon einmal gefunden, welche Folgen der unmäßige Gebrauch des Weines nach sich zieht."

„Nun, nun, an Bord werden Sie nicht immer so mäßig gewesen sein," sagte Smith lachend.

„An Bord ist es weniger gefährlich, vom Weine sich betäuben zu lassen, man befindet sich unter Bekannten, aber am Lande, Herr Smith, macht man oft schändlichen Mißbrauch und..."

„O," fiel Smith ihm in die Rede, „ich werde Sie nicht zur Unmäßigkeit veranlassen; keine Untugend hasse ich wie diese, aber wenn zwei Männer eine Flasche leeren, glaube ich nicht, daß man sie der Unmäßigkeit beschuldigen kann, es soll deßhalb bei dieser Flasche bleiben. Doktor, auf ihre glückliche Reise und frohe Heimkunft."

Carl Hauser trank. Um nun nicht genöthigt zu sein, immer zu wiederholen, bemerken wir, daß Adam Smith, bald zufällig sein Glas umwerfend, bald wieder durch eine andere List, nichts von dem Wein trinken zu müssen, sorgte.

„Und haben Sie schon viele Reisen nach Indien gemacht?" frug Smith, der große Lust zu haben schien, das Gespräch fortzusetzen.

„Nur eine; vor ungefähr sechs Jahren glückte es mir, durch Vermittlung eines gewissen Herrn Brand als Schiffsdoktor auf einem Ostindienfahrer angestellt zu werden. Ist der Herr Brand Ihnen auch bekannt, Herr Smith?"

„Ich kenne ihn dem Namen nach," antwortete der Kommissionär mit einer Gleichgültigkeit, die den Ungarn staunen machte. „Persönlich kenne ich ihn nicht; wenn ich mich nicht täusche, ist er Lehrer in den alten Sprachen, ich glaube, er gibt bei den ersten Familien dieser Stadt Unterricht."

„Derselbe," bestätigte der Doktor. „Ich hatte eine

glückliche und vortheilhafte Reise und wurde zu Batavia mit einigen der vornehmsten Einwohner bekannt, welche ich als Doktor bediente. Der Himmel segnete die Mittel, die ich verschrieb, wodurch sich die Zahl meiner Gönner mehrte; und während meines vierjährigen Aufenthalts daselbst gewann ich so viel Geld, daß ich jetzt in mein Vaterland zurückkehren kann, um da eine günstige Heirath zu machen, und zwar mit meiner Auserkohrenen, mit der, von welcher ich so lange getrennt war, und welche ich wiederzusehen mich so feurig sehne."

Smith, der keine Lust mehr hatte, die Unterhaltung weiter auszudehnen, nahm ungeduldig seine Taschenuhr heraus und sah, daß es neun Uhr war. Die Flasche stand leer und das Geld lag bereit auf dem Tische.

„Sehen Sie, Herr Hauser," sagte er, „hier ist das Geld, geben Sie mir die von meinem Bruder unterzeichnete Quittung."

„Hier ist sie, mein Herr!" sprach Hauser. Er gab dem Kommissionär den Empfangschein und nahm das Geld zu sich.

Carl Hauser schob seinen Stuhl etwas näher zu Adam Smith und sagte: „Da nun die Sache, die mich hieherführte, abgemacht ist und es das Letztemal sein wird, daß wir uns sprechen, so will ich Ihnen, ehe wir scheiden, sagen, daß ich Sie erkannt habe."

„Mich erkannt und als wen..." fragte der Kommissionär, ohne daß eine Veränderung auf seinem Gesichte vorging.

„Als Justus Brand," gab der Doktor zur Antwort, „der mich zwang, die Frau auf dem Wijdesteeg zu ermorden."

Der Heuchler lächelte und sagte: „Sie sagen mir da nichts Besonderes; ich vermuthete das schon, als Sie so bleich wurden und mit dem durchdringenden Blicke mich ansahen. Pfui, Doktor, ein Mann, der so

die Welt durchreist hat, muß besser verstehen, seine Gemüthsbewegungen zu verbergen."

„Scherzen Sie nicht, mein Herr," sagte Hauser ernst, „oder wäre es möglich, daß Sie keine Reue über das Verbrechen fühlten, das Sie begingen, und zu dessen Vollziehung Sie mich nöthigten. Damals war es mir ein Geheimniß, warum Sie den Tod Helenens so sehnlichst wünschten. Sie erzählten mir eine Lüge und durch Teufelslist und Bosheit haben Sie mich gezwungen, das Werkzeug Ihrer höllischen Pläne zu werden, indem ich den Lebensfaden der armen Frau abschneiden mußte, nur um Sie im Besitze des Vermögens Ihres Bruders zu sichern. Jetzt weiß ich, warum Sie der Mörder der Unglücklichen wurden, jetzt lese ich in Ihrer gemeinen Seele all' das Hassenswerthe, Abscheuliche, Menschenentehrende, das darin verborgen ist; jetzt kenne ich Sie, Herr Smith oder Herr Brand, wie Sie auch heißen mögen, mit Abscheu betrachte ich Sie; mit Schrecken denke ich an das, was Sie mich thun ließen, und meine Haare stehen zu Berge, wenn ich der bleichen Todtenfarbe der in den letzten Zügen liegenden Frau mich erinnere, jener bejammernswerthen Frau, die Sie ermorden ließen und nur aus niedriger Habsucht, um weder Ihrem Bruder noch seiner Gattin oder seinen Kindern das Geld herausgeben zu müssen, das ihnen von Rechtswegen zukam."

„Die Frau wäre doch gestorben," sagte Adam Smith kalt, „wir haben nichts gethan, als ihr Ende beschleunigt."

„Jeder Mörder thut nichts Anderes. Mörder.... das bin ich, das sind Sie. Sie haben mich, den schwachen Menschen, zu einem Verbrechen veranlaßt, das mein Lebensglück vernichtete, denn eine unaufhörliche Anklage, ein nagendes Gewissen," sagte er, die Hand auf das Herz legend, „vergällte mir jeden Genuß, verbitterte mir all' meine Freude. Sie sind es,

der mein Glück also verwüstete, der mich einer peinigenden, der schrecklichsten Folter Preis gab."

„Aber ich habe Ihnen zugleich den Weg zu Glück und Reichthum gebahnt."

„Ja das thaten Sie... aber o mein Gott! um welchen Preis?" rief der Doktor unruhig aus.

„Was geschehen ist, ist nicht wieder ungeschehen zu machen," sagte Adam Smith düster.

„Reue, Buße, Thränen, nichts kann die Todten wieder lebendig machen," fügte Carl Hauser hinzu, „aber doch... sie gießen Balsam auf unser Gemüth und geben Hoffnung auf Gnade und Vergebung. Die Verstorbenen können nicht wieder in's Leben gerufen werden, aber doch... so viel als möglich wieder gut machen, was wir verdorben haben, indem wir der Hinterbliebenen uns annehmen, den Kindern der von uns ermordeten Frau wohlthun, dadurch könnten wir vielleicht einst Vergebung erlangen."

Große Thränen fielen über seine Wangen herab und mit einem scharfen durchdringenden Blicke suchte er das Herz des gewissenlosen Bösewichts zu durchbohren. Dieser aber, selbst die Bande des Blutes vergessend, blieb unbeweglich, kein Schein von Reue war auf seinem Antlitze sichtbar.

Einige Augenblicke herrschte die tiefste Stille im Zimmer, endlich fuhr Hauser fort:

„Die arme Frau hat zwei Kinder hinterlassen, Frank und Clara... was ist aus ihnen geworden?"

„Todt... todt! Sie sind todt, Doktor!" antwortete ihr Oheim schnell.

„Um Gottes willen, täuschen Sie mich nicht, zwei Drittheil von dem, was ich besitze, will ich ihnen geben! Sie haben mich die Mutter morden lassen, nehmen Sie mir die Gelegenheit nicht, den Kindern wohl zu thun."

„Sie haben Ihrer Wohlthaten nicht mehr nöthig.... sie ruhen bereits im Schoße der Erde."

„Herr Smith, nochmals frage ich Sie, ist es Wahrheit, was Sie mir sagen, sind die Kinder todt? ... Antworten Sie mir aufrichtig!“

„Ich habe die Beweise davon.“

„Die Beweise können falsch sein, oder haben Sie mit den Kindern gehandelt, wie mit der Mutter ... Sag' Mörder! hast Du ihnen auch das Leben genommen. Sprich, Bösewicht! ...“ Und krampfhaft hob der Doktor die geballte Faust nach Smith auf.

„Nein, nein!“ rief dieser, „ihr Blut klebt nicht an meinem Gewissen... das der Mutter drückt mich schon schwer genug.“

Carl Hauser war von seinem Stuhle aufgesprungen und hörte mit feierlichem Ernste die Erklärung des scheinheiligen Mörders an. Und wie von mehr als menschlichem Geiste beseelt, sprach er zu Smith folgende Worte:

„Adam Smith,“ sagte er in würdigem Tone, „schwören Sie mir bei dem ewigen Gotte, vor dessen Gericht wir einst stehen werden, daß beide Kinder todt sind; täuschen Sie mich nicht, denken Sie, daß in diesem Augenblicke der Geist der Ermordeten ... Aber o mein Gott! ... was ist das, meine Kniee brechen, meine Augen werden verdüstert, ... so machtlos ... so abgemattet habe ich mich noch nie gefühlt ...“

Reue und Angst bemächtigten sich des unglücklichen Mannes, der zum Werkzeuge eines feigen Verbrechens gedient hatte. Doch mehr als das, schien ein anderes Gefühl ihn zu ergreifen. Er war betäubt, ganz bewußtlos, hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten ... streckte mechanisch die Hände nach Smith aus... zog seine Lippen convulsivisch zusammen ... und sank auf seinen Stuhl nieder!

Es schien, der Doktor habe sein Bewußtsein plötzlich verloren. Eine geraume Zeit blieb er in diesem schrecklichen Zustande hülflos liegen, während der Teufel in Menschengestalt, der elende Adam Smith, mit tro-

cken Augen und trotzig triumphirendem Gesicht sein Opfer anstarrte. Eine Lache, wie sie nur dem Höllenbewohner möglich, erscholl plötzlich und ... mit Selbstzufriedenheit rieb er sich die Hände!

Da bewegte sich der Ungar; er kam wieder zum Bewußtsein und obwohl schwach und gefoltert von innerem Schmerze, sammelte er doch die wenigen Kräfte, die die Natur ihm noch gelassen hatte, und richtete sich auf.

Seine halbgebrochenen Augen auf Smith richtend, rief er diesem mit beinahe sterbendem Tone zu:

„Mensch, was hast Du gethan .... Was war in dem Weine? ... Sag ... Mörder! ... Du hast mich vergiftet ... Großer Gott! ... Mörd ... er! ... Böse ... wicht! ...“

„Seien Sie ruhig, Doktor Hauser,“ sagte der Mörder, „es ist nur eine Betäubung. Wollen Sie daß ...“

„Tragen Sie mich ... hinaus! ... Teuf ... el! Mörder ... nach ... Luft! ... Luft! ... ich ersticke ... ich sterbe!“

Ein tiefer langer Seufzer beschloß die abgebrochenen Worte; Hausers Haupt sank auf seine Brust, während sein schwerer Athem bewies, daß er in tiefen Schlaf versunken war.

Der Doktor glaubte von Smith vergiftet zu sein.

Die heftige Gemüthsbewegung, die sich des Doktors bemeistert, hatte die Wirkung des Schlafmittels, das Smith unter den Wein gemischt hatte, beschleunigt und verstärkt.

Dabei hatten die kämpfenden Gefühle, die zugleich und heftig das Gemüth des reuigen Sünders bestürmten, die Wirkung bedeutend erhöht. Daher die Todesangst des unglücklichen Doktors ... daher sein Vermuthen, daß eine Vergiftung seinem Leben ein Ende mache, daß er sich einbildete, seine letzte Stunde habe geschlagen! ...

Nein, Adam Smith hatte den Doktor Hauser nicht vergeben . . . nur . . . um ihn auf andre Weise zu ermorden!!

Der Kommissionär wurde nun bald roth, bald blaß und etwas verwildert sah er mit flammensprühenden Augen um sich her. Er wurde von der Furcht überwunden . . .

„Wenn sie . . . der Geist . . . mir erschien," dachte er. „Sie, die blasse Gestalt mit dem geöffneten Munde, mit den holen Augen, die starr und unbeweglich bleiben . . . und doch Alles sehen!"

Doch, wie sich über sich selbst schämend, sich seine Angst verweisend, wurde er wieder muthig; er strich die Hand über die Stirne, um sich die tollen Gedanken zu verscheuchen und neue zu schöpfen, und entfernte sich einige Schritte von dem schlafenden Doktor.

„Es muß sein!" sagte er zu sich selbst, „es gilt mein Leben, er würde mich verrathen . . . er mit seinem Gewissen und seiner Reue . . . die Reue würde ihn wahnsinnig machen . . . er würde sich dem Gerichte stellen als Mörder Helenas und mich als Mitschuldigen angeben. Der Mund eines Todten kann mich nicht mehr verrathen; er sagt ja selbst, daß sein Leben keinen Werth mehr für ihn hat, daß all' sein Glück verwüstet ist, all' seine Freude vergällt . . . der Tod kann darum nur eine Wohlthat für ihn sein . . ."

Smith dachte noch mehr, ersann einen mörderischen Plan . . . sprach es aber nicht aus.

Er näherte sich dem Schlafenden und nahm das Geld wieder aus der Tasche des Karl Hauser; zugleich bemächtigte er sich seiner Börse mit Gold und eines Portefeuilles mit Bankaoten. Smith schien einige Augenblicke einen schweren Kampf in seinem Innern zu kämpfen; er steckte die Banknoten und Börse wieder in die Tasche des Schlafenden. „Es ist zwar hart," sagte er halb laut, „aber um meiner eigenen Sicher-

heit willen muß ich sie ihn behalten lassen; er hat auch eine goldene Uhr, um so besser, wenn sie das bei ihm finden, werden sie an einen Zufall oder ein Unglück denken!" Er schloß das Geld, das er soeben Hauser ausbezahlt hatte, in einen Schreibpult und schüttelte den Schlafenden mit aller Kraft Dieser ließ ein dumpfes Brummen hören, erwachte aber nicht.

Darauf schleppte Smith den Stuhl auf welchem Hauser saß, mit unendlicher Mühe in das, hintere Zimmer. Ungefähr eine Viertelstunde verweilte er dort. Als er wieder zum Vorschein kam, starrten seine Augen wüst unter der Stirne hervor, auf welcher große Schweißtropfen standen; seine Kleider waren mit Asche bestäubt und sein Gesicht und seine Hände hatten da und dort schwarze Flecken.

Er schloß die Thüre des hinteren Zimmers hinter sich, reinigte seine Kleider von der Asche und Gesicht und Hände von den schwarzen Flecken und nahm eine Flasche Wein, welche er an die Lippen setzte und schnell leerte; dann warf er die Flasche von sich, ergriff Hut und Stock und verließ eiligst das Komptoir.

Vor der Thüre blieb er einige Augenblicke stehen, als ob er mit sich selbst nicht eins wäre, welchen Weg er nehmen sollte. Gerade schlug die Glocke auf dem Westertoren halb zehn Uhr.

Der Abend war dunkel, kein Stern glänzte am Himmel, der schwarz und düster wie ein Todtenkleid über der volkreichen Stadt hing. Ein feiner Regen fiel nieder, und bildete den Schmutz, welcher nur in der großen gewühligen Stadt die Straßen bedeckt.

An der Ecke der Gracht stand ein Bänkelsänger, der seinen mißtönenden Gesang mit einer verstimmten Dreborgel akkompagnirte; eine Menge Menschen hatten sich um den Straßenvirtuosen gesammelt; Smith stellte sich unter sie; noch nie hatte er einem Bänkelsänger zugehört, doch jetzt fing er mit Begierde jedes Wort auf, das von seinen Lippen floß.

Als der Mann geendigt hatte, und seine Orgel auf den Rücken nahm, um in einem andern Theile der Stadt sein Kunsttalent hören zu lassen, folgte auch Smith mechanisch der Menge.

Man denke sich den Schrecken und das Erstaunen des Kommissionärs, als er nach einigen Schritten in seiner Nähe eine Stimme ihn mit einem „Guten Abend, Herr Remmers!“ begrüßen hörte.

Obwohl der Gruß nichts Schreckenerregendes hatte, zitterte der Mann doch an allen Gliedern; scheu sah er um sich . . . Karel de Roos stand vor ihm und grüßte ehrerbietig.

„Ah, de Roos!“ rief Adam und reichte Karel die Hand. „Gehen Sie mit mir in ein Kaffeehaus, um ein Glas Wein zu trinken.“

„Von Herzen gerne, Herr Remmers, aber nur unter der Bedingung, daß ich die zweite Flasche zahle.“

„Sollte wohl noch Platz in der Komödie sein?“

„Ich denke,“ gab Karel de Roos zur Antwort, „nur wird es zu spät sein, denn es ist schon Viertel vor zehn Uhr.“

„Es ist wahr, ich dachte nicht daran,“ sagte Smith in einem Tone, der deutlich zu erkennen gab, daß er selbst nicht wußte, was er sagte.

„Wohin wollen Sie?... In das fransche Koffijhuis oder zu Allebrandi?“ frug de Roos, als sie in die Kalverstraat gekommen waren.

„Ja, das ist gut, Dok... de Roos, meine ich.“

„Wenn ich nicht wüßte, daß er nie zu viel trinkt, würde ich wahrlich glauben, er habe zu tief in das Gläschen geguckt,“ murmelte de Roos für sich und frug darauf laut: „das fransche Koffijhuis wollen Sie?“

Ein einfaches halblautes „ja“ war die einzige Antwort des Kommissionärs und kaum waren sie in das Café Français getreten, als der Mörder ein Glas kalten Punsch bestellte.

„Ich dachte, wir würden Wein trinken," sagte sein vormaliger Kommis scherzend.

„O ja, es ist mir Recht, ... Also Wein! ..."

Der Wein wurde gebracht und Smith nahm die Flasche, ehe sie der Kellner nur auf den Tisch gestellt hatte.

„Guter Wein, finden Sie das nicht, de Roos?"

„So so, nicht gut, nicht schlecht!"

„Aber leeren Sie doch Ihr Glas!" rief Smith, der den Wein verschlang, als ob es eine Flasche Wasser wäre.

„Aber du, mein Himmel, Herr Remmers, Sie schenken ja ein, als ob wir Eile hätten. Wir haben Zeit, ich bin nicht gewöhnt, vor halb Zwölf nach Hause zu kommen und nun ist es noch nicht einmal Zehn."

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, de Roos," sagte Smith, „es gefällt mir hier nicht. Wir wollen schnell noch eine Flasche nehmen und dann fortgehen, zu de Nees zum Beispiel, in ein Nachthaus, da geht es lustig zu, nicht wahr, da höre ich noch etwas Musik... nicht wahr...."

„Ich bin bereit, Ihnen zu folgen," antwortete de Roos.

Mit wunderbarer Schnelligkeit leerte Smith die zweite Flasche.

„Nun zu de Nees! Nein, de Roos, ich werde bezahlen... Sie dürfen es nicht thun, ich will es nicht haben!... Holla, Jan, Geld einnehmen... drei Flaschen!"

„Wir haben ja nur zwei Flaschen getrunken."

„O ja zwei! das ist wahr... Kommen Sie, de Roos, jetzt zu de Nees!"

„Er ist gewiß betrunken," sagte de Roos zu sich selbst, „das hätte ich nie von ihm gedacht. Nun es kann dem Besten geschehen und ein einziges Mal ist kein Unglück; außerdem ist er doch ein guter Kerl, das hat er gezeigt bei der Blondine, der Clara; der Mann hat auch nichts von seinem Leben; unverheirathet...

Ich will nicht gerade sagen, daß es ein so besonderer Vorzug ist, eine Frau zu haben, aber... Ich habe noch nie einen solchen Betrunkenen gesehen, er wankt nicht, und seine Stimme ist heller als je, nur scheint er etwas toll!"

Indeß lief Smith mit solcher Eile und Hast, daß de Roos Mühe hatte, ihm nachzukommen.

Er lief in das erste sogenante Nachthaus, das er auf dem Wege fand und kaum hatte er einige Minuten da verweilt und eine Flasche Wein geleert, als er davon schlich, in einem Augenblicke, da sein Gesellschafter in einem lebhaften Gespräch mit einem jungen Frauenzimmer begriffen war, die bei dem Piano stand, das von einem Blinden gespielt wurde, und wahrlich bei diesem tête-à-tête hatte de Roos Anderes zu thun, als auf seinen vormaligen Patron Achtung zu geben.

Und wäre er von höllischen Klauen der Teufel verfolgt worden, er hätte nicht schneller, hastiger forteilen können. Ohne zu wissen, wohin, lief er durch die Warmoesstraat, bis er endlich an den Buitenkant kam, wo er, ermüdet auf einen Schiffsanker sich niedersetzte und erschrocken vor sich hinstarrte, als erwachte er aus einem langen Traum. Sein Wahnsinn war zu Ende, seine Betäubung gewichen, Ermattung und Kraftlosigkeit waren die Folge. Erstaunt, sagen wir, sah er vor sich hin, als er bemerkte, daß er sich an einem Platze befand, wo er nichts zu thun hatte, den Sessel sah, den er sich zur Ruhe erwählt. Wie er dahin gekommen, war ihm ein Räthsel und nur schwach konnte er sich erinnern, das französische Kaffeehaus und Nees besucht zu haben und in der Gesellschaft de Roos gewesen zu sein. Er glaubte zu träumen, doch je mehr sein Bewußtsein zurück kehrte, desto mehr überzeugte er sich von der Wirklichkeit des Geschehenen. Ein kalter Schauer überfiel ihn, als er nur zu sehr von der Wirklichkeit überzeugt war. Er stand von dem Anker

auf... verließ den Ort... und schlug mit langsamen Schritten den Weg zu seiner Wohnung ein.

* *
*

Der Leser wird sich noch erinnern, daß van Zweeden, statt das Komptoir zu verlassen, sich in einem Kasten der Flur verborgen hatte, um mit Vater Bram den verabredeten Diebstahl zu vollbringen. Einige Luftlöcher, die in Form eines Herzens in die Thüre gebohrt waren, machten es van Zweeden leicht, Alles zu sehen, was in dem Gange vorfiel.

Er sah Smith das Komptoir verlassen und die Thüre schließen. Das mußte ihn nicht wenig befremden, denn er dachte, was sollte der Mann, dem er im Gange begegnet hatte, allein auf dem Komptoir zu thun haben.

Van Zweeden blieb beinahe eine halbe Stunde in dem Schlupfwinkel, ehe er es wagte, nach dem Komptoir zu schleichen, um seine Neugierde zu befriedigen. Die Lampe war beinahe ganz heruntergebrannt, eine Flasche lag auf dem Boden und eine andere nebst zwei Kelchen stand auf dem Tische... aber kein lebendes Wesen war zu finden.

„Er ist doch nicht fort gegangen," sagte van Zweeden zu sich selbst, während er sich in das hintere Zimmer begab. Die Thüre war verschlossen und wie fest er auch das Ohr an das Schlüsselloch drückte, er vermochte nichts zu hören. Getäuscht wandte er sich wieder von der Thüre ab und fuhr in seinen Betrachtungen über das Verschwinden des Fremden also fort:

„Obwohl es mir unbegreiflich ist," sagte er beinahe laut, „muß doch der Herr Hauser (van Zweeden war anwesend, als diesen Morgen sein Name genannt wurde), fortgegangen sein; ich wünschte, es wäre schon die Zeit, daß Vater Bram sich sehen ließe; die Gele-

genheit ist gut... Es ist doch sonderbar, daß ich den Herrn Hauser nicht fort gehen sah."

Wir überlassen jetzt van Zweeden sich selbst und kehren zu Adam Smith zurück, der indessen seine Wohnung erreicht hatte.

Verschiedene Male lief er die Gracht entlang, denn so oft er vor die Thüre seines Hauses gekommen war, stieß ihn eine unsichtbare Macht zurück. Er war zu ängstlich, um einzutreten; er glaubte den Doktor zu sehen, welcher mit todtenbleichem Gesichte ihm den Eingang versperre, und als er, der sich vor dem Morden nicht scheute, als er endlich den Schlüssel in das Loch steckte, zitterte er wie Espenlaub. Er stieß mit aller Kraft die Thüre auf, that einen Sprung zurück und starrte in den dunkeln Gang.

Es dauerte einige Zeit, ehe er Muth genug hatte, vorwärts zu gehen. Noch nie war ihm der Gang so düster erschienen; noch nie war ihm die Dunkelheit, die darin herrschte, so entsetzlich, so ecklig gewesen. Er schloß die Thüre hinter sich und betrat das Komptoir. Kaum hatte er einige Tritte in dasselbe gethan, als sein Fuß gegen einen Gegenstand stieß, der auf dem Boden lag und mit sonderbarem Geräusche fortrollte.

Erschrocken wollte er die Flucht nehmen, als sein Blick zufällig auf das Schreckenverursachende fiel — es war die Flasche, welche er selbst auf den Boden geworfen hatte.

Dieser Umstand, wie nichtig er auch war, brachte doch eine gänzliche Veränderung in seinem Gemüthe hervor. Er drehte die Schraube der Lampe, daß das Licht heller brenne. Er setzte sich vor den Pult, stand aber nach einer kurzen Weile so ruhig als möglich wieder auf, begab sich in das Hinterzimmer und schloß die Thüre auf. In diesem Augenblick schien sein Muth wieder zu sinken, und außer der moralischen Ursache, der Furcht, hinderte ihn auch eine physische Ursache, einen Blick in das Zimmer zu werfen: ein dicker, er-

stickender Qualm verbreitete sich wie ein Nebel durch das Komptoir... Der Nebel war so stark, daß Smith kaum Athem holen konnte. Heftig öffnete er das Fenster und blieb einige Augenblicke bewegungslos in der Mitte des Komptoirs stehen. Wie ein böser Geist, ein Teufelbeschwörer, Geisterbanner stand er da, umgeben von Rauchwolken, die allerlei sonderbare Formen bildeten und einander gleichsam zum Fenster hinaus drängten. Mit starren Blicken sah er dem verschwindenden Rauche nach; jede dieser Wolken schien, ehe sie seinem Auge sich entzog, die Gestalt Helena's oder Carl Hausers anzunehmen.

Endlich war der Dampf verschwunden, und der Nachtwind drang durch das geöffnete Fenster.

Adam Smith sprang auf, ergriff die Lampe und richtete seine Schritte nach dem Schlafgemach... blieb aber unbeweglich am Eingange stehen — bei dem Anblicke des Schauspiels, das sich ihm jetzt zeigte. Auf der Mitte des Bodens lag die Leiche Carl Hausers... die Augen weit geöffnet, und die Hände krampfhaft auf die Brust gedrückt. Der Unglückliche schien einen Versuch gemacht zu haben, die Thüre zu öffnen, um seinem beklemmten Athem Luft zu verschaffen, und dann niedergestürzt zu sein, und eine kleine Geschwulst an den Schläfen bewies, daß er eines gewaltsamen Todes gestorben war.

In einer Ecke stand ein Gefäß mit Asche gefüllt, in welchem noch einige erloschene Kohlen lagen, und leider! dieß zeigte mehr, als zu deutlich, auf welche Weise Carl Hauser gestorben war.

Die Augen des unglücklichen Opfers waren starr auf den Mörder gerichtet. Dieser glaubte, Rache und Vergeltung darin zu lesen, sie schienen ihn mit ewiger Verdammniß zu bestrafen und ihn vor den himmlischen Richterstuhl zu fordern. Adam Smith schien der Furcht, welche sich seiner bemeisterte, nicht widerstehen zu können; er wollte das bleiche Gesicht des Verstorbenen nicht

mehr ansehen... und warf ein Handtuch, das er von dem Waschtische nahm, über das schreckenerweckende Antlitz.

Dann wagte er es, die Leiche bei den Schultern zu nehmen und sie aufzuheben; allein das ging über seine Kräfte, und der entseelte Leichnam stürzte zu Boden.

Der Schlag, der dadurch verursacht wurde, machte das Herz des Mörders im Innern erzittern.

Er schauerte vor Kälte, obgleich der Angstschweiß in dicken und großen Tropfen auf seinem Angesichte lag.

Wie ein Sinnloser im Anfall von Raserei, stellte er sich mit dem Rücken gegen die Leiche, ergriff die Füße, unter jedem Arme einen, so daß er den Todten nicht sehen konnte, und schleppte auf diese Weise die Leiche mit sich fort.

Es war ein schreckliches, unmenschliches und grauenerregendes Schauspiel, als der Ermordete von dem Mörder fortgeschleift wurde; das Haupt war in fortwährender Bewegung und schlug auf den Boden, da die Bretter sehr uneben waren, aber der Unmensch kehrte sich nicht daran, und in wüster Fahrt zog er den entseelten Leichnam hinter sich.

So erreichte er den Gang, wo der Kopf des Todten von der Thürschwelle angehalten wurde. Dieß störte den Mörder in seinem Laufe, und der Stoß war so heftig, daß er hinterrücks über die Leiche fiel.

Mit einem unterdrückten Schrei sprang Adam Smith von der Leiche auf, er hatte Mühe, sich nicht durch die Angst hinreißen zu lassen, sprach sich Muth ein, und es glückte ihm, seine Last durch den Gang bis an die Vorthüre zu schleppen.

Dahin gekommen, ließ er die Füße los, die kraftlos niederfielen; er öffnete die Thüre und sah nach allen Seiten. Nirgends war ein lebendes Wesen zu sehen; es war schon spät am Abende, und das stürmische Wet-

ter hatte die Straßen geleert, nur in der Ferne hörte man Geräusch von Wagen und Fußtritten.

„Nun oder nie,“ sprach Smith, die Worte in seinem Munde halb verschlingend. Er ergriff die Leiche wieder, um sie auf die Straße zu ziehen ... und im selben Augenblicke hörte er einen Schrei: „O Gott! ein Mord!“

Dieser Ruf machte ihn vor Schrecken erstarren; seine Haare sträubten sich, und wie ein Dämon rannte er durch die Straße, die Leiche nach sich schleppend.

So ging er längs dem Walkant auf der Gracht fort, ließ seine schreckliche Last mehrmals los und blieb einige Augenblicke stehen, um Athem zu schöpfen.

Die Leiche Carl Hausers lag zu seinen Füßen; die Leiche des Mannes, der das Ziel seiner Wünsche so nahe glaubte; der auf dem Punkte stand, endlich das Glück zu genießen, für das er so lange gearbeitet hatte; der nach jahrelangem Umherschweifen und Abmühen jetzt Ruhe in seinem Vaterlande zu finden hoffte, am häuslichen Herde in der Mitte seiner Freunde und Bekannten, an Seite der, die er so zärtlich liebte, deren Bild ihn in seiner Einsamkeit tröstete. Doch die Krone sollte er nicht erringen: ehe er das Ende der Bahn erreicht hatte, traf ihn die strafende Hand des Herrn, der gesagt hatte: „Mein ist die Rache!“ Er hatte gesündigt, das Blut seines Nebenmenschen vergossen, darum fand er auch den Tod von der Hand, die ihn zu Falle gebracht, durch die Hand dessen, der dadurch einen doppelten Mord auf sein Gewissen geladen hatte.

Wieder gefaßt, spannte Adam Smith alle seine Kräfte an, und mit beiden Händen sie umfassend ... warf er sie in die Gracht! ... Das Wasser spritzte dem Mörder ins Angesicht, er hörte einen dumpfen Fall ... er sah, wie das Wasser mit Schlamm und Schmutz vermischt, heftig aufwallte! ... Die Leiche kam noch einmal an die Oberfläche ... starrte den Mörder an ... wandte sich um ... und sank wieder in die Tiefe! Die

Wasserfläche zog breite Kreise, die Kreise wurden immer kleiner und kleiner und endlich war der Spiegel wieder eben und glatt, das Wasser in der Gracht war still... kein Laut ließ sich hören... kein Blättchen der dicken Taxusbäume wurde vom Winde bewegt... aber ein heftiger Sturm wüthete in der Seele des Mörders.

Dieser lag über eine hölzerne Lehne an der Walkant in das Wasser starrend, in das Wasser, das vor wenigen Augenblicken das Opfer seines Verbrechens verschlungen hatte. Adam Smith sah mechanisch in die Gracht... im Geiste ganz abwesend, stand er da... ganz in Gedanken versunken. Geraume Zeit hatte er so zugebracht, als er plötzlich aus seinem Traume erwachte, und mit Schrecken gewahrte er den Platz, wo er sich befand. Wie leicht hätte ein Verdacht auf ihn fallen können. Eiligst verließ er den gefährlichen Ort, um nach Hause zu kommen, aber er hatte nicht den Muth, den Ort zu betreten, wo die Gräuelthat v.rübt worden war. Krampfhaft schloß er wieder die geöffnete Hausthüre, und gerade in diesem Augenblicke schwebte eine dunkle, geheimnißvolle Gestalt an ihm vorüber, und das Wort: „Mörder!" in schrecklichem Tone ihm zugerufen, klang wie ein Donnerschlag in seinen Ohren. „Sollte das der böse Geist gewesen sein!" sagte er zu sich selbst, während er sich eiligst entfernte. „Es ist nur Einbildung, die Todten kommen nicht wieder!" Mit diesen Worten suchte er seine Furcht zu überwinden... und doch eilte er fort, als würde er von dem bösen Geiste verfolgt. Immer schneller und schneller wurde sein Lauf, und unaufhörlich hörte er das Wort: „Mörder!" hinter sich aussprechen. Niemand begegnete ihm und dieß vermehrte seine Angst. Er hätte viel Geld darum gegeben, wenn ihn Jemand begleitet hätte, und kaum hatte er das Geräusch seiner eigenen Fußtritte gehört, als er einen ganz andern Weg einschlug, und seine Schritte richteten sich nach der Seite, von welcher das Echo des Geräusches kam.

Er wußte nicht, wo er war, die Straßen und Grachten kamen ihm ganz fremd vor, unter jeder Krambude, auf jeder Stoep sah er die Leiche Carl Hausers liegen, an jedem Baume, an jeder Ecke der Straßen und Grachten sah er den Geist Helena's. Er durchlief die ganze Stadt mit einer Schnelligkeit, die ihm selber ganz unbegreiflich war; da stand er auf dem Haarlemmerplein, einen Augenblick später auf dem Hoogesluis und wußte sich kurz darauf keine Rechenschaft zu geben, wie er sich bis zum Buitenkant verirrt haben konnte. Lange lief Adam Smith so durch die Stadt... als ganz unerwartet an seine Ohren die Töne einer wohllautenden Musik entgegenklangen, und er das Geräusch von tanzenden Füßen hörte... er befand sich im Pijlsteeg, vor dem sogenannten öffentlichen Haus De pijl. Helles Licht glänzte ihm durch das Fenster über der Thüre entgegen; außen war Alles dunkel und still, drinnen Licht, Leben und Gewühl... und welchen Werth hatte das nicht für einen Mann, der mit sich allein zu sein scheute.

„Ich bleibe keinen Augenblick länger allein in dem Komptoir und so schnell als möglich will ich eine andere Wohnung suchen!" murmelte er vor sich hin und trat in den Pijl.

Die hellen Kronleuchter, die an der Decke hingen, verbreiteten ein glänzendes Licht in dem weiten Saale und ließen das Krystall und die übrigen Trinkgeräthschaften, die auf dem Buffet standen, in herrlichem Glanze wiederstrahlen.

Das Orchester, auf einem von Säulen getragenen Balkone am Ende des Saales, ließ einen einschmeichelnden Walzer hören. Nach dem Takte der Musik schwebten einige reich und geschmackvoll gekleidete Mädchen durch den Saal, während andere auf den Bänken an der Wand saßen. Sie gehörten zu den beklagenswerthen Wesen, die hier ihr schändliches und wollüstiges Wesen treiben.

Es waren Rosen, die herrlich blühten und von welchen die Schmetterlinge solange nippten, bis sie, abgelebt und verdorrt, zum Unrath geworfen werden.

Der Mörder athmete hier wieder etwas auf, als er sich inmitten dieser Wesen befand...!

Waren die Unzüchtigen nicht besser als er?

XIV.

Die Entdeckung.

Als wir den Kolonel van Bergen am Ende des vorigen Theiles verließen, befand er sich in einem schrecklichen Zustande. Wie dem Leser bekannt ist, war er die Treppe des Kellers, die nach der Küche führte, heraufgestiegen und in dem Augenblicke, da sein Haupt über der Oeffnung sichtbar wurde, gab David Ram das Zeichen, worauf Jim das Beil erhob, bereit, den unglückseligen Schlag zu thun.

Es wurde laut an die Vorderthüre geklopft.

Ram sah seinen Sohn fragend an und dieser ließ das Beil sinken.

Der Kolonel stieg einen Schritt höher.

Nochmals wurde geklopft und heftiger.

„Nein, Jim, jetzt nicht," rief David Ram. Allein es war zu spät, das Beil sank... der hintere Theil fiel auf das Haupt van Bergens nieder, der, laut aufschreiend, von der Treppe in den Keller stürzte.

„Die princerij steht vor der Thüre," jammerte David, verzweifelnd die Hände ringend. „Jim, Jim, was hast Du gethan?"

„Was ich gethan habe, Alter, nichts, gar nichts," antwortete der verdorbene Junge, während er den Deckel

auf die Oeffnung fallen ließ, „es ist nichts, er wird uns wenigstens nicht versliegene."

Das Klopfen wurde wiederholt.

„Geh und sieh, was es ist, was stehst Du da und bebst, altes Weib! Willst Du nicht, dann werde ich gehen."

„Jim," warnte der Alte, „sieh einmal erst durch das Glas über der Thüre, wer es ist, Du wirst es bei dem Lichte der neres [1]) wohl sehen können. Baldover gut, ehe Du öffnest, wenn es die princerij ist, werden wir durch die hintere Thüre schibus gaan."

„Ich sehe nur einen!" sagte der Junge, den Befehlen seines Vaters getreu nachkommend.

„Frag' ihn, was er will."

„Holla, öffnet! Macht auf ins Satans Namen," rief eine polternde Stimme von außen... „Oeffne die Thüre, David!"

Der krumme Wirth schien etwas beruhigt, als er die Stimme deutlich hörte.

„Die Stimme kommt mir bekannt vor," sprach er zu seinem Sohne. „Wer seid Ihr?" fragte er darauf den nächtlichen Gast, sich zur Thüre begebend.

„Macht auf, ich bin es, der Maler."

„Der Alte ist betrunken," rief Jim durch das Schlüsselloch, „darum wird heute Abend nicht geschenkt und der Trom bleibt geschlossen."

„Ich will hinein, öffne, Jim, denn ich gehe nicht fort, ihr müßt mich hineinlassen!"

„Das wird nimmermehr geschehen, ich bin Herr genug, um hereinzulassen, wen ich will."

„Wenn Du nicht aufmachst, Jim, setze ich nie wieder einen Fuß in das Mooriaantje, schäme Dich, einen so guten Kunden wie ich außen stehen zu lassen."

„Dann bleibt eben einfach weg," antwortete Jim,

---

1) Straßenlaterne.

„wer nicht kommt, darf nicht wieder gehen! Seid ruhig, Männchen, Ihr kommt nicht herein, ob Ihr viel oder wenig schwatzt, es gelingt nicht.“

Albert Drost ließ sich durch die Machtsprüche des Jungen nicht entmuthigen; der Ausfall trieb ihn nicht ab und alle seine Kräfte zusammennehmend, begann er einen neuen Sturm und trappte und stieß und schlug und klopfte so heftig und schrecklich, daß David Ram, um diesem Schauspiel ein Ende zu machen — befürchtend, er möchte von seinen Nachbarn mit einem Besuche beehrt werden, die durch das Gerase erweckt würden — den Beschluß faßte, zu kapituliren und darüber mit seinem Sohne sich berieth. Jim wollte aber von nichts hören.

Inzwischen hörte Drost nicht auf.

Wüthend rief der ängstliche Vater seinem Sohne zu:

„Mache doch auf, Jim! Zum Teufel, die Thüre auf, satanischer Junge! er bringt sonst die ganze Gasse in Aufruhr.“

„Oeffne oder ich mache Alles bekannt!“ rief Albert nochmals, ohne sein gewaltsames Unternehmen zu unterbrechen.

Jim, durch die Noth gedrungen, stimmte ein; er öffnete die Thüre und Albert trat herein.

„Nun, was wollt Ihr?“ frug Jim, keck den Maler ansehend, „was wollt Ihr nun haben?“

„Du hast gelogen, als Du sagtest, Dein Vater sei betrunken,“ sagte Albert, auf David zeigend, „da steht er ja so wohl als es nur möglich ist, und was ich will, ich will den Kolonel van Bergen!“

„So suche ihn, wo er ist,“ sagte der krumme David und Jim gleichzeitig. „Er ist nicht mehr hier, er hat eine spaansche mat verkwanseld, daß er schweigen wolle, dann haben wir ihn gehen lassen.“

„Gelogen!“ rief der Maler. „Er muß hier sein, denn ich bin in das Hôtel des Pays-Bas gegangen, und da war er nicht... komm, zeige mir, wo er ist...“

„Glaube ihm nicht, Vater, er war nicht in dem... wie heißt das ver... Haus nur... er ist nicht dort gewesen; er dürfte nicht dorthin kommen."

„Wo ich gewesen bin, geht Dich nichts an," rief Albert, „aber der Kolonel ist hier, ich muß ihn sprechen und muß wissen, was aus ihm geworden ist."

„Bert, sei ruhig und hör' mich an," sagte David in überredendem Tone.

„Ich höre nichts, ehe ich van Bergens Loos weiß! Ein Vorgefühl sagt mir, daß ihr ihn omgaaijes gemacht habt, damit er nicht sliegene soll und ihr die massematten behalten könntet, die er bei sich hat."

„Bist Du toll, Albert, der Kolonel ist diesen Morgen fort, kurz nachdem Du das Haus verlassen hattest."

„Laßt mich in den Keller, um mich selbst zu überzeugen, daß er nicht mehr da ist!"

„In den Keller kommt Ihr nicht," sprach Jim, heftig werdend, „ich glaube doch, daß mein Vater Herr im Hause ist."

„Ihr habt ihn om gaaijes gemacht und der koude [2]) liegt noch im Keller."

„Nein," vertheidigte sich David, „aber Vater Bram hat hier Güter verborgen, die Niemand sehen darf; Du begreifst es, bester Junge!"

„Ich will in den Keller gehen, Du weißt, daß ich kein mosser bin, der baldovern will, wenn ich den Kolonel nicht finde, und auch seine koude nicht, so werde ich gehen, aber früher nicht."

Der Maler stand auf, richtete seine Schritte nach der Oeffnung des Kellers und sprach:

„Ich erkläre es euch, ich entferne mich nicht."

David Ram wollte sich widersetzen, Jim aber hielt ihn zurück.

„Wenn er in den Keller geht, soll er nie wieder

2) Die Leiche.

herauskommen," flüsterte der Mörder seinem Vater zu. Darauf wandte er sich zu dem Maler und sprach: „Geht nur, Bert, da nehmt Licht mit und Ihr sollt finden, daß nichts als Güter in dem Keller sind."

„Das kann wohl sein, Jim, aber Du gehst mit, Junge, allein gehe ich nicht."

„Wenn Ihr wollt," sagte Jim, gleichgültig die Schultern hebend.

Er folgte dem Maler in das hintere Zimmer.

„Das Sägmehl lag diesen Morgen nicht da," sagte Albert.

„Und nun liegt es," sprach Jim. „In der That, Ihr seid sehr neugierig, Ihr möchtet vielleicht auch noch wissen, warum das Sägmehl da liegt."

„Das geht mich nichts an," rief Albert Drost und öffnete das Loch. „Komm' Jim, geh' voraus, ich will Dir folgen."

„Das thue ich nicht, Bert, ich habe in dem Keller nichts zu thun und Alles thue ich nicht, was Ihr wollt. Steigt nur erst hinab, dann werde ich folgen."

„Nein, ich weiß wohl, was Ihr im Sinne habt: wenn ich 'mal unten wäre, würdest Du den Deckel schließen und mich ohne basgele oder Caspene lassen, bis ich verhungert wäre, wenn ich nicht auf andere Weise von Dir om gaaijes gemacht werde. Nein, Jim, ich bin klug, das weißt Du, Du mußt vorausgehen und wenn der krumme David den lef[3]) haben sollte, den Deckel zu schließen, so drehe ich Dir den Hals um. Hörst Du, David, was ich zu Deinem Sohn sage?"

„Und wenn ich nun nicht vorausgehen wollte?" frug Jim und zog dabei eine Teufelsfratze.

„Dann würde ich Mord rufen," antwortete der Maler, „so laut, daß die Nachbarn es hörten, die dann mit Gewalt öffnen würden."

---

3) Muth.

„Und dann?"

„Und dann," fuhr Albert in drohendem Tone fort, „würde ich sagen, daß ich vermuthe, in dem Keller sei eine koude verborgen, und wenn es wirklich so ist, wäre es meiner Ansicht nach besser, daß es Drei wissen, als die ganze Nachbarschaft... also Jim, schnell, steige die Treppe hinunter oder ich thue, was ich sage."

„Warte nur," sprach Jim, der an dem Vorschlag Alberts seine Freude zu haben schien. „Ich will die Laterne nehmen." Und in der That, der junge Spitzbube nahm die Laterne und that, als ob er die Treppe hinabgehen wollte. Doch sich plötzlich besinnend, kehrte er sich wieder zu Albert und sagte:

„Ich wäre toll, wenn ich es thun würde.... Ihr müßt die Laterne tragen, ich bedanke mich dafür, Euer Knecht zu sein."

„Auch gut!" sprach Albert, brennend vor Verlangen, den Kolonel zu sehen. Er empfing daher die Laterne aus den Händen Jims, aber im selben Augenblicke bückte Jim sich auf den Boden und faßte den Maler bei den Füßen mit solcher Kraft, daß Albert Drost zu Boden fiel.

Dann sprang Jim mit Blitzesschnelligkeit auf ihn, drückte die Knie auf seine Brust und rief mit wüthender Stimme dem Vater zu: „Alter, schnell, mein nijft! ... maak ihn om gaaijes. Hilf mir, zwei oder drei, das ist dasselbe!..."

David Ram kam seinem Sohne zu Hülfe und suchte dem Maler eine Wunde beizubringen. Aber Albert, dem es nicht an Kräften gebrach, hatte Jim ebenfalls fest gegriffen, und obwohl es ihm unmöglich war, sich von seinem Bedränger los zu machen und aufzustehen, wußte er sich doch so zu krümmen, daß David ihn nicht verwunden konnte, ohne zugleich Jim zu beschädigen, während der Maler auch noch aus allen Kräften um Hülfe rief.

Beide rollten ringend über den Boden, immer von

dem Alten verfolgt, der vergebens von dem Messer Gebrauch zu machen suchte, das er in der Hand hielt.

„Jetzt, Alter, schnell.... jetzt kannst Du ihm das Messer in den Hals stechen. Schnell, ich kann ihn nicht länger halten! Zum Teufel, komm'!"

Gehorsam dem Befehle des Sohnes hob der Vater das Messer auf und war bereit, den schrecklichen Streich zu thun... Der steife Arm des alten Bösewichtes war nach dem Halse des Opfers gerichtet... und Albert fühlte schon den kalten Stahl an dem Orte..... Da plötzlich wandte sich der Maler um, zog Jim über sich und entkam dadurch dem tödtlichen Streiche. Jim wußte nun seine Hand zwischen die Halsbinde des unglücklichen Malers zu bringen und Albert dadurch im Athem gehemmt, vertheidigte sich immer schwächer und schwächer und ließ endlich die Arme machtlos sinken, womit er Jim umklammert hatte.

Während der hintere Theil der Schenke dieß abscheuliche Schauspiel darbot, wurde von außen an die Straßenthüre aufs Neue heftig und anhaltend geklopft. Es schien, daß die draußen — denn das Klopfen geschah nicht von einer Person — viel Interesse daran hatten, eingelassen zu werden.

Zwei Personen standen in dem Suikerbakkersteeg vor der Schenke Het mooriantje, ungeduldig das Oeffnen der Thür erwartend.

Der Leser weiß, daß Adolf und Frank sich da befanden, um in der Schenke den Vater Bram zu sprechen und zu warnen.

„Es scheint, die Kneipe ist ausgestorben," sagte Adolf.

„Nein, es ist Volk darin," sprach sein Freund Frank, „so eben sah ich noch Licht und ich habe sprechen hören."

„Ich darf beinahe nicht länger hier bleiben, die Polizei ist mit allen dergleichen Häusern bekannt und das Mooriantje steht nicht gerade in dem besten Rufe;

wie leicht könnten die Diener hieher kommen und nach Vater Bram..."

„Still, ich höre um Hülfe rufen."

„Ja, nun wird es wieder still."

„Mord, Mord!" klang es aus der Schenke.

„Großer Gott, es wird Mord gerufen! Wir wollen helfen, wenn es uns möglich ist, vielleicht können wir hier einen Unglücklichen retten," sagte Adolf und ohne sich lange zu bedenken, that er einen so heftigen Stoß auf die Scheiben, die in der Thüre waren, daß sie in Stücke flogen.

Auf dieses Geräusch kam ein Mann auf die beiden jungen Leute zu, der ihnen ganz unbekannt war, in welchem aber der Leser einen alten Bekannten den Linksche, antrifft.

„Was ist das?" fragte er mit kräftiger Männerstimme.

„Das weiß ich nicht," unterrichtete ihn Adolf, „aber wir haben deutlich Mord rufen hören, und obgleich Leute im Hause sind, weigert man sich doch uns aufzumachen, ungeachtet wir heftig an die Thüre geklopft haben. Wir stehen schon lange da."

„Mord!... Großer Gott!" sagte der Linksche oder lieber Steuermann Wild. „Wenn sie ihn hieher gelockt hätten," fuhr er fort, ohne Frank und Adolf anzusehen; der Commis von Remmers und Comp. ist gewöhnt hieherzukommen, vielleicht hat dieser den Doktor hergebracht; ich habe vergebens auf ihn gewartet und konnte Hauser nirgends finden."

„Helft! Mord!... helft!" klang es wieder.

„Nun wollen wir helfen," sagte Wild, sich jetzt an die Beiden wendend, und seine breite Schulter gegen die Thüre setzend, machte er einen so heftigen Anfall gegen sie, daß die Thüre mit schrecklichem Krachen auseinandersprang und hiedurch den Dreien ein Durchgang gebahnt war, welche auch mit Eile hineinstürmten.

Albert Drost lag beinahe bewußtlos unter Jim, der noch stets seine Hand zwischen dem Halstuche des Malers hatte, während David bereit war, das Opfer zu durchstechen.

Ein heftiger Faustschlag des Steuermanns Wild vereitelte aber das Vornehmen und machte David niedertaumeln, während Adolf und Frank den vor Wuth schäumenden Jim ergriffen und von Albert losrissen.

„Himmel! Jim Ram!“ rief Frank, an den schielenden Augen den Sohn seines vormaligen Nachbars erkennend.

„Und da ist auch David Ram.“

„Frank!“ rief dieser und suchte einen Anfall auf denselben zu machen, doch auch an diesem Versuche wurde er verhindert. Zornig warf Jim sein Messer weg und sagte mit einer Geistesgegenwart, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre: „Ihr habt die Thüre aufgestoßen und könnt die Kosten bezahlen! . . . Wer zum Satan hat euch die Erlaubniß gegeben, mit Gewalt hereinzudringen.“

„Diese Freiheit habe ich mir genommen,“ sprach Steuermann Wild, „weil ich eine Menschenstimme um Hülfe rufen hörte. Ihr wolltet diesen Mann, den ich als den Maler erkenne, ermorden . . . Elende Bursche, ist das als Männer gehandelt, zwei gegen Einen!“

Albert Drost war indessen aufgesprungen und sobald Jim dieß gewahr wurde, trat er auf den Maler zu und sagte zu ihm:

„Semey amge, Bert, der Linkſche ist kein gewerber, sondern ein moosser; kal [1]) kein Wort vom Keller, das würde Dich, wie mich auf 't schollem bringen.“

Und sich darauf zu Steuermann Wild wendend, fuhr er fort: „der Maler bekommt Anfälle, dann

---

1) Sprich.

schreit er wie ein Wahnsinniger und schlägt mit Händen und Füßen um sich, darum bin ich auf ihn gefallen, damit er sich nicht beschädigt.

Steuermann Wild, der gedacht hatte, Karl Hauser sei vielleicht unter dem einen oder andern Vorwande, von van Zweeden in das Mooriantje mit zu gehen verleitet worden, um dort von dem Wirth oder seinem Sohne wegen des Geldes, das er bei sich trug, ermordet zu werden, fand sich getäuscht, da er statt des Doktor Hauser den Maler bemerkte, den er früher im mooriaantje hatte kennen lernen ... und seine Verwunderung stieg noch mehr, als er gewahrte, daß Albert den Mord auch gethan hatte. Anfangs glaubte er, was Jim mit wunderbarer Dreistigkeit vorlog, und wollte um Aufklärung bitten, als Albert Drost sich plötzlich vor die Thüre stellte und ausrief:

„Gebet Achtung, Männer, daß uns der Alte nicht entkommt! ... Hier in diesem Haus ...“

Mehr konnte er nicht sagen, denn plötzlich sprang David Ram wie ein Wahnsinniger hervor, stellte sich vor den Maler und hielt ihm die Hand vor den Mund.

„Um Gotteswillen, Bert,“ bat der alte Spitzbube, „mache mich nicht unglücklich! Es ist wahr, wir haben den Kolonel om gaaijes gemaakt,“ flüsterte er ihm geheimnißvoll zu, „weil wir fürchteten, er werde als moosser doorslaan ... seine koude liegt im Keller ... ich will Dir sogleich hundert kop geben, wenn Du schweigst, sogleich, noch ehe diese da fort sind! ... Wir wollten Dich nicht om gaaijes maken, bester Junge, es war nur ein putz, schweige darum und ich werde Dir moos geben.“

Der Maler stieß den krummen Spitzbuben von sich und wiederholte seine Warnung gegen die Umstehenden.

„Gebet Achtung,“ sagte er, „daß keiner von bei-

den entkommt, in diesem Hause ist ein Mord verübt worden! . . ."

„Er redet irre," rief Jim zähneknirschend vor Wuth, „sein Anfall hat ihn toll gemacht."

„In der Küche ist ein Loch," fuhr der Maler fort, ohne sich an der Bemerkung Jims zu stoßen, dessen Gesicht eine fahle Blässe überzog, „das Loch dient zum Eingang in den Keller, in welchem sie die Leiche verborgen haben."

„Das muß untersucht werden," sagte der Steuermann Wild. Aber Jim, der inzwischen sein Messer wieder vom Boden aufgerafft hatte, stellte sich neben seinen Vater vor die Küchenthüre und sagte: „Niemand kömmt hier herein, ihr seid keine Godel und habt hier durchaus kein Recht."

„Das Recht des Stärksten werde ich hier geltend machen," rief Steuermann Wild, mit Verachtung auf den Jungen herabsehend, und fiel wüthend auf David Ram und seinen Sohn ein.

Ein kurzes Gefecht hatte die Folge, daß Jim durch den Steuermann und David von Adolf festgenommen wurde.

Mit Faustschlägen zwang man die Gefangenen, in die Küche zu gehen, Frank und Albert folgten den Vieren und Alle stiegen die Kellertreppe hinunter.

Auf dem feuchten Boden, hart neben der Treppe lag August van Bergen unbeweglich ausgestreckt und obwohl keine Wunde an ihm zu sehen war, schien doch die Seele aus dem Körper des Kolonel entflohen zu sein.

„Da ist die Leiche!" rief Albert Drost, und erzählte in wenigen Worten Alles, was mit van Bergen vorgefallen war, ohne seine Mitschuld in der Sache zu verschweigen.

Der Kolonel wurde aufgenommen und nach oben getragen, wo er im Kaffeezimmer auf das Billard gelegt wurde, während Frank das Haupt unterstützte.

„Verfluchter moosser!“ brüllte Jim, die Faust drohend gegen Albert aufhebend, „wir werden Euch als Mitschuldige angeben und Ihr müßt, so wahr ich ... mit uns ins klienje gehen.“

„Er lebt noch!“ rief David plötzlich, „seine aijene geben auf ... sieh' ... er holt Athem, er ist nicht todt!“

„Seht ihr?“ rief Jim, der nun wie die andern diese Lebenszeichen bemerkte, „seht Ihr, daß er lebt, der verfl... Maler hat gelogen, da er sagte, wir hätten den Kolonel ermordet.“

Van Bergen war durch den Schlag, den ihm Jim beigebracht hatte, nur betäubt, und kehrte langsam zum Bewußtsein zurück.

„Wo bin ich?“ sagte er verwundert um sich sehend.

Sein Blick fiel auf den Steuermann, den er lange Zeit ansah, dann rief er: „Sind Sie es, Steuermann Wild! ... jetzt bin ich sicher.“

„Gott, sollte es möglich sein! ... der Kolonel ... ja, meine Augen täuschen sich nicht, Kolonel van Bergen!“

„Sie sind es also, dem ich die Erhaltung meines Lebens verdanke.“

„Nein, Kolonel, diesem,“ sagte der Steuermann, auf Albert Drost zeigend, der sich etwas von den andern entfernt hatte, als wagte er es nicht, den Kolonel anzusehen.

„Ihm?“ fragte der Kolonel verwundert, ... „und Sie waren es, der mich hieher lockte.“

„Ich bin schuldig,“ sprach der Maler mit einer Stimme, die die tiefste Reue beurkundete. Darauf erzählte er dem Kolonel, er seie durch Bram erkauft worden und theilte ihm Alles Uebrige, was wir unsern Lesern schon mitgetheilt haben mit. „Doch ich fühle Reue,“ so schloß er, „ich wollte mein Verbrechen wieder gut machen, indem ich Ihnen meinen Antheil am

Raube wieder zurückgäbe. Da vernahm ich, daß Sie noch nicht in das Hôtel des Pays-Bas zurückgekehrt seien . . . ich vermuthete ein Unglück . . . ich eilte hieher und es glückte mir, Sie zu retten, obwohl ich ohne die Hülfe dieser Männer gewiß selbst unterlegen wäre."

Der Kolonel reichte dem Maler die Hand, Albert aber zog bescheiden die seine zurück.

„Kolonel, ich bin nicht würdig Ihre Hand zu drücken," sprach er sehr gerührt.

„Schlagen Sie ein, mein Freund, Sie haben ein Verbrechen begangen, aber Ihre Reue hat das Verbrechen gesühnt."

Während dieß gesprochen wurde, hatten Jim und sein Vater sich in die entfernteste Ecke des Zimmers begeben, wo sie in ernster Berathung begriffen schienen. Steuermann Wild beobachtete neugierig jede ihrer Bewegungen, um, wenn sie hätten entfliehen wollen, sie daran zu hindern.

Der Kolonel war indessen durch die Bemühungen Alberts und Wilds von seiner Betäubung wieder erwacht, so daß er im Stande war, von dem Billard aufzustehen und auf einem Stuhle Platz zu nehmen. Nach Verlauf von einigen Augenblicken verließ er den Sessel und näherte sich Albert.

„Das Gericht muß sogleich hierherkommen," sagte er so leise sprechend, daß weder David noch sein Sohn ihn hören konnten.

„Herr Kolonel," sagte Albert Drost, „bedenken Sie, daß ich in die Sache verwickelt bin, gerne will ich meinen Antheil am Raube zurückgeben und . . ."

„Seien Sie ruhig, mein Freund, es betrifft eine ganz andere Sache, eine Sache, an der ich ganz unschuldig bin, einen Mord!"

„Einen Mord!" wiederholte Albert mit ungeheucheltem Abscheu, „nein, Gott sei Dank! ich bin kein Mörder; meine Hände sind rein von Blut."

„Schnell denn, wer von euch will das Gericht hieher holen?“

„Ich!“ rief Frank.

Doch Adolf fiel ihm schnell in die Rede.

„Nein, Du nicht,“ sprach er, „ich will es thun.“

Ehe er das Gemach verließ, flüsterte er seinem Freunde zu: „Du bist dem Polizeikommissär schon bekannt und könntest leicht wieder in seine Hände fallen; mich kennen Sie nicht, deßhalb will ich gehen.“

Er ging; doch hatte er sich der Thüre noch nicht genähert, als sein Dienst unnöthig wurde.

Sechs Gerichtsdiener traten ein und trieben ihn mit dem strengen Befehle zurück: „Niemand verlasse dieses Zimmer!“

„Die weets!“ rief David Ram, als er die Männer eintreten sah. „Die weets! schnell das Licht aus!“

Er wurde aber daran gehindert, indem ihm ein paar Gerichtsdiener zuriefen: „Keinen Schritt vom Platz!“

„Seid Ihr der Wirth?“ fragte ihn ein Herr im schwarzen Anzuge, welcher hinter den Polizeiagenten erschien, und den man an dem breiten Band, das unter seinem zugeknöpften Rocke sichtbar war, als einen Polizeikommissär erkannte.

„Zu dienen, mein Herr!“ antwortete David sehr höflich.

„Kennt Ihr einen gewissen Abraham van Linden, gewöhnlich Vater Bram genannt?“ frug der Kommissär weiter.

„Gott sei Dank, das geht den Bram an,“ murmelte David und gab mit leichtem Herz zur Antwort: „Ihnen zu dienen, mein Herr, Vater Bram ist mir wohl bekannt; er kommt hie und da eine Pfeife zu rauchen, im Uebrigen weiß ich nichts von ihm.“

„Er ist also im Augenblick nicht hier?“ frug der Kommissär, David Ram scharf ansehend. „Lügt nicht und sucht mich nicht zu hintergehen!“

„Nein, mein Herr," gab David zur Antwort, „Bram ist nicht hier, vielleicht kommt er noch, es ist noch früh, mein Herr!"

„Wir wollen uns selbst überzeugen," sprach der Kommissär, und sich darauf zu ein paar Gerichtsdienern wendend, sagte er: „Thut eure Pflicht!..."

„Mein Herr, vergönnen Sie mir ein Wort," sprach van Bergen, dem Kommissär auf die Schulter klopfend, „es handelt sich hier um eine ganz andere Sache."

„Was wollen Sie?" fragte der Kommissär, sich zu dem Kolonel wendend, ärgerlich über das Vertrauliche, wie er von diesem auf die Schulter geklopft wurde. Doch kaum hatte er einen Blick auf August van Bergen geworfen, und sein edles Gesicht betrachtet, auf welchem Würde und männlicher Ernst thronten, als der Kommissär Haltung und Ton veränderte, und als er das Band des Willemsorden gewahrte, das der Kolonel zwischen dem Knopfloche hatte, sah er ihn verwundert an, brachte ehrerbietig die Hand an den Rand seines Hutes und sagte: „Ich habe die Ehre zu sprechen mit..."

„Mein Name ist August van Bergen, ich bin Kolonel in ostindischen Diensten."

„In der That, mein Herr," fuhr der Kommissär etwas mißtrauisch fort, „es wundert mich, einen Mann, wie Sie, in diesem Hause anzutreffen. Ich vermuthe, daß Sie mich bitten wollen, sich entfernen zu dürfen; allein es thut mir leid, Ihnen das verweigern zu müssen, bis ich mich näher überzeugt haben werde, daß Sie wirklich die Person sind, die Sie zu sein vorgeben, und ich hoffe, Sie werden mir diese Vorsichtsmaßregel nicht falsch deuten; meine Pflicht gebietet mir so zu handeln."

„Ich bin zu lange Soldat gewesen," sprach van Bergen, „um nicht zu wissen, daß Pflicht über Alles geht... aber es ist nicht meine Absicht, jetzt schon dieses Haus zu verlassen. Ihre Verwunderung, mich hier

anzutreffen, ist allerdings gegründet; doch es sei zuerst genug für Sie zu wissen, daß ich unter dem Vorwande hieher gelockt worden bin, ein altes Bild von einem der ersten Meister zu finden, das ich vielleicht gekauft hätte. Man hat sich hier mit Gewalt meiner bemeistert, mir einen Wechsel genommen, und mich noch anderer Kostbarkeiten beraubt und in dem Keller dieses Hauses gefangen gehalten, um das Geld auf den Wechsel in Empfang zu nehmen, ehe ich im Stande wäre, sie durch meine Dazwischenkunft zu hindern."

„Die Sache soll untersucht werden," sprach der Kommissär, und sich darauf zu David Ram wendend sagte er: „Ihr und Euer Sohn seid meine Arrestanten."

„Dies ist aber noch nicht Alles," fuhr der Kolonel fort, „in meinem Gefängniß entdeckte ich Spuren einer Gräuelthat, die vor einiger Zeit hier verübt wurde; ich sah nämlich eine Leiche, die theilweise schon verwest ist."

David Ram stieß bei diesen Worten einen so schrecklichen Schrei aus, daß selbst der Kommissär und die Gerichtsdiener erschrocken sich nach dem Platze umwandten, wo der krumme Wirth stand.

In diesem Augenblicke machte Jim einen Versuch, sich einen Durchgang nach der Thüre zu bahnen und auf diese Weise zu fliehen, aber dieser verzweiflungsvolle Versuch mißglückte, denn Jim wurde ergriffen und festgebunden, so daß jeder weitere Versuch ihm unmöglich gemacht war.

Schrecklich war die Wuth, die sich jetzt auf seinem Gesichte malte: seine stoppeligen, röthlichen Haare standen steif in die Höhe, seine Augen schienen Blitze zu schießen und ein dumpfes Brummen kam über seine geschlossenen, mit Schaum bedeckten Lippen. Van Bergen gab nun dem Kommissär eine umständliche und detaillirte Erzählung von dem Geschehenen, welche mit Interesse von diesem angehört wurde. Der Kommissär näherte sich darauf Albert Drost, und freundlicher, als

man von der Polizei bei dergleichen Gelegenheiten zu erwarten hat, sagte er zu dem Maler: „Meine Pflicht nöthigt mich, Sie gefangen zu nehmen, seien Sie aber ruhig; ich darf Ihnen einen guten Verlauf versprechen, da das, was Sie heute gethan haben, bei Ihren Richtern in Betracht gezogen werden wird, und die Strafe, die Ihr Verbrechen verdient, bedeutend vermindern soll." Sich darauf zu zwei der Gerichtsdiener wendend befahl er: „Schafft Licht! — Und Sie, Herr Kolonel, muß ich freundlichst ersuchen, mich begleiten zu wollen, um die Leiche finden zu können."

Der Kolonel war bereit dem Kommissär zu folgen, und ehe er das Gemach verließ, sagte er zu Albert Drost, diesem nochmals die Hand schüttelnd: „Haben Sie guten Muth, mein Freund! durch meinen Einfluß hoffe ich das Recht zu mildern; ich werde Ihnen zeigen, daß Sie keinen Undankbaren vom Tode errettet haben."

„Man behandle diesen Mann anständig!" sagte der Kommissär zu seinen Agenten, als er sah, wie viel Interesse ein Mann, wie der Kolonel van Bergen, an dem Schicksale des Malers nahm.

Van Bergen wandte sich nun an den Kommissär:

„Ich ersuche Sie freundlich, Herr Kommissär," sagte er, „das Loos meines Retters so erträglich als möglich zu machen. Sie dürfen keine Kosten scheuen, ich werde Alles bezahlen."

„Ihrer Bitte soll entsprochen werden," sagte der Kommissär sich verbeugend. „Ist es Ihnen jetzt gefällig, mir zu folgen?"

August van Bergen und der Kommissär, gefolgt von zwei Gerichtsdienern, von welchen einer die Laterne trug, stiegen in den Keller hinab.

David Ram sprach während der ganzen Zeit kein Wort, sondern saß wie leblos zwischen zwei Gerichtsdienern, die jede seiner Bewegungen beobachteten, während Jim allerlei Scheltwörter und Verfluchungen gegen Albert Drost ausstieß.

„Verfluchter moosser!... Verflucht sei Deine Mutter, die Dich geboren... Teufel! Satan! so seine gewerbers zu verrathen... aber Du sollst auch op 't schollem kommen, und der Teufel soll Dir das Genick umdrehen, Du einfältig H... kind!... Sie sollen uns aufhängen, aber erst mußt Du langen Hannes omhelzen! — Und das wollen wir doch erst sehen, ehe Hans uns om gaaijes maakt, nicht wahr?" frug er einen seiner Wächter. „Das gehört sich so, das geschieht immer auf diese Art, der Tod zuletzt, falscher Hund!" fuhr der Unglückliche vor Wuth schäumend fort, „er that gijlek, wollte sein gellep in de massematten haben... um nach der Hand als moosser durchzugehen!..."

In ohnmächtiger Wuth sprang er auf und wollte auf den Maler losgehen. Die Diener waren auf ihrer Hut, und es blieb bei Jims schwachem Versuche.

Albert antwortete klugerweise auf all' diese Schimpfreden nicht.

Nach Verlauf von einer Viertelstunde kam August van Bergen mit dem Kommissär aus dem Keller zurück. Die zwei Gerichtsdiener trugen die Kiste, worin eine halb verweste Leiche lag.

Die Leiche bot den schrecklichsten Anblick dar, den ein menschliches Auge je gesehen. Die Nase und die Augen waren von den Ratten weggefressen, aus dem breiten Schnitte in der Kehle und aus dem Munde krochen Würmer. Die Kleider waren mit geronnenem Blute überdeckt und als die Kiste niedergestellt wurde, fiel sie auseinander, während in Folge des Schlages eine große Ratte aus den Kleidern hervorsprang und in einer Ecke verschwand.

„Wessen Leiche ist das?" frug der Kommissär David Rom.

Der Befragte zog die Schultern in die Höhe.

„Wir fanden sie, als wir hieherkamen," sagte Jim,

„und aus Furcht, daß man auf uns Verdacht bekommen könnte, hielten wir die Sache geheim."

„Schweige!" gebot der Kommissär. „David Ram kommt näher und seht die Leiche genau an, vielleicht erinnert Ihr Euch dann, wer die Person war..."

„Nein... nein," rief David, „ich kenne ihn nicht... wir fanden ihn hier, wie mein Sohn gesagt hat," und mit Abscheu wandte er sich hinweg.

„Bringt ihn hieher!" befahl der Kommissär den Gerichtsdienern, welche den Schuldigen in ihrer Mitte hatten.

Sie schleppten den Elenden nach dem Platze, wo die Leiche lag. Mittlerweile hatten sich Frank, Adolf und der Kolonel auch dem Platze genähert, und Alle betrachteten aufmerksam die Gesichtszüge des Ermordeten, soweit sie noch kennbar waren. Mitten in der tiefen Stille, die während einiger Augenblicke in dem Zimmer herrschte, erhob Frank plötzlich seine Stimme und rief verwundert:

„Ich kenne ihn, sieh, Adolf, es ist die Leiche des Schulmeisters."

„Wahrhaftig," rief der schwarze Dolf, „Du hast Recht! Der Ermordete ist Niemand anders als Daniel Vos."

„Daniel Vos! wer war das?" fragte der Kommissär.

„Der Schulmeister von Reijsenburg," gab Frank zur Antwort, „bei dem wir in der Kost waren."

„Seid ihr lange da gewesen?"

„Nicht sehr lange, mein Herr. Er mißhandelte uns und darum liefen wir weg, aber nun ich ihn da so jämmerlich ermordet vor mir liegen sehe, vergebe ich ihm Alles, was er mir gethan hat," sagte Adolf gefühlvoll.

„Erinnert ihr euch der blauen Kammer nicht mehr?" frug van Bergen, der Frank und Adolf genau betrachtet hatte.

„Ja," antworteten Beide zugleich, „Daniel Vos schloß uns hie und da dort ein und man sagte, daß es dort spuke."

„Und ihr kennt mich nicht?" frug van Bergen.

Die Beiden sahen dem Kolonel fest ins Gesicht und Frank rief:

„Ja, jetzt erkenne ich Sie!... Sie sind derselbe, der uns so sehr erschreckte, derselbe, der auf dem Beurtschiffe war!..."

„Herr Kolonel," sagte der Kommissär, „Sie begreifen, daß Ihr Zeugniß in der Sache von Wichtigkeit ist, haben Sie daher die Güte, mir Ihre Wohnung zu sagen."

„Hôtel des Pays-Bas in der Doelenstraat."

„Sie aber," sagte er zu Steuermann Wild, „und die beiden jungen Männer sollen..."

„O," sagte der Kolonel, ohne den Kommissär endigen zu lassen, „für sie stehe ich Bürge."

„Nun dann! Ihre Namen... da Sie bei dem ersten Verhöre gegenwärtig sein müssen"

„Steuermann Wild, wohnhaft im Zwaantje an den Slijpsteenen."

„Und Sie?"

„Frank."

„Und?"

„Nichts mehr."

„Nichts mehr! das ist sonderbar, welchen Grund haben Sie denn, Ihren Namen zu verschweigen?"

„Ich heiße nur Frank und habe keinen andern Namen, Herr Kommissär."

Der Kolonel flüsterte diesem etwas zu.

„Sehr gut," sagte er darauf. „Ihr Name?" fragte er Adolf.

„Adolf, mein Herr, auch nennen Einige mich den schwarzen Dolf, doch das ist nur mein Beiname."

Der Kommissär blieb einige Augenblicke in Nach-

denken versunken; „kennt ihr diesen?" fragte er die Gerichtsdiener, auf Adolf zeigend.

Die Gerichtsdiener verneinten und nachdem Adolf die Wohnung Clara's und Henriettens als die seinige angegeben hatte, sagte der Kommissär: „Sie können gehen."

„Nochmals, mein Herr, empfehle ich Ihnen diesen," sagte der Kolonel, auf Albert Drost zeigend; und die Hand des Malers drückend, wiederholte er sein früheres Versprechen. „Seien Sie guten Muthes," sprach er, „Alles, was ich vermag, werde ich thun, um Sie zu retten. Leben Sie wohl."

Van Bergen, Wild, Adolf und Frank verließen das Mooriaantje, wo die Letzteren durch ihre Dazwischenkunft dem Ersten einen so großen Dienst erwiesen hatten.

* * *

„Fort, Widerstand kann Euch nichts nützen," sagte der Kommissär zu David Ram. „Folgt den sechs Männern und nöthigt uns nicht, Gewalt zu brauchen."

„Aber ich bin unschuldig," murrte David, „ich weiß von der Leiche nichts, als was ich schon gesagt habe... ich bin ganz unschuldig!"

„Desto besser für Euch."

„Durchsuchen Sie das ganze Haus, Herr Kommissär, und Sie werden finden, daß Vater Bram nicht da ist; er weiß Alles, er ist der Schuldige und darum ist er fort... Lassen Sie uns in Frieden, wir werden so oft kommen, als Sie uns zum Zeugen brauchen..."

„Kommt, zögert nicht länger, fort! Wenn er nicht gutwillig geht, so knebelt ihn."

Die Gerichtsdiener holten die Riemen hervor.

„Gnade, Gnade!" rief David Ram, sich auf die Kniee werfend, „ich bin unschuldig!"

„Heule nicht wie ein altes Weib, zeige, daß Du ein Mann bist, Alter!" schalt Jim seinen Vater.

„Ich gehe nicht mit... es thut mir weh, die Stricke quetschen mich.“

„Sei doch nicht kindisch, Alter, der Strang wird Dich noch anders quetschen,“ rief Jim, der selbst in diesen schrecklichen Augenblicken seine Spottlust nicht verlor.

„Vorwärts!“ befahl der Kommissär, nachdem David Ram gebunden war.

Aber der krumme Wirth weigerte sich, zu gehen und rief beständig um Gnade.

Alsbald kam eine Kutsche vor das Haus, die ziemlich eng war. Die Gerichtsdiener trugen David Ram zu der Kutsche und hoben ihn hinein; darauf wurde Jim zu seinem Vater gesetzt und zwei Gerichtsdiener nahmen den Beiden gegenüber Platz.

„Das ist das erste Mal, daß ich in einer Kutsche sitze,“ sagte Jim. „Nun, Alter, laß den Kopf nicht sinken wie ein kranker Hund... Bah! wir sind unschuldig und sie können uns nichts machen... nun, mach' es wie ich,“ und er begann ein Gassenlied zu pfeifen.

„Still!“ befahl einer seiner Begleiter.

„Das thue ich nicht,“ sagte Jim, „Niemand kann mich hindern, lustig zu sein.“

Er begann wieder zu pfeifen.

„Jim, Jim! ich hab' es immer gesagt, daß es ein schlechtes Ende nehmen werde.“

„Bah, wir haben nichts gethan, wegen dessen sie uns aufhängen könnten; wir werden frei werden, dann muß Gijs, der Dichter, einen Vers auf uns machen. Es thut mir Leid, daß es dunkel ist, nun kann keiner meiner Bekannten sehen, wie nobel ich fahre.“

Der Kommissär, der mit vier Gerichtsdienern im Mooriaantje zurückgeblieben war, sagte nun zu Albert Drost: „Sie werden ruhig diesem Diener folgen, glauben Sie mir, es wird Alles günstig für Sie ablaufen.“

„Das gebe Gott!“ sagte der Maler und fügte leise hinzu, „auch um Nancy's willen.“

Er folgte seinem Führer.

Darauf wurde das Wirthshaus Het Moorlaantje versiegelt und die Bewohner des Suikerbakkersteegs waren nicht wenig verwundert, als sie am andern Morgen die Thüre der Schenke geschlossen fanden, und zwar mit einem Schlosse, worauf das Stadtwappen, drei Kreuze, gemalt war.

XV.

Der Steuermann Wild.

Kaum hatte der Kolonel, begleitet von dem Steuermann, nebst Adolf und Frank, die Schenke verlassen und waren aus dem Suikerbakkersteeg hinaus gekommen, als sie einen Mann eiligst auf sie zukommen sahen. Es war deutlich, daß der Mann seinen Schritt nach dem Steeg richtete; sein Gang verrieth seine heftige innere Bewegung und beinahe war er außer Athem, als er die Vier gewahr wurde.

Der Unbekannte lief auf die Männer zu und Wild bemerkend, rief er verwundert aus:

„Gott!... der Linkische!"

„Sind Sie wieder betrunken?" sagte der Steuermann Wild, als er in dieser sonderbaren Person van Zweeden erkannte, während er ihn verächtlich von sich stieß, „sind Sie wieder betrunken?"

„Betrunken, nein das bin ich nicht!... O Gott! er hat ihn ermordet!"

„Wer?" rief van Bergen unwillkürlich.

„Hören Sie nicht auf ihn, Kolonel, der Kerl ist nach seiner Gewohnheit betrunken und raset...."

„Nein, nein!" erklärte van Zweeden in festem

Tone, „ich habe nichts getrunken, ich spreche die Wahrheit, nichts als lautre Wahrheit... Adam Smith hat Carl Hauser ermordet!"

Der Steuermann war am Umsinken.

„Großer Gott!" rief er, „Mensch, was sagst Du?"

„Er hat ihn ermordet und die Leiche dann in die Prinsengracht geworfen; ich habe Alles mit angesehen und brr... es war schrecklich..."

„Kolonel!" rief der Steuermann, um van Bergen eine Antwort zu entlocken.

„Augenblicklich auf das Gericht!" sagte nun Adolf, „der Kommissär ist mit seinen Dienern noch in dem mooriaantje, schnell! ehe der Mörder entkommt."

„Er ist nicht mehr zu Hause," sagte van Zweedeu.

„Sie werden ihn aufzufinden wissen..." sagte Adolf wieder, und wollte seinen Vorsatz augenblicklich ausführen... aber der Kolonel hielt ihn zurück.

„Weiß Adam Smith, daß Sie Zeuge des Mordes waren?" fragte der Kolonel van Zweeden.

„Nein, mein Herr!"

„Dann wird er auch nicht entfliehen," begann van Bergen wieder. „Wir haben noch Zeit, das Gericht davon in Kenntniß zu setzen. Es ist schon weit über Mitternacht. Ich will die Sache näher besprechen... Doch unter bloßem Himmel stehen zu bleiben, ist nicht angenehm... Wer von Ihnen weiß einen schicklichen Ort, wo wir einige Augenblicke ungestört diesen Mann anhören könnten?"

„Gehen Sie mit uns," sagte Frank, „nach unserer Wohnung, sie ist hier nahe an."

„Nicht in unsere Wohnung, sondern in die Henriettens und Clara's," flüsterte Adolf seinem Freunde zu. „Das könnte wegen der Deemanschen Sache für Dich gefährlich sein... Henriette und Clara haben sich wahrscheinlich noch nicht zu Bette begeben, ich weiß es, sie bleiben oft ganze Nächte auf, um zu arbeiten."

Dieß Gespräch wurde so leise geführt, daß der

Kolonel, van Zweeden und der Steuermann nichts davon verstehen konnten.

„Und können wir da frei sprechen, wohin Sie uns führen wollen?“ fragte der Kolonel. „Ich würde Sie mit in meine Wohnung nehmen, doch möchte es zu so ungelegener Stunde viel Aufsehen machen.... und die Sache muß noch geheim bleiben.“

„Wir werden Sie zu meiner Schwester und ihrer Freundin bringen,“ sagte Frank, „und da können wir ungehindert sprechen.“

Adolf hatte sich in seiner Hoffnung, die Mädchen noch an der Arbeit zu finden, nicht getäuscht.

Clara und Henriette, die seit einiger Zeit mehr Arbeit hatten, als sie im Stande waren, während des Tages zu fertigen, opferten deßhalb manche Nacht auf, um alle Aufträge besorgen zu können. Sie waren gerade noch beschäftigt, als Adolf mit ungewöhnlicher Heftigkeit an der Glocke zog und da nach seiner An cht die Thüre nicht rasch genug geöffnet wurde, läutete er nochmals mit solcher Gewalt, daß die Mädchen heftig erschraken.

„Was mag das sein?“ verwunderte sich Henriette das Zimmer verlassend, um die Thüre zu öffnen, während sie in der Eile vergaß, den Zeiger ihrer Uhr richtig zu setzen, eine Gewohnheit, der sie treulich nachkam, so oft geschellt wurde, denn obwohl sie von ihrem Verdienste immer eine Kleinigkeit zurück legte, waren die Kleinigkeiten nicht groß genug, um eine Uhr zu kaufen.

„Wir sind es, Henriette! Frank und ich und noch drei Andere. Es ist etwas geschehen.... aber sei nur ruhig, kein Unglück. Wir können wohl hinauf kommen?“

Und ohne die Antwort abzuwarten, stieg die Gesellschaft die etwas steile Treppe hinauf und bald befanden sich die fünf Personen in dem kleinen netten Zimmerchen, das die zwei Mädchen bewohnten.

Ohne zu fragen, wer die beiden Mädchen seien oder etwas derartiges, nahm van Bergen sogleich Platz

und unmittelbar sich an van Zweeden wendend, sprach er in halb befehlendem Tone:

„Erzählen Sie nun genau, was Sie uns nur flüchtig mitgetheilt haben.“

Van Zweeden erzählte, wie er durch die Noth gedrungen, mit Bram übereingekommen sei, sich eines Theiles der Schätze Adam Smiths zu bemächtigen und vergaß nicht, das Betragen des Kommissionärs gegen ihn in trüben Farben darzustellen.

„Ich hatte mich deßhalb in den Kasten im Gange verborgen,“ so fuhr er in seiner Erzählung fort, „und verwundert, daß Carl Hauser auf dem Komptoir blieb, kam ich aus meinem Schlupfwinkel heraus, fand aber Niemand in dem Zimmer, eben so wenig vernahm ich ein Geräusch im Hinterzimmer. Mit Ungeduld den Augenblick erwartend, daß Bram nach der Verabredung kommen würde, setzte ich mich an dem Tische nieder, auf welchem eine Flasche und ein paar Weingläser standen; die Flasche war leer. Ich wartete ungefähr eine Stunde, als ich ein Geräusch hörte. Das wird Bram sein, dachte ich; als ich aber deutlich den Schlüssel in dem Schlosse hörte, begriff ich, daß es Bram nicht sein konnte und ich kroch unter den Lesepult. Im selben Augenblick trat Adam Smith ein. Er blieb einige Zeit vor dem Lesepult sitzen, lief dann verschiedene Male heftig im Komptoir auf und nieder und öffnete darauf die Thüre des hinteren Zimmers. Ein dicker Dampf erfüllte dasselbe, und Adam Smith blieb bewegunslos mitten in diesem Dampfe stehen. Ich schauerte, als ich ihn in dieser Haltung stehen sah, so schrecklich verzerrt waren seine Gesichtszüge und doch wußte ich noch nichts von dem, was geschehen war. Als der Dampf sich endlich verzogen hatte, begab sich Smith in das hintere Zimmer, kam aber bald, zurück, Carl Hauser nach sich ziehend. Ich dachte Anfangs, der Doktor habe zu viel getrunken, und Adam Smith habe ihn auf das

Bett gelegt; als ich aber das bleiche Gesicht Hausers sah, bemerkte ich mit Entsetzen, daß Adam Smith eine Leiche nach sich schleppe.... Da wurde mir Alles deutlich, da erinnerte ich mich, daß Adam Smith, als er diesen Abend auf das Komptoir gekommen war, ein zusammengelegtes Papierchen aus seiner Westentasche genommen hatte, und damit nach dem hinteren Zimmer ging, worauf ich ihn an dem Kasten, in welchem der Wein steht, mit Flaschen beschäftigt sah. All' dieß läßt mich vermuthen, daß er ein stark wirkendes Schlafpulver hatte, das er Carl Hauser unter den Wein schüttete, ihn dann in das hintere Zimmer brachte und den Schlafenden durch Kohlendampf ermordete."

„Schrecklich!" rief Wild. „Adam!... Großer Gott, kann es möglich sein!"

„Adam Smith," flüsterte Henriette Franks Schwester zu, „Adam Smith, derselbe.... erinnerst Du Dich noch?..."

„Fahren Sie fort!" sagte van Bergen und Wild zugleich und van Zweeden sprach weiter:

„Smith schleppte die Leiche aus dem Komptoir durch den Gang auf die Straße; ich schlich ihm nach, da er die Thüre aufgeschlossen hatte, und sah dann, daß er die Leiche Carl Hausers längs den Häusern nach dem Wall zog ... und endlich in das Wasser warf. Ich schrie in diesem Augenblicke laut auf, denn Adam Smith wandte ängstlich seinen Kopf nach der Stelle, wo ich stand, obwohl die Dunkelheit ihn hinderte, mich zu sehen; er eilte dann in das Komptoir zurück, zog die Vorthüre zu und entfernte sich so schnell als möglich. Das ist Alles, was ich sah!.... O! ich zittere, wenn ich daran denke!.... Ich lief in aller Eile nach dem Suikerbakkersteeg," so endigte van Zweeden seine Erzählung, „um da die Greuelthat, deren Zeuge ich war, bekannt zu machen; auf meinem Wege begegnete ich Ihnen.... das Uebrige ist Ihnen bekannt."

Van Zweeden schwieg. Todtenstille herrschte im

Zimmer. Jeder war zu sehr erschrocken, um etwas äußern zu können.

Endlich brach van Bergen die Stille ab.

„Sie sagen, Adam Smith sei reich," sprach er, sich zu van Zweeden wendend.

„Reich," antwortete van Zweeden, „o er besitzt mehr, als Jemand weiß.... ja mein Herr, ich versichere Sie, daß er reicher ist, als man ihn schätzt."

„Und ist es wahr, daß er so unmenschlich gehandelt hat?"

„Ja, mein Herr," antwortete van Zweeden und legte die Hand auf's Herz, „er ist einer derjenigen, die mich zu Falle brachten."

Van Bergen sprach in diesem Augenblicke nicht weiter. Er schwieg und sann, und an den zusammengezogenen Augenbrauen, an den Falten, die sich auf seiner edel gewölbten Stirne zeigten, konnten die Uebrigen bemerken, daß ihn ein wichtiger Gedanke beschäftigte.

„Begeben Sie sich jetzt in Ihre Wohnung, sprechen Sie kein Wort von Allem, was geschehen ist," befahl er van Zweeden, „und gehen Sie morgen früh auf das Komptoir Smith, wie Sie gewöhnt sind. Seien Sie aber bereit, augenblicklich der Person zu folgen, die ich nach Ihnen senden werde. Kein Wort von dem Vorgefallenen komme über Ihre Lippen... denn wissen Sie, Ihr Glück hängt von Ihrem Stillschweigen ab. Gehen Sie jetzt!"

Van Zweeden, getroffen von dem würdigen Tone des Kolonel, wagte es nicht, eine Antwort zu geben und blieb verlegen stehen.

„Der Mann hat keine Wohnung, er war gewöhnt, die Nacht im Mooriaantje zuzubringen," flüsterte der Steuermann dem Kolonel zu. Wild hatte van Zweedens Verlegenheit bemerkt und um ihm wenigstens für diese Nacht einen Aufenthalt zu verschaffen, erzählte er dem Kolonel in wenigen Worten, was er von dem Unglücklichen wußte.

„Haben Sie Geld bei sich, Steuermann, so leihen Sie mir ein paar Gulden," sagte van Bergen, sogleich zu helfen bereit, wo Hülfe nöthig war. „Sie haben mir in der Schenke Alles genommen, was ich hatte."

„Gerne," sagte Wild und gab dem Kolonel das Verlangte.

„Sie haben keine Wohnung, kein Nachtquartier," sagte van Bergen zu van Zweeden. „Sehen Sie, hier etwas Geld, suchen Sie Nachtquartier dafür zu bekommen, aber trinken Sie keinen Tropfen mehr... ich will Ihr Glück, doch wenn ich vernehme, daß Sie diese Nacht nach Ihrer Gewohnheit...."

„O nein, nein!" fiel van Zweeden ein, „ich bin zu sehr erschreckt durch den Vorfall, als daß ich noch Lust hätte, zu trinken. Auf dem Botermarkt, in einer der kleinen Herbergen, die sich dort befinden, will ich meine Wohnung nehmen, und morgen so thun, wie Sie sagten. Sollten Sie mich früher nöthig haben," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „so können Sie mich in De post auf dem Botermarkt finden, dort will ich schlafen."

Er grüßte die Gesellschaft und ging, um die übrigen Stunden der Nacht auf eine ihm so ganz ungewohnte Weise zuzubringen.

Als der Kommis das Zimmer verlassen hatte, setzte der Kolonel das Gespräch mit dem Steuermann Wild fort.

„Steuermann," sagte er, „auf welche sonderbare Weise hat der Zufall oder lieber die Vorsehung uns zusammengebracht, und bei welch' schrecklicher Gelegenheit!"

„Ich hatte nicht gehofft, Sie je wieder zu sehen," antwortete Wild, „es scheint wohl, daß wir uns immer in Augenblicken der Gefahr begegnen müssen. Sie retteten einst mein Leben, als ich mich in den Kampf mit den Sinesen eingelassen hatte; ich wollte einen Sinesen suchen, der mich auf's schändlichste betrogen

hatte. Sie erinnern sich der Geschichte noch; Sie wissen, daß ich ihn fand, und meine Wuth nicht bezwingen könnend, griff ich ich ihn an, sah mich aber plötzlich von Sinesen umringt, welche ihrem Landesgenossen zu Hülfe kamen, und gewiß wäre es mit mir gethan gewesen, wenn Sie mich nicht gerettet hätten."

„Sprechen wir jetzt nicht davon, lassen wir das Vergangene vergangen sein, um allein an die Gegenwart zu denken. Wahrlich," sagte der Kolonel, um sich sehend, „ich glaube mich in Mitten von alten Bekannten zu sehen, zum mindesten meine ich dieß Mädchen schon einmal getroffen zu haben!" Er zeigte auf Clara, welche er fest ansah.

„O ich erkenne Sie, mein Herr! Sie waren es, der mich aus dem Kosthause Daniel Vos rettete und in der Folge zu der großen Dame brachte..."

„In der That," sagte der Kolonel, „jetzt weiß ich, wer Sie sind; Sie müssen mir Ihre Schicksale erzählen, weil ich begierig bin, das Geheimniß entschleiert zu sehen, das über Ihrem Verschwinden aus dem Hause der Dame noch schwebt." Und leise fügte er hinzu: „Jetzt, Hermine, wird es an den Tag kommen, ob Du an dem Verschwinden schuldig bist!"

XVI.

Der glückliche Vater.

Beinahe eine halbe Stunde war verlaufen, seit van Zweeden das Zimmer verlassen. Während dieser Zeit hatte der Kolonel dem Steuermann einige Details über das mit Gijs und Albert im Hôtel des Pays-Bas Vorgefallene mitgetheilt, während Frank

und Adolf mit Allem, was im Mooriaantje geschehen war, die Mädchen bekannt machten.

„Armer Daniel Vos!“ sagte Clara, als sie seinen Tod vernahm und eine Thräne stand in ihren Augen. „Mein Bruder hat mir so eben das schreckliche Ende des Schulmeisters erzählt,“ sprach sie zu Wild und fügte in ihrer einfachen kindlichen Weise hinzu: „Gott hat den Mann schwer dafür gestraft, was er an seinen Kostkindern verschuldete.“

„Daniel Vos.... Daniel Vos!“ sagte nun der Steuermann Wild, der die Worte Claras mit steigender Verwunderung und Unruhe hörte, „ich meine den Namen schon mehr gehört zu haben, schon als Sie, mein junger Freund, ihn in dem Mooriantje nannten, kam er mir bekannt vor. „Daniel Vos,“ wiederholte er bei sich selbst, „Daniel Vos!“ Plötzlich bedeckte eine dunkle Röthe seine Wangen. „Ja, jetzt erinnere ich mich, der Ermordete war Schulmeister in Hoogendal!“

„Ja,“ gab Frank zur Antwort.

„Er bewohnte das Haus Reijsenburg?“

„Es ist so.“

„Und ihr waret bei ihm auf der Schule?“

„Ja, ungefähr vor sechs Jahren.“

„Sechs Jahre.... das war gerade um dieselbe Zeit...“ sagte Wild zu sich und fuhr laut fort: „Damals herrschte eine Seuche in der Kostschule, nicht wahr, und verschiedene Kinder starben?“

„Es ist kein Kind gestorben, so lange wir dort waren,“ sprach Adolf, der wie Frank den Fremden unterrichten wollte, „und das ist in der That zu verwundern, denn wir bekamen beinahe nicht genug Essen. Aber ich kann Sie versichern, es ist nie ein Kind bei Vos gestorben. Der Schulmeister rühmte sich dessen immer, wenn Leute kamen, um ihm ihre Kinder in die Kost zu geben.“

„Nie eines gestorben!“ rief Wild mit sichtbarer

Bewegung. „Großer Gott! Adam Smith! Adam Smith! Solltest Du mich so hintergangen haben!“

„Wie!“ fiel van Bergen plötzlich ein, „auch Sie sollten mit diesem Adam Smith bekannt sein... vielleicht sind Sie auch das Opfer seiner Betrügereien und Hinterlist.“

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich Ihnen die Antwort hierauf schuldig bleiben muß, Kolonel!“ sprach Wild. Und sich darauf zu Adolf wendend, sagte er: „Sie werden sich vielleicht der Namen der Kinder noch erinnern, die mit Ihnen auf der Kostschule waren, ich bitte Sie, nennen Sie mir sie und vergessen Sie keinen Namen.“

Adolf entsprach der Bitte des Steuermanns und nannte verschiedene Namen von Kindern, die mit ihm auf der Kostschule gewesen waren.

„Und sind das alle?“ fragte Wild, als er fertig war.

„Lassen Sie 'mal sehen... Einen habe ich vergessen, Karel van Gent.“

„Nein, nein,“ sagte der Steuermann, und fuhr mit bebender Stimme fort: Haben Sie denn nicht auf der Kostschule zwei Kinder gekannt, Bruder und Schwester, die kurz nach einander gestorben sind; der Junge hieß Frank und... das Mädchen Clara?...“

Adolf brach in lautes Gelächter aus.

„Frank und Clara! ich habe sie beide recht gut gekannt, aber sie sind nicht todt und...“

„Nicht todt, nicht todt!... sollte es möglich sein, Frank und Clara leben... und... und... wissen Sie, wo sie sind?“ fragte er in einem Tone, als fürchte er die Antwort darauf zu hören.

„Wo sie sind... sollte ich das nicht wissen! Gewiß weiß ich es, sie sind so nahe bei Ihnen, als es nur möglich. Frank zur Rechten, Clara zur Linken.“

„Allmächtiger Gott!... Frank!... Clara!... Du Frank,“ rief er, heftig den Jüngling in seine Arme

drückend, „und Du Clara... Ja, es sind ihre Züge... ich sehe ihr Lächeln... O Gott, das ist zu viel!...“

Gerührt sank der Steuermann zwischen Clara und Frank auf den Knieen nieder, während eine Thränenfluth aus seinen Augen strömte und er laut weinend den Jüngling und das Mädchen wechselweise betrachtete.

„Ums Himmels willen, was fehlt Ihnen, Steuermann?“ fragte van Bergen, während er den glücklichen Vater für einen Wahnsinnigen hielt.

„Nichts, lassen Sie mich...“ antwortete Wild, den Kolonel von sich abhaltend, „lassen Sie mich weinen, stören Sie meine Thränen nicht... es sind Freudenthränen, Thränen des Glücks!... Lassen Sie mich, wie ich jetzt bin, mit ihm und ihr in meinen Armen... so bin ich selig... O Gott! jetzt erst weiß ich, daß Du mir vergeben hast!“ Dann sprang er auf und drückte Clara an seine Brust: „Lache, lächle, liebe Clara!“ so sprach er zu dem zitternden Mädchen. „Dein Lächeln habe ich nie gesehen, Deine Küsse nie gefühlt...“ Er bedeckte ihr Gesicht mit unzählbaren Küssen. „Guter Frank,“ fuhr er fort, sich zu diesem wendend, „ja, Du bist es, und Deine gute, brave Mutter... o, daß sie hier wäre!... Clara, nenne mir ihren Namen, von Deinen Lippen will ich ihn hören, den Namen Deiner Mutter?“

„Meine Mutter hieß Helena, mein Herr,“ antwortete sie, noch nicht vom Schrecken sich erholt habend.

„Helena, Helena! Ja, so hieß sie, sie, die nun bei Gott ist!...“

Erschöpft sank er auf einen Stuhl nieder und blickte Frank und Clara an.

„Steuermann Wild,“ sagte der Kolonel nochmals, seiner lang gereizten Neugierde ein Ende machend. Doch er war nicht im Stande, eine Frage zu thun, der Steuermann ließ ihm keine Zeit mehr zu sprechen und fuhr mit gerührter Stimme fort:

„O, sprechen Sie nicht mit mir, lassen Sie mich

ungestört mein Glück genießen, ich habe jetzt allein Augen, um Clara und Frank zu sehen, allein Ohren, um ihre Stimme zu hören... für alles Andere bin ich blind und taub."

„Aber wer sind Sie denn?" fragte Frank endlich, der es nun wagte, den sonderbaren Fremdling anzusprechen.

„Wer ich bin... ich bin der Freund eures Vaters!" rief Wild aufspringend. Er näherte sich darauf dem Kolonel: „Ihnen kann ich vertrauen, Ihnen kann ich Alles sagen. Folgen Sie mir."

Nochmals drückte er Frank und Clara in seine Arme und verlies, wie ein Wahnsinniger das Zimmer.

Von dem Kolonel gefolgt, lief er hastig und schweigend bis an den Koningsplein.

„Ich muß mein Herz entlasten, es ist voll von Freude... ich folge Ihnen in Ihre Wohnung... ich muß noch heute mit Ihnen sprechen, ich muß Sie zum Genossen meines Glückes machen, eines Glückes, das ich verloren wähnte. Länger kann ich nicht warten, nein, heute Nacht noch... O, Adam Smith, wie schrecklich hast Du mich hintergangen!"

„Er soll seiner Strafe nicht entgehen, sagte van Bergen, „seine Gräuel haben jetzt ein Ende."

„Seiner Strafe nicht entgehen?" wiederholte Wild düster, „um Gottes willen, Kolonel, überliefern Sie ihn dem Richter nicht, warnen Sie ihn, daß er entflieht, daß die Reue seines unruhigen Gewissens seine Strafe sei..."

„Wie!" rief van Bergen, der sich für die Bitte Wild's keinen Grund denken konnte, „solch' ein Bösewicht verdient Ihr Mitleiden nicht."

„Nein, nein!" rief Wild, „aber..." und flüsternd fügte er hinzu... „ich bin sein Bruder, ich bin Henri Smith!"

XVII.

August von Reijsenburg.

Am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht saß Adam Smith nach seiner Gewohnheit auf dem Komptoir. Auf seinem Gesicht war nicht die geringste Veränderung bemerkbar, obwohl die rothen Ringe um seine Augen verriethen, daß er die letzte Nacht schlaflos zugebracht hatte. Seine Hände zitterten, während er schrieb, und von Zeit zu Zeit trank er ein Glas Wasser aus der kristallenen Karaffe, die vor ihm stand, um seine aufgeregten Sinne zur Ruhe zu bringen.

Aufmerksam las er die Bücher, die er vom Postkomptoir empfangen hatte, und gab sie van Zweeden zur Beantwortung mit einer Ruhe hin, als wäre nichts geschehen.

Van Zweeden dagegen saß auf glühenden Kohlen. So oft ihn sein Patron rief, sprang er wie von einem elektrischen Schlag getroffen auf. Das Aussprechen seines Namens, durch den Mund Adam Smiths machte einen sonderbaren Eindruck auf ihn.

Es war noch früh, als Smith einen Brief empfing. Hastig brach er ihn auf, und kaum hatte er die Unterschrift gelesen, als er rief:

„Unmöglich!... sollte man mich so haben betrügen können!... Junker van Reijsenburg... er, den Jeder todt wähnt, und ich selbst auch, sollte noch leben... Es ist möglich... doch ich werde es nicht glauben, ehe sich meine Augen von der Wahrheit überzeugt haben.“

Er las den Brief aufmerksam durch, dessen Inhalt wir den Lesern mittheilen.

„Mein Herr!

„Begangene Fehltritte wieder gut zu machen, ist die Pflicht jedes Menschen. Bei dem Namen, der un-

ter dem Briefe steht, werden Sie sich ohne Zweifel erinnern, was einmal zwischen Ihnen und mir, sowie dem nun verstorbenen Baron v. H. vorfiel. Mir blieb keine andere Wahl übrig, als Sie und jeden Andern durch die Nachricht von meinem Tode zu täuschen. Jetzt bin ich im Stande, Alles, was zwischen uns noch nicht abgemacht ist, abzumachen. Kommen Sie daher diesen Abend um sieben Uhr zu mir in das Hôtel des Pays-Bas. Fragen Sie nur nach dem Kolonel van Bergen und man wird Sie zu mir führen. Diesen Namen habe ich angenommen, seit ich Junker van Reijsenburg zu sein aufgehört habe. Es soll Ihnen Gerechtigkeit werden, Herr Smith, und ich werde Ihnen zeigen, daß der Kolonel van Bergen feurig verlangt, dasjenige wieder gut zu machen, was er als Junker van Reijsenburg in jugendlichem Leichtsinne begangen.

In der Hoffnung, daß Sie meiner Einladung Gehör geben werden, zeichne ich mich seit Jahren zum Erstenmal wieder und gewiß auch zum Letztenmale,

Junker August van Reijsenburg."

„Wahrhaftig!" sagte Adam Smith, „ich fange an, Wunder zu glauben."

Wiederholt las er den Brief, als wollte er jedesmal einen neuen Inhalt finden.

Der Bediente, welcher den Brief gebracht, hatte bereits dreimal um Antwort gebeten und als er seine Bitte zum vierten Male erneute, legte Smith erst das Papier aus der Hand und antwortete dann in ruhigem Tone:

„Es ist gut, sage, ich werde kommen."

Eine halbe Stunde war beinahe verlaufen. Die Komptoirarbeiten gingen ihren gewöhnlichen Gang.

„Van Zweeden!" rief Adam Smith, und der Gerufene sprang erschrocken von seinem ledernen Stuhle, auf welchem er gesessen war.

„Was fehlt Ihnen, sind Sie toll?" sagte Smith in seinem gewöhnlichen scharfen Tone. „Haben Sie

Grund zu erschrecken, wenn ich Sie bei Ihrem Namen rufe; haben die geistigen Getränke Ihre Sinne so sehr geschwächt, daß Sie Ihr eigener Name erschreckt?"

Van Zweeden schwieg und Smith fuhr fort: „Ich wollte wissen, wo Sie jetzt wohnen?"

„In der Post auf dem Botermarkt," gab van Zweeden kaum hörbar zur Antwort.

„So!" sprach der Patron. „Ihr Verdienst ist nicht so groß, van Zweeden, obwohl genug für Einen, der so wenig weiß, wie Sie; doch ich will Ihr Loos verbessern und ich glaube nicht, daß Sie etwas dagegen haben werden."

Van Zweeden, der nicht wußte, was er darauf antworten sollte, da er wenig Lust hatte, länger bei dem Mörder zu bleiben, murmelte einige unverständliche Worte, welche von Adam Smith als freudige Zustimmung betrachtet wurden.

„Mehr Geld, als Sie jetzt verdienen, will ich Ihnen nicht gerade geben, aber ich habe beschlossen, Ihnen freie Wohnung zu verschaffen, und — Sie wissen, Zimmermiethe ist theuer. Ich für mich will eine andere Wohnung suchen, obwohl das Komptoir hier bleiben soll. Ich verlange aber, daß das Haus bei Nacht bewacht sei und darum will ich Ihnen das hintre Zimmer, das bis heute zu meinem Schlafgemache diente, einräumen."

„Ich soll da schlafen, da in dem Zimmer die Nacht zubringen! Nein," sagte van Zweeden, „nie, lieber unter dem bloßen Himmel, als da!" Er hatte Mühe, sein Gefühl zu unterdrücken.

„Aber welche Gründe sollten Sie zu dieser Weigerung haben. Ist ein Zimmer, in welchem ich bisher gewohnt habe, vielleicht für Sie nicht gut genug?"

Van Zweeden blieb die Antwort darauf schuldig und Adam Smith fuhr in festem Tone fort: „Sie müssen; ich will eine andre Wohnung suchen und das Zimmer darf Nachts nicht unbewohnt sein; sind Sie

so eigensinnig, daß Sie verweigern, was ich in Ihrem eigenen Vortheile von Ihnen fordere, so können Sie noch heute meinen Dienst verlassen und einen andern Platz suchen."

„Ich werde Ihr Anerbieten annehmen, Herr Smith," antwortete van Zweeden, fügte aber leise hinzu: „sobald es zwei Uhr schlägt, gehe ich in das Hôtel des Pays-Bas, um den Kolonel zu sprechen, er hat versprochen, mein Glück befördern zu wollen, ihn will ich um Rath fragen."

VIII.

Nancy Horst.

Es war noch frühe, das heißt früh für die Hauptstadt, wo man frühstückt, wenn man auf dem Lande zu Mittag ißt, wo man zu Bette geht, wenn Andere aufstehen, wo der Abend und ein Theil der Nacht zum Tage gerechnet werden. Es war zehn Uhr Morgens.

Nancy Horst saß schon seit ein paar Stunden in ihrem kleinen Laden. Sie hatte ein glänzend weißes Kleid an, ihre schönen Locken drangen aus dem einfachen Häubchen hervor, kurz sie sah äußerst liebenswürdig aus. Ein Herr trat in den Laden und verwundert sah sie den Fremden an.

Der Herr war der Kolonel van Bergen.

Mit der Rechten auf den Ladentisch gestützt, fragte er in freundlichem und Vertrauen einflößendem Tone: „Sind Sie Nancy Horst?"

Die Veränderung, die die Erscheinung des Kolonels bei dem Mädchen erregt hatte, wuchs durch diese

Frage. Der Kolonel flößte ihr solche Ehrfurcht ein, daß sie in einem etwas erschrockenen Tone eine bejahende Antwort gab.

„Dann wünschte ich Sie gerne zu sprechen! Albert Drost sendet mich.“

„Albert sollte Sie schicken,“ sagte Nancy ungläubig und mit steigender Verwunderung, während sie einen Blick auf das Ehrenzeichen warf, das seine Brust schmückte und aus Haltung und Gesichtszügen wohl bemerkte, daß er den höheren Ständen angehörte, „Sie sollten mit Albert bekannt sein?“

„Ich bin so gut mit Albert Drost bekannt,“ sprach van Bergen, „daß ich sein ganzes Vertrauen besitze. Er hat mir Alles erzählt, ohne Etwas vor mir zu verbergen, und auch gesagt, daß er Sie, Nancy, innig und aufrichtig liebt.“

Nancy erröthete und schlug beschämt die Augen nieder.

„Erröthen Sie nicht,“ mit diesen Worten beruhigte sie van Bergen, „der Maler ist Ihrer würdig, trotz dem, was mit ihm vorgefallen und Sie werden einst noch mit ihm glücklich werden. Ihr Geliebter erwies mir eine Wohlthat! er rettete mir das Leben ... mit Gefahr seines eigenen hat er die edelmüthige That verrichtet.“

„Hat er das gethan? Hat Albert Ihnen das Leben gerettet?“ rief Nancy, während ihre schönen Augen vor Freude funkelten. Ein Gefühl unruhiger Furcht hielt die Freude noch zurück und ängstlich fragte sie den Kolonel: „Hat er das gethan? Aber mein Herr, Sie sagen, auch sein Leben sei Gefahr gelaufen, wo ist er? ...“

Inzwischen hatte sie den Kolonel vor ihrem Ladentische stehen lassen, ohne ihn zu bitten, in das Wohnzimmer einzutreten. Verlegenheit zeigte ihr Gesicht, als sie ihre Unhöflichkeit bemerkte, und um ihre Versäumniß so schnell als möglich wieder gut zu ma-

chen, brach sie plötzlich ihre Rede ab und sagte: „Treten Sie ein, mein Herr . . . vergeben Sie mir, daß ich Sie so lange stehen ließ . . . ich dachte . . .“

„O keine Entschuldigung, vor Allem keine Komplimente, liebes Kind,“ sagte der Kolonel in einnehmendem Tone.

Er folgte Nancy in das kleine Zimmer hinter dem Laden, welches durch eine Glasthüre mit demselben verbunden war.

„Ich bitte Sie, etwas leise zu sprechen, mein Herr . . .“ sagte Nancy, durch die Freundlichkeit des Kolonel ermuthigt, „mein Großvater schläft oben und steht nie früh auf, er könnte uns hören und Sie begreifen, daß . . .“

„Ihre Liebe zu Albert Drost für ihn ein Geheimniß ist,“ fügte der Kolonel hinzu, da er bemerkte, daß Nancy mit dieser Erklärung nicht heraustreten wollte. Seine Worte riefen wieder eine hohe Röthe auf die Wangen der Geliebten Alberts.

„Ich bitte Sie, sagen Sie mir jetzt, wo sich Albert befindet.“

„Seien Sie ruhig, dem Maler ist kein Unheil widerfahren. Wie ich Ihnen sagte, er rettete mir das Leben, und um diese edle That zu belohnen, will ich ihn glücklich machen, ich danke dem guten Gott, der mir das Vermögen schenkte, wohl zu thun.“

Darauf erzählte van Bergen mit vieler Umsicht, was er in den jüngsten Tagen erlebt hatte. Der edle Kolonel deutete nur leise das Verbrechen an, zu dem Albert sich hatte verleiten lassen und sprach weitläufig von seiner edelmüthigen Selbstaufopferung und dem Versuche, den Drost gemacht hatte, ihn zu retten. Mit glänzenden Farben schilderte er vor dem Mädchen die Reue, die ihr Geliebter gezeigt, indem er das Gestohlene zurückgeben wollte.

„O Gott! wieder in das Gefängniß!“ rief Nancy,

und wollte nach der Ursache fragen, allein der Kolonel ließ ihr nicht Zeit und fuhr fort:

„Nur für kurze Zeit, glauben Sie mir, ich will Sie nicht täuschen, indem ich Ihnen mit eitler Hoffnung schmeichle, sondern Sie werden Albert Drost bald wieder sehen. Alles, was ich vermag, soll gethan werden, um den Maler sobald als möglich dem Kerker zu entreißen und eine glückliche Heirath zwischen Ihnen und ihm schließen zu können; und ich werde besonders darauf hinarbeiten, es bald zu bewerkstelligen, da ich glaube, daß Umstände diese Eile nothwendig machen." Bei diesen Worten sah der Kolonel Nancy ernst und bedeutsam an.

„Mein Großvater wird nie in eine Ehe mit Albert Drost willigen," sagte sie.

„Lassen Sie mich dafür sorgen. Wenn ich Ihrem Großvater die Nothwendigkeit vorstelle, die zu einer Heirath zwischen Ihnen und dem Maler vorhanden ist... dann wird er gewiß seine Zustimmung uns nicht versagen."

„Die Nothwendigkeit!" wiederholte Nancy, den Sprecher verwundert ansehend.

„Sie begreifen mich wohl," sagte van Bergen, „Sie sind nicht die Einzige, Nancy, die aus allzu großer Liebe gefallen ist." Und unwillkührlich dachte der Junker August van Reijssenburg an Mathilde, Baronin-Wittwe van Delden van Ransbergen.

„Ich begreife Sie nicht, mein Herr!" stammelte Nancy etwas verlegen.

„Nun denn, Sie jetzt vor mir sehend, entdecke ich, was der Mund Ihres Geliebten mir verbarg; Sie müssen den Maler heirathen. Seien Sie ruhig, liebes Kind, meine Augen sahen tiefer als die Ihres Großvaters. Ich kenne die Welt, die Erfahrung hat mich klug gemacht und mich gelehrt, daß es Augenblicke gibt, in denen die bravste, keuscheste und ehrbarste Frau der Macht der Liebe sich unterworfen, sich selbst vergißt,

um der allvermögenden Stimme der Liebe Gehör zu geben. Ein solcher Schritt, wie sündhaft auch, ist bei den meisten Frauen eher als leicht zu vergebende Schwachheit zu betrachten. Und glauben Sie mir, manch' gefallenes Mädchen hat oft edlere Begriffe von Tugend als die Frau, die immer Sittensprüche im Munde führt. Das ist meine Denkweise, Nancy, läugnen Sie darum nicht länger, was Sie vergebens vor mir zu verbergen suchen, und bekennen Sie mir offenherzig, daß Sie Albert Drost Rechte zugestanden haben, die ihm noch nicht gehörten, daß Sie ein Kind unter dem Herzen tragen, ein Kind, das seine Liebe Ihnen schenkte."

„Herr, o Gott!" rief Nancy und sank auf einen Stuhl nieder, während ihre Wangen bleich wurden wie die einer Todten. Ihre Gefühle in diesem Augenblicke ist mir unmöglich zu schildern. Sie hielt beide Hände krampfhaft vor die Augen und stammelte in abgebrochenem Tone: „Mein Herr, was Sie sagen ist nur allzu wahr!"

Van Bergen ergriff theilnehmend die Hand des Mädchens.

„Ich will Ihr Glück befördern," sprach er, „ich wünsche Ihr Wohlsein und deßhalb werde ich Ihren Großvater zu bestimmen wissen, daß er in eine Ehe willigt. Ich werde dem Maler eine ansehnliche Summe vorstrecken und ihn durch meinen Einfluß bei vornehmen Leuten empfehlen. Ich werde Ihrem Großvater den Charakter des jungen Mannes so schildern, daß er sich nicht weigern kann, wenn ich ihn bitte: Gib Albert die Hand Deiner Enkelin! Für die Reue und die Besserung meines Retters, des muthigen Albert Drost, werde ich bei dem alten Manne einstehen."

„Um Gotteswillen, mein Herr, thun Sie das nicht... machen Sie mich nicht unglücklicher als ich bin, suchen Sie Albert von einer Heirath mit mir abzureden, suchen Sie ihn so weit zu entfernen, daß er

nie wieder komme, mich zu besuchen, daß ich ihn nie wiedersehe... er soll mich vergessen, ach! thun Sie das, mein Herr, und... mehr kann, mehr mag ich Ihnen nicht sagen." Thränen hinderten sie, fortzufahren.

„Nancy!" sagte der Kolonel ernst und verwundert, „Sie wollen ihn also nicht zum Gatten, Sie verstoßen den Geliebten, von dem Sie ein Pfand der Liebe unter dem Herzen tragen, ihn, der Sie..."

„O, sprechen Sie nicht so zu mir..." rief Nancy, in ihren Thränen badend, „seien Sie nicht grausam... wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin..."

Ein Licht schien ihm aufzugehen, als er das Betragen des Mädchens ernstlich überdachte.

„Nancy!" sagte er, „beim Himmel! sollte es möglich sein... ein schrecklicher Gedanke steigt mir auf... Ist vielleicht Albert Drost nicht der Vater des Kindes, dem Sie das Leben schenken werden...?"

Wie ein Bild der Schuld und Verzweiflung saß Nancy da, mit niedergeschlagenen Augen, ohne daß ein Wort ihren krampfhaft zusammengezogenen Lippen entfloß. Sie hütete sich, den Blicken des Kolonels zu begegnen. Ihre Phantasie zauberte sie in das Schlafzimmer Adam Smiths — eine schreckliche Erinnerung für das unglückliche Mädchen.

„Sie schweigen!..." rief van Bergen, „haben Sie denn kein Wort, um mich von meinem Irrthum zu überzeugen, oder ist es Wahrheit?... sollten Sie, deren Anblick so rein ist, ein..."

„O, schonen Sie meiner, schonen Sie meiner!" rief Nancy, plötzlich aufspringend und sich dem Kolonel zu Füßen werfend.

„Nancy Horst," sprach van Bergen nun in feierlichem Tone, das Mädchen aufhebend, „Sie haben gezeigt, daß Sie ein edles Herz besitzen, als Sie sich weigerten, den Maler zu heirathen. Ich fühle inniges Mitleiden mit Ihnen, mein Kind, nennen Sie mir den Vater des schuldlosen Wesens, das Sie einst Mutter

nennen soll und ich werde Alles anwenden, um ihn zu einer Heirath mit Ihnen zu zwingen. Sagen Sie mir Alles, Nancy, bekennen Sie mir offen Ihren Fehltritt, sprechen Sie zu mir, wie zu einem Bruder, einem Vater! Ich will die Thränen auf Ihren Wangen trocknen, ich will Sie glücklich sehen."

Der vertrauliche und ermuthigende Ton, in welchem August van Bergen sprach, war von großer Wirkung auf das zitternde Mädchen.

„Ich kenne Sie nicht," sagte sie, „und doch fühle ich mich gedrungen, Ihnen Alles zu sagen, ich will Sie zum Mitwisser meines Geheimnisses machen, aber... Ach nein, ich kann es nicht... nein!"

„Nancy! warum diese Unentschlossenheit?... Seien Sie muthig und schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich will Sie glücklich machen, ich wiederhole es, und deßhalb muß ich mit der Sache bekannt sein!"

„Mein Herr," erwiederte sie, „ach, Sie werden mich verachten... Sie werden mich..."

„Ich wiederhole meine Worte, liebes Kind, ich beklage Sie, ohne Sie zu verachten."

„Edler Mann, kann ich mir mit der Hoffnung schmeicheln, daß Sie mich nicht verachten werden... Ach, mein Herr, ich bin Ihrer Theilnahme unwürdig."

„Sprechen Sie nicht so, Nancy! Sie achten sich selbst zu wenig. Sprechen Sie und verschweigen Sie mir nichts!"

„Ihre Worte, mein Herr, dringen zu meiner Seele... Ja, ich will Ihnen Alles offenbaren... Sie versprachen mir ja Geheimhaltung..."

„Ich schwöre Ihnen, und glauben Sie mir, Nancy, daß ich das Vertrauen, das Sie mir schenkten, nur zu Ihrem Vortheile gebrauchen werde."

Ohne Zurückhaltung erzählte Nancy nun alle Umstände, die dem Leser bereits bekannt sind. Sie verschwieg auch nicht, was mit der Uhr geschehen war, allein den Namen Adam Smith nannte sie nicht.

Aufmerksam hörte der Kolonel das Mädchen an und als sie geendigt hatte, rief er:

„Und dieser Unmensch stieß Sie von sich! Nennen Sie nur den Namen des Elenden und ich werde Ihnen Rache verschaffen . . . Wenn ich kein Recht für Sie bei dem Heuchler bekomme, der unter der Maske der Gottesfurcht und Frömmigkeit solche Gräuel verübt, dann werde ich alle mir zu Dienst stehenden Mittel anwenden . . .“

„Alles wird umsonst sein,“ seufzte Nancy, ihm in die Rede fallend; „er ist zu reich, zu angesehen, als daß er sich zwingen lassen würde.“

„Nancy, wenn Sie wollen, daß ich mein Versprechen halten soll, nennen Sie mir seinen Namen, schenken Sie mir Ihr Vertrauen nicht halb, sagen Sie mir den Namen des elenden Verführers . . . Nancy, sprechen Sie, ich will, ich muß ihn wissen.“

„Mein Herr, soviel sei Ihnen genug, zwingen Sie mich nicht, seinen Namen zu nennen.“

Der Kolonel wurde durch den Widerstand immer neugieriger. Was konnte er auch thun, wenn er den Namen des Verführers nicht wußte? Ein letzter Versuch mußte ihn zum Ziele führen. In unzufriedenem Tone sprach er folgende Worte zu ihr:

„Ich muß den Namen wissen oder ich glaube Ihnen nicht, weigern Sie sich, mir den Namen zu nennen, dann halte ich Sie, trotz Ihres reinen Blickes und Ihres unschuldigen Gesichtes für . . .“

Diese List gelang. Nancy, beleidigt durch die Worte ihres neuen Beschützers, faßte einen kühnen Entschluß und rief:

„O nein, nein, mein Herr, das bin ich nicht! Ich werde Ihnen seinen Namen nennen!“

„Nun?“

„Adam Smith!“

„Adam Smith!“ wiederholte der Kolonel in wüthendem Tone, während er bei dem Hören dieses Na-

mens wie vom Donner gerührt schien. „Adam Smith! ... Vereint denn der Mann alle Bosheiten in sich, Wucherer, Betrüger, Heuchler, Verführer der Unschuld und Mörder!"

So der ersten Aufwallung seines Gefühles Luft gebend, wandte van Bergen sich freundlich zu Nancy und sagte ihr:

„Nancy, der Mann, den Sie da nannten, ist in meiner Macht. Hören Sie, liebes Kind, wenn Sie den Flecken tilgen wollen, der auf Ihnen ruht, wenn Ihnen Ihr Glück und das Ihres Kindes theuer ist, so kommen Sie nach neun Uhr diesen Abend zu mir. Ich bin der Kolonel August van Bergen, meine Wohnung ist das Hôtel des Pays-Bas in der Doelenstraat, da erwarte ich Sie diesen Abend zur bestimmten Stunde, und glauben Sie mir, wie ich Ihnen sage, Ihr Leiden wird dann geendigt sein, Ihr Glück soll beginnen. Wollen Sie kommen?"

„Allein?" fragte sie verschämt.

„Nein, Ihr alter Großvater muß durchaus gegenwärtig sein. Mein Wagen wird Sie abholen."

„Wir werden kommen!" sagte Nancy. „Gott gebe, daß Ihr Mund Wahrheit gesprochen, daß Ihr Wort von dem Ende meiner Leiden erfüllt werde."

XIX.

Das Bekenntniß.

Das Hôtel des Pays-Bas, das wir in unserer Erzählung schon oft berührten, ist einer der schönsten Gasthöfe unserer Hauptstadt und dient der Doelenstraat nicht wenig zur Zierde. Quer gegenüber befin-

det sich der Gasthof de Doelen; es ist ein großes, aber unregelmäßiges Gebäude, welches unlängst durch Ankauf einiger daneben liegender Häuser bedeutend vergrößert worden. Was aber die Bauart betrifft, so sticht das Hôtel des Pays-Bas unschön ab von dem prächtigen Doelen und dem alterthümlichen Rondeel, welches man ebenfalls in dieser Straße antrifft.

In einem Zimmer dieses Hôtels wohnte August van Bergen. Hinter diesem Zimmer befand sich ein Gemach, das durch eine Flügelthüre mit diesem in Verbindung stand und dem alten Hendrik, dem getreuen Bedienten des Kolonel zum Aufenthalt diente, um seinen Herrn nicht stören zu lassen und damit Niemand hören könnte, was in dessen Zimmer vorging.

Wie wir schon sagten, kannte Hendrik alle Geheimnisse seines Herrn, er kannte daher auch alle Pläne, die derselbe ausführen wollte. Hendrik war einer der treuen Diener, deren Anhänglichkeit vom Vater auf den Sohn übergeht, die mit allen Familiengeheimnissen bekannt sind, ihre Meinung frei heraus sagen, ja selbst ihren Rath geben dürfen, die aber nie den Abstand vergessen, der zwischen dem Herrn und Diener stattfindet, sobald Fremde gegenwärtig sind; mit einem Worte, Diener, deren höchstes Glück es ist, wenn es ihren Herren wohlgeht und die keine andre Interessen kennen, als die ihrer Gebieter.

Der Kolonel saß an einem großen, mit einem grünen Teppich überdeckten Tische, der mitten im Zimmer stand; über demselben hing eine bronzene Lampe, deren Licht durch ein mattgeschliffenes Glas gedämpft ward, während vier Wachskerzen auf bronzenen Leuchtern auf dem breiten Kaminvorsprung ihr helles Licht in dem großen Spiegel verdoppelten.

Der Kolonel sah diesen Abend besonders blaß aus; tiefer Ernst strahlte aus seinem Gesichte und in allen seinen Bewegungen lag etwas Feierliches; während er mit der Rechten sein Haupt unterstützte, spielte

seine Linke gedankenlos mit dem schönen Hühnerhund, der seinen Kopf vertraulich auf die Knie seines Herrn legte.

„Glücklich," sagte er zu sich selbst, „glücklich möchte mein Unternehmen ausfallen, glücklich will ich Andre machen, während ich unglücklich bleibe, unglücklich ohne Mathilde!!"

Der Kolonel versank wieder in tiefes Nachdenken. Plötzlich wurde die Thüre heftig geöffnet und der Steuermann Wild stürmte herein.

Schrecken und Bestürzung war auf seinem Antlitz zu lesen, seine feurigen Augen schossen Blitze und seine Faust drohend aufhebend, rief er: „Er muß sterben, durch Henkershand auf dem Schaffot muß er sterben, der elende Mörder Helenas!"

„Um Gotteswillen Wild, was fehlt Ihnen?" rief van Bergen, auf solch' einen Besuch unvorbereitet, den Steuermann Wild verwundert anschauend.

„Er hat meine Helena ermordet! Feige hat er mit Gift ihrem Leben ein Ende gemacht, einem Leben, das mir so theuer war! Helena! Helena! . . . sie ruft um Rache! . . ."

„Wer?" fragte van Bergen.

„Adam, mein Bruder! er ist das größte Ungeheuer, das die Erde je getragen!"

„Ist denn die Zahl der Greuel dieses Mannes endlos!" rief van Bergen, beinahe außer sich vor Schauer.

„Auch er, Karl Hauser, war schuldig, er war Theilnehmer am Morde, aber Adam ist elender, als der unglückliche Doktor; durch Geld hat mein Bruder den Doktor erkauft, die Noth zwang diesen. Für Geld hat Hauser meiner Helena die töotlichen Mittel gegeben!"

„Ihr Bruder hat also den Hauser erkauft!"

„Niemand anders, als er, kann es gethan haben. Gestern Abend," sagte Wild, „als der Schiffsdoktor

mich verließ, übergab er mir diesen Brief und richtete folgende Worte an mich:

„„Steuermann Wild, wenn Sie nach Indien zurückkehren und da Ihren Freund Smith finden, so geben Sie ihm diesen Brief, sollten Sie ihn aber nicht mehr antreffen, oder sollte der Tod seinem Leben ein Ende gemacht haben, so versprechen Sie mir auf Ihr Wort, daß Sie diesen Brief ungelesen verbrennen. Ich gebe Ihnen diesen Brief schon jetzt, statt Ihnen denselben mit dem Gelde gleichzeitig zur Hand zu stellen, und es ist mir viel, sehr viel daran gelegen, daß Henri Smith diesen Brief erhalte.' "

„Ich würde den Brief augenblicklich geöffnet haben," fuhr Wild fort, „aber ich befürchtete, er möchte mich am andern Tage darnach fragen und bezwang also meine Neugierde.... Als ich aber vergangene Nacht den Tod Carl Hausers vernahm, öffnete ich, so bald ich nach Hause gekommen war, den Brief.... Lesen Sie denselben, Kolonel!"

Mit zitternden Händen überreichte der Steuermann das Papier dem Kolonel.

Van Bergen nahm es mit nicht geringer Bewegung. Hastig öffnete er den Brief, dessen Adresse an den Herrn Henri Smith gerichtet war und las halb laut Folgendes:

„Mein Herr!

„Von Ihrem Freunde, dem Steuermann Wild vernahm ich Ihre traurige Lebensgeschichte, die mich um so mehr ergriff, da ich zum Werkzeug diente, Ihren Schmerz zu vergrößern und Ihr Unglück zu vermehren. Ich befand mich als sogenannter ungarischer Doktor zu Amsterdam, als eine Frau auf dem Wijde steeg meine ärztliche Hülfe anrief. Sie litt an einer Brustkrankheit und obwohl das Uebel schon auf einen hohen Grad gestiegen war, glückte es mir doch, sie in so weit herzustellen, daß ich auf gänzliche Besserung hoffen

konnte. Ein unglücklicher Zufall aber bewirkte ihren Tod, statt ihre Rettung — von meiner Hand!

„Ich will hier nicht in Einzelheiten eingehen, wie die fatale Geschichte gekommen. Nur kurz Folgendes. Ein gewisser Justus Brand, welcher hörte, daß ich die unglückliche kranke Helena besuche, bat mich zu sich und suchte mich mit schönklingenden Worten und Versprechungen zu dem Morde der Leidenden zu überreden. Mit Abscheu trat ich vor dem Verbrechen zurück. Er wiederholte seine Bitte... ich weigerte mich, doch als mich der Schändliche gleichsam mit Gold erkaufen wollte, und noch andere Zwangsmittel anwandte, welche ich hier verschweige,... als... ja, ich bekenne es, Herr, Smith! fluchen Sie mir nicht, vergeben Sie dem Sünder!... da gab ich seinen Worten Gehör, da erlag ich der Versuchung und der Mann, den ich Anfangs von seiner mörderischen Absicht zurück gebracht zu haben wähnte, der Mann, der mir mit gerichtlicher Verfolgung drohte, wegen einer von mir begangenen Unvorsichtigkeit, dieser Mann... das Ungeheuer hatte so viel Macht über mich, daß ich sein Werkzeug bei dem Morde wurde, bei dem Morde einer Frau, die ich während ihrer Krankheit hatte hochachten lernen,... einer sorgfältigen Mutter für ihre unglücklichen Kinder!

„Drei Tage, nachdem Ihre Gattin, Herr Smith, begraben war, ging ich als Schiffsdoktor nach Ostindien; ich war gut ausgestattet und... o schreckliche Erinnerung!.... meine neue Lage und mein Reichthum waren der Lohn meines Werkes... an diesem Lohne klebte unschuldig Blut!!

„Vergebung, Herr Smith! Vergebung!

„Jetzt wissen Sie die schreckliche Weise, wie die arme Frau, welche, wie ich so eben erst vernehme, Ihre Gattin war, gestorben ist. Wer der Justus Brand ist, dessen Handlungen mir noch sonderbarer als früher erscheinen, weiß ich bis heute noch nicht und werde ich vielleicht nie mehr erfahren. Da ich morgen Holland

verlasse, um in mein Vaterland zurück zu kehren, habe ich es für meine Pflicht gehalten und hat mein nagendes Gewissen mich gezwungen, Ihnen dieses mitzutheilen.

„Ich bin überzeugt, daß der Bösewicht, dem ich zum verbrecherischen Werkzeug diente, niemand als ein Handlanger Ihres Bruders oder Ihr fluchwürdiger Bruder selbst ist. Fluchen Sie mir nicht, mir dem Mörder Ihrer Frau! Wenn Sie meine Reue kennten, wenn Sie Zeuge meines Innern wären, wenn Sie wüßten, welch' ein folternder Gedanke es ist, ein mit einem Morde belastetes Gewissen mit sich zu tragen, dann... dann würden Sie thun, um was ich Sie jetzt ernstlich bitte.... um deß Willen, der dem Mörder am Kreuze vergab. Fluchen Sie mir nicht, vergeben Sie dem schuldigen

Carl Hauser.

„Ja, es ist Adam, mein Bruder. Niemand als Adam Smith kann den unglücklichen Hauser erkauft haben," rief Wild wie wahnsinnig. „Fluch über ihn, Fluch und ewige Verdammniß über ihn, der sich um Gold zum Werkzeuge meines Bruders erniedrigte, der..."

„Fluchen Sie ihm nicht," sagte der Kolonel, dem Steuermann in die Rede fallend, „fluchen Sie ihm nicht. Der Herr hat ihn schrecklich gestraft. Vergeben Sie ihm, Sie wollen ja auch Vergebung! Auch an Ihren Händen klebt Blut... Vergeben Sie dem Mörder Ihrer Frau, ich bitte Sie, Freund, denken Sie an Ihre eigene Seligkeit... Sie wollen, daß der Vater Ihnen den Mord seines Sohnes, und die Tochter den ihres Vaters vergebe?"

Diese Worte, welche der Kolonel mit großem Ernste gesprochen hatte, machten eine günstige Wirkung auf den leidenschaftlichen Mann. Er beruhigte sich, legte die Hand sinnend an sein Haupt und bedeckte seine Augen; darauf erhob er die Hände zum Himmel und antwortete in besänftigtem Tone:

„Aber Kolonel, dieser Mann, dieser Johann Horst hat mich gemartert... in der Wuth tödtete ich ihn, er hatte mich aufs Aeußerste getrieben... aber was hatte meine arme Helene dem Ungarn gethan? was war ihre Schuld?"

„Wild!" begann der Kolonel, „der Herr hat gesagt: Mein ist die Rache und wer Blut vergießt, dessen Blut soll vergossen werden! Und Sie, der sich so schwer versündigt hat, an dessen Händen das Blut des Nebenmenschen klebt, Sie sollten dem Unglücklichen noch fluchen, den bereits die Strafe der rächenden Vorsehung getroffen?"

Wild starrte düster vor sich hin.

„Ich werde ihm nicht fluchen," sagte er endlich, „aber Adam, mein Bruder..."

Der Kolonel hatte Mitleiden mit dem schwergeprüften Manne. Er wollte ihm Genugthuung und Rache verschaffen, ohne den elenden Mörder dem rächenden Schwerte der Gerechtigkeit zu überliefern, ohne den Mörder Adam Smith der Nemesis zu opfern.

Eine halbe Stunde hatten die Männer geschwiegen; Henri Smith von heftigen Gemüthsbewegungen ergriffen; der Kolonel mit hastigen Schritten das Zimmer durchmessend und über die Ausführung seines Planes nachdenkend.

Er nahte endlich seinem Freunde Wild, der am Fenster stand und auf die Straße hinab stierte.

„Setzen Sie sich, Wild!" sprach er.

Der Steuermann gehorchte und der Kolonel nahm ihm gegenüber Platz.

„Lassen Sie mich seine Strafe bestimmen," sprach van Bergen in gehobenem Tone, „lassen Sie mich untersuchen, ob er an dem Tode Ihrer Frau schuldig ist. Das Urtheil, das ich über ihn fällen will, wird schrecklicher sein, als es das Gericht je vermag; er soll nicht durch Henkers Hand sterben, aber....."

„Adam Smith," sagte Hendrik, der unerwartet die

Thüre öffnete und den Kommissionär anmeldete. Ein kalter Schauer überfiel Wild, als er den Namen seines Bruders nennen hörte.

„Entfernen Sie sich jetzt, ich wußte, daß er kommen wird," sagte van Bergen, der den Besuch erwartete. „Warten Sie im nächsten Zimmer, bis Ihre Gegenwart nöthig ist und ich Sie rufen werde."

Der Steuermann erfüllte alsbald den Wunsch.

„Lasse Adam Smith herein kommen," befahl van Bergen seinem Bedienten.

„Hendrik, stelle einen Stuhl mir gegenüber an die andere Seite des Tisches .... ich will dem Spitzbuben ins Antlitz sehen, während ich mit ihm spreche."

Hendrik gehorchte dem Befehle.

Heftig klopfte das Herz Henri Smiths, der jetzt der unsichtbare Zeuge der Unterhaltung seines Bruders mit dem Kolonel sein konnte. Das Ohr fest an die Thüre gedrückt, um kein Wort zu verlieren, harrte er in Hendriks Zimmer.

. . . .

Adam Smith trat ein.

XX.

Van Bergen und Adam Smith.

„Ja!" rief der Kommissionär, nachdem er August van Bergen flüchtig angesehen hatte, „Sie sind es, so ist es doch Wahrheit, Sie sind der Junker van Reijsenburg!" und er bot mit scheinbarer Herzlichkeit dem Kolonel seine Hand.

August zog scheu die seine zurück, als fürchte er, mit der des Mörders in Berührung zu kommen, und

bat Smith, auf dem Stuhle Platz zu nehmen, den Hendrik in Bereitschaft gesetzt hatte.

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind; um Ihretwillen, mein Herr Smith, freut es mich. Haben Sie das Billet aufmerksam gelesen, das ich Ihnen schrieb?"

„Ihnen zu dienen," war die Antwort, „und es hat mir Hoffnung gemacht, daß der Kolonel van Bergen das unangenehme Verhältniß, das zwischen mir und dem Junker van Reissenburg besteht, aufheben werde, um so mehr, da alle meine Hoffnung in dieser Sache durch das Absterben des Baron von Hunter ganz allein auf Ihnen beruht."

„Indem die Sache, mein Herr..."

„Die Zurückgabe des Geldes, das ich Ihnen auf den Wechsel vorschoß, der sich nachher als falsch herausstellte."

„Sie wußten es also vorher nicht?"

„Wie hätte ich je daran denken können," sagte Adam Smith in dem ihm so besonders eigenen, widerlichen Tone, „wenn ich es mit Bürgern zu thun hätte, würde ich, ehe ich auf den Wechsel Geld geliehen, zuvor genaue Untersuchung über seine Aechtheit angestellt haben, aber Edelleute, Söhne berühmter Ahnen, schienen mir über allen Verdacht erhaben, sie hielt ich keines solchen Betrugs fähig, und doch lehrte mich, wie Sie wissen, Herr Kolonel, die Erfahrung, daß ich mich täuschte."

Der Kolonel hatte Mühe, sich zu bezwingen, dem unverschämten Lügner nicht in die Rede zu fallen.

Smith fuhr also fort: „Das Einzige, was ich verlange, ist die auf den Wechsel vorgeschossene Summe, ohne alle Interessen, und ich hoffe, Herr Kolonel, daß Ihnen dieses Verlangen nicht mehr als billig erscheinen werde, und Sie überzeuge, daß ich behandelbarer bin, als Sie sich vielleicht vorgestellt haben."

„Und haben Sie den Wechsel bei sich?"

„Nein, Kolonel, der Wechsel besteht seit dem Tode des Baron von Hunter nicht mehr; ich habe Alles gethan, was mir möglich, um die Sache mit dem Baron abzumachen, allein dieser hat mich unter allerlei Versprechungen am Narrenseile geführt und gezeigt, daß er nichts mehr als ein Betrüger war."

„Lästern Sie die Todten nicht, Adam Smith," rief der Kolonel, „beschimpfen Sie nicht einen Mann, der besser war, als Sie."

„Das kann sein... von Hunter war Baron, von Adel, Abkömmling eines rühmlichen Geschlechtes, das sich auf dem Schlachtfelde, am Hof, im Rathe auszeichnete, der Baron war ein großer Herr, dessen Vorfahren in der Geschichte genannt werden; der Baron war eine vornehme, einflußreiche Person, die Seele der großen Welt, der Gesetzgeber der höheren Kreise, der Fürst der Mode, und ich dagegen bin nur ein Bürger, der Sohn bürgerlicher Aeltern, der sich Alles durch seine Arbeit verschaffen muß, den man nur an der Börse kennt... Aber ich zeigte mich, wie ich wirklich bin. . . Ich suchte nicht, wie der Baron von Hunter durch gemachten Glanz und Schein der Größe und des Reichthumes zu verblenden. Der Baron von Hunter hat, es ist wahr, viele Pracht gezeigt, war aber nicht einmal im Stande, mir das Geld zurückzugeben, das er mir durch List und Betrug abgepreßt hatte. Ich erwarte von Ihnen, Herr Kolonel, daß Sie edler handeln werden. Der Wechsel existirt nicht mehr: sobald ich den Tod des Baron von Hunter vernahm, vernichtete ich das Stück nebst noch anderen Papieren, welche sich auf die bewußte Sache bezogen; ich wollte nicht, daß sie nach meinem Tode gefunden würden, und darum schrieb ich zu den vorgeschossenen Geldern in meine Bücher: an die Armen gegeben. Ich lüge nicht, denn von Hunter, trotz dem Titel eines Baron, trotz dem Glanze, der ihn umgab, war vielleicht ärmer, als der kriechende Schneider und Friseur, die sich tief vor ihm

bückten und vergebens auf die Bezahlung ihrer Rechnungen warteten. Ich wollte nicht, daß der Name des Baron nach meinem Tode dem Hohn und der Verachtung preisgegeben werde, darum vernichtete ich Alles, was dazu führen konnte. Ja, Kolonel, dieß that ich, der stille, vergessene Bürger, unbekannt in der großen Welt; dieses Opfer brachte ich, um den Namen des Edelmannes nicht zu besudeln."

„In der That, wenn Sie das gethan, haben Sie als ehrlicher und rechtschaffener Mann gehandelt," sagte van Bergen, und fügte nach einigen Augenblicken hinzu: „Kennen Sie die Frau Baronin Wittwe van Delden van Ransbergen?"

Es machte aber nicht den Eindruck auf Adam Smith, welchen sich van Bergen von dieser Frage versprochen hatte. Smith ließ nicht die geringste Unruhe blicken, keine Wolke auf seinem Teufelsgesicht, und mit einer weichen, festen Stimme, durch welche selbst ein gewisser Stolz strahlte, antwortete er:

„Ich kenne alle soliden Handlungshäuser, und glaube auch nicht ungünstig bei ihnen bekannt zu sein, alle Händler, Bankiers und Kassiere, mit einem Wort, alle an der Börse bekannten Leute, aber mit dem Adel bin ich nicht bekannt, und die Erfahrung hat mich gelehrt, daß wenn ein Bürger mit dem Adel in Verbindung kommt, der Bürgerliche immer im Nachtheile ist."

„Und wie sind Sie denn bei den Kaufleuten, Mäklern und den andern Leuten bekannt?" fragte van Bergen.

„Ich bin bei ihnen als solcher bekannt, wie ich es zu bleiben wünsche, als ein ehrlicher Mann, treu seinen eingegangenen Verbindlichkeiten und genau in Erfüllung seiner Versprechen."

„Und wenn ich nun sagte, daß Sie ein Spitzbube, ein ehrloser Bösewicht seien?"

„Dann würde Ihnen Niemand glauben," sprach Adam Smith ruhig. „Ein seit Jahren in gutem Klang

stehender Name wird nicht mit einem Male vernichtet, und gar von einem Manne, der seinen wahren Namen unter einem angenommenen verbirgt."

Der Kolonel, dessen Wuth immer höher stieg, hatte sich doch zu bezwingen gewußt; als aber der Kommissionär eine so unverschämte Sprache sich erlaubte, konnte er sich nicht mehr halten.

„Teufel!" rief er in donnerndem Tone, „dazu haben Sie mich gezwungen, Sie sind die Ursache all' des Unheils, das mich trifft, Sie sind die Ursache, daß mein Vater plötzlich starb und mir sterbend fluchte... dafür sollen Sie büßen, Adam Smith! ja, schrecklich büßen... auf dem Schaffote!"

„Auf dem Schaffote!" wiederholte Adam Smith verächtlich lachend. „Sie maßen sich zuviel Recht an, Herr Kolonel! Haben Sie vergessen, daß es nur von mir abhing, Ihren Namen durch richterliches Urtheil zu entehren, denn wenn ich mich nicht betrüge, straft das Recht die Verfertiger falscher Wechsel mit..."

„Aber die Mörder werden mit dem Tode gestraft," fiel van Bergen plötzlich ein, den Kommissionär nicht aussprechen lassend.

Adam Smith erblaßte.

Der Kolonel hatte sich von der Wuth zu weit treiben lassen. Es lag keineswegs in seiner Absicht, dem schändlichen Menschen seine Morde vorzuhalten. Er bemerkte, daß er zu weit gegangen, konnte aber seine Worte nicht zurücknehmen.

Der Kolonel nahm aus seinem Portefeuille ein Papier und hielt es dem Kommissionär vor. Es war die Quittung, welche Adam Smith Mathilden gegeben hatte.

„Sie haben das Geld zurück bekommen, Herr Smith, nebst fünftausend Gulden Interessen und zehntausend Gulden für Ihre Verschwiegenheit... Sie werden doch Ihre eigene Unterschrift nicht verläugnen. Frau von Ransbergen bezahlte Ihnen die Summe."

Adam Smith besah aufmerksam die Quittung drehte sie einige Male in der Hand um und legte sie dann wieder auf den Tisch. Ruhig sprach er:

„Das habe ich nicht geschrieben, die Unterschrift ist nachgemacht, wie auf dem falschen Wechsel, auf den ich das Geld lieh.“

„Großer Gott!“ rief der Kolonel, „wie kann so viel Bosheit in einem Menschen sein und wie ist es möglich, daß Sie noch den Namen eines braven und ehrlichen Mannes tragen können.“

„Sie wissen selbst sehr gut, Kolonel, daß dies Stück falsch, zum wenigsten nicht von mir geschrieben ist. Wenn Sie von der Aechtheit der Unterschrift wären überzeugt gewesen, so würden sie eine so delikate Sache, wie die unsrige, gewiß nicht wieder berührt haben... doch Sie bedienten sich der List und des Betrugs, Sie ließen mich zu sich kommen, um mir die Aechtheit dieser Schrift aufzudringen. Schade ist es, daß Sie nicht sogar noch behaupten, es von dem Baron empfangen zu haben, denn die Todten können nicht zeugen. Aber Sie haben gewonnenes Spiel, Junker van Reijsenburg, denn ich habe die Beweise Ihres Verbrechens vernichtet, und muß deßhalb von allen Verfolgungen abstehen. Ihr gegenwärtiges Betragen zeigt deutlich, daß Sie den falschen Wechsel, den Sie und der andere Edelmann verfertigten, nicht bezahlen wollten. Sie haben gewonnenes Spiel, Herr Kolonel, ich wiederhole es und wünsche Ihnen Glück dazu. Ich kehre jetzt in mein Komptoir zurück, wo die Geschäfte meiner warten, ich bin kein Edelmann, der auf Kosten der Bürger lebt.“

„Sie bleiben hier, nie werden Sie Ihr Komptoir wieder betreten!“ rief van Bergen, bleich vor Wuth.

„Wir spielen Komödie, ha! ha!“ lachte Smith und schauerte zugleich, während er nach der Thüre ging.

„Bleib!"

„Warum soll ich bleiben?"

„Weil ich es Ihnen gebiete."

„Wollen Sie vielleicht bezahlen?"

„Ich will Ihnen Ihren Lohn geben, ich will Sie strafen. Bleib', Verführer der Unschuld!"

„Kolonel!..."

„Betrüger, Heuchler, bleib!"

„Junker van Reissenburg!..."

„Bleibe, Giftmischer, Mörder Carl Hausers! Wie ich Ihnen schrieb, Recht soll Ihnen werden: Leben um Leben, Blut um Blut, das ist gerecht."

„Sie sind wahnsinnig!" rief Adam Smith, dessen Gesicht Marmor glich, während seine Haare zu Berge stiegen. „Sie sind wahnsinnig!"

Mit starker Hand öffnete er die Thüre und wollte das Zimmer verlassen, aber plötzlich stieß ihn Hendrik zurück und hinderte ihn am Ausgange.

„Um Gottes willen, was wollen Sie?" rief Adam Smith, „was haben Sie vor...?"

„Recht soll Ihnen werden, Leben um Leben, Blut um Blut..."

„Wollen Sie mich umbringen, Kolonel.... sprechen Sie doch, wollen Sie mich umbringen?"

August van Bergen schwieg.

„Sprechen Sie doch ein einzig Wort.... Sagen Sie mir, was Sie wollen.... Sie scherzen, nicht wahr? Es ist nur Scherz und nichts Anderes, Sie wissen wohl, daß ich unschuldig bin, daß... Sie wollen mir nur Schrecken einjagen, sprechen Sie doch und treiben Sie den schrecklichen Spaß nicht weiter."

„Adam Smith," sagte van Bergen endlich, nachdem er den alten Spitzbuben geraume Zeit in der peinlichsten Verlegenheit gelassen hatte, „Sie sind einer der größten Bösewichter, die die Erde trägt. Unter dem Scheine eines braven, rechtschaffenen und ehrlichen Mannes, verüben Sie Gräuel, vor welchen selbst die

größten Verbrecher zurückschauern. Wucher und Betrug sind Ihnen nicht fremd, doch Sie wucherten umsichtig, Sie wußten Ihren Betrug und Ihre Prellereien so listig anzulegen, daß der Arm des Gerichtes Sie nicht erreichen konnte. Diejenigen, welchen Sie ihr rechtlich Eigenthum abgewuchert, die Sie betrogen haben, sahen sich dennoch gezwungen, Sie für einen rechtlichen Mann zu halten. Sie sind ein Verführer der Unschuld, ein niedriger Wollüstling, der im Verborgenen die gemeinsten Schandthaten verübt und vor den Augen der Welt die Maske der Frömmigkeit und Zurückgezogenheit aushängt; der es wagt, mit den schändlichen Händen, die in so vieler Verdorbenheit wühlen, das Brod des Abendmahls zu brechen. Sie sind mit mehr Schuld beladen, als der größte Bösewicht, dessen Verbrechen einer verwahrlosten Erziehung, schlechter Gesellschaft und schlechtem Beispiele, dem Umgange mit verdorbenen Menschen entstammen. Ich verabscheue Sie mehr, als den Verbrecher, der sich seiner Bosheit rühmt und selbst seine Gräuel vergrößert. Zu Allem sind Sie im Stande, kein Gräuel ist für Sie zu groß, kein Verbrechen zu schrecklich, Sie sind gefährlicher, als der Straßenräuber, auf dessen Gesicht die Verdorbenheit geschrieben steht; Sie schleichen herum, wie der Tiger in Lämmertracht. Weder durch die Noth gezwungen, noch aus Unkunde haben Sie all' diese Schandthaten verübt; Sie hatten Alles im Ueberfluß.

„Um sich das Eigenthum Ihres Bruders zuzueignen, haben Sie Gift gebraucht, aber Sie haben das tödtende Mittel nicht mit eigener Hand gegeben, die Vorsicht hinderte Sie daran; Sie erkauften mit Ihrem Golde einen Andern, den Sie zum Mörder machten, der ohne Sie gewiß der Tugend treu geblieben! Carl Hauser, der ungarische Doktor, war das Werkzeug, dessen Sie sich bedienten, um das Lebenslicht Helenas, der Gattin Ihres Bruders, auszulöschen. Als der erkaufte Mörder Ihren Willen gethan hatte, besorgten

Sie ihm eine Anstellung als Schiffsdoktor; es war in Ihrem Interesse, daß er das Land verließ, und das Erbe, das Ihrem Bruder zukam, blieb Ihnen. Sie zogen aus dem Unglück des beklagenswürdigen Henri Smith, des Sohnes derselben Eltern, Vortheil; Sie wußten, daß er nimmer in's Vaterland zurückkehren oder Sie vor Gericht fordern würde, und darauf bauten Sie Ihren höllischen Plan. Aber zwei Waisen waren Ihnen noch im Wege, die beiden Kinder Ihres Bruders... Sie sandten sie an einen abgelegenen Ort in Gelderland, wo Sie sie mitleidslos der schlechten Behandlung eines Nichtswürdigen übergaben; die Kinder litten Mangel, während Sie im Genusse des Geldes lebten, das ihnen zukam. Frank, Ihr Neffe, wurde bald der harten Behandlung müde, die ihm Daniel Vos angedeihen ließ; er floh aus der Kostschule, während Clara, Ihre Nichte, auf eine für Sie unbegreifliche Weise verschwand und von einer angesehenen Dame aufgenommen wurde. Dieser Umstand kam Ihnen zu Ohren, Sie fürchteten eine Entdeckung und ließen das Kind stehlen von einem Bösewichte, von David Ram. Hätte Gott nicht über ihr gewacht, was hätte aus der verlassenen Waise werden sollen, die Sie in die tiefste Verdorbenheit sinken ließen, die von Ihnen in einen Kreis von Leuten geworfen wurde, die mit Recht der Auswurf der Menschheit genannt werden? Sie sehen, Adam Smith, ich bin mit Ihrer Lebensgeschichte oder lieber, mit der Reihe Ihrer Verbrechen bekannt. Fallen Sie mir nicht in die Rede. Lassen Sie mich aussprechen. Sie thaten noch mehr, das Maß Ihrer Bosheiten war noch nicht voll. Darauf kam Hauser zurück... Er erkannte Sie als denselben, der ihn unter dem Namen Justus Brand zu einem Morde veranlaßte, er fand in Ihnen denselben Bösewicht, dem er zum Miethling gedient hatte.... Und was haben Sie mit ihm gethan, was ist aus ihm geworden. Antworten Sie mir, Adam Smith! So eben

zwangen Sie mich, Ihnen zu antworten, jetzt frage ich Sie, was ist aus dem unglücklichen Doktor geworden?"

Der Kolonel hielt einen Augenblick inne; er wollte sehen, welche Wirkung seine kräftigen und überzeugenden Worte in dem Gemüthe Adam Smiths hervorbringen würden.

Dieser schwieg... was in seinem Innern vorging, wissen wir nicht, aber der scheinheilige Heuchler und vollendete Meister in der Kunst, seine Gedanken zu verbergen, veränderte sein Gesicht nicht im mindesten, so daß man weder Reue noch Angst bemerken konnte.

Der Kolonel fuhr also fort:

„Sie schweigen, Sie weigern sich, zu sprechen! Nun denn, so werde ich es Ihnen sagen, Sie haben ihn ermordet, Sie gaben ihm Wein zu trinken, der mit einem Schlafmittel vermischt war, er wurde dadurch betäubt, den Bewußtlosen haben Sie in Ihr Schlafzimmer geschleppt, um ihn dort mit Kohlendampf zu ermorden... und nicht ferne von Ihrer Wohnung haben Sie den entseelten Leichnam in das Wasser geworfen!... Mörder, sehen Sie mich an, das Maß Ihrer Greuel ist voll, die Stunde der Vergeltung hat geschlagen!"

Das war zuviel. Diese Worte trafen wie ein Donnerschlag die Ohren des Kommissionärs. Jetzt fehlte ihm die nöthige Selbstbeherrschung, um gelassen zu bleiben.

„Lügen, nichts als Lügen!" rief er, während seine bleichen Wangen sich dunkelroth färbten, „nichts als Lügen! Helena ist nicht am Gift gestorben, die Auszehrung hat ihrem Leben ein Ende gemacht, Frank und Clara starben auf der Kostschule, ich habe die Beweise ihres Todes in Händen."

„Die Beweise sind falsch!" rief van Bergen, „und der ungarische Doktor... Carl Hauser...?"

„Ich habe ihm Geld für meinen Bruder gegeben... was geht es mich an, was aus ihm geworden ist!"

Und der Heuchler heuchelte wieder mit großer Fertigkeit und Kunst.

„Adam Smith, suchen Sie sich nicht zu entschuldigen, bekennen Sie, oder ich liefere Sie dem Gerichte aus."

„Thun Sie das! Thun Sie das! Das Gericht wird mich freisprechen, denn ich bin unschuldig. Welche Zeugen könnten Sie für alle Ihre Beschuldigungen beibringen?"

Van Bergen ergriff die silberne Glocke und läutete.

In demselben Augenblicke trat der Steuermann Wild ein.

XXI.

Die zwei Brüder.

Das Gesicht Adam Smiths, seinen Schrecken zu schildern, als er so unerwartet seinen Bruder vor sich sah, ist nicht leicht möglich.

Ebenso zeigten die Gesichtszüge des leidenschaftlich hereinstürmenden Henri Smith eine schreckliche Mischung von Verlangen, Hoffnung, ununterdrückbarem Familiengefühl und zugleich von Wuth und Rache. Bewegungslos blieb er stehen, als er den Kommissionär sah. Einige Augenblicke hatte er nöthig, um zu sich selbst zu kommen, ehe er sich im Stande fühlte, zu sprechen.

Mit einer Stimme, die vor Bewegung bebte, sagte er: „Adam, kennst Du mich nicht?"

„Henri!" rief der Mörder.

Es schien, als ob der Anblick seines Bruders ihn erschreckt habe, aber der Schrecken dauerte nur kurz.

„Adam, was hast Du mit Helena gethan?“

Der Gefragte antwortete nicht. Henri wiederholte seine Frage mit Nachdruck.

Mit wunderbarer und beinahe unglaublicher Ruhe sagte er:

„Du wagst es, hieher zu kommen, während ein Wort von mir Dich an den Galgen bringen kann!“

„Aber Sie sollen dies Wort nicht mehr aussprechen,“ sagte van Bergen plötzlich, „Sie werden hier sterben!“

„Sterben!“ rief Adam Smith, „sterben!...“

„Aber nicht unverhört,“ fuhr van Bergen fort, „nicht, ehe ich Sie überzeugt haben werde, daß Sie des Lebens unwürdig sind. Ich habe Sie einen Betrüger genannt, und werde das beweisen... Sie sind an der Falschheit der Beweise mit schuldig, Sie sandten Ihrem Bruder einen Auszug aus dem Todtenregister, um ihm das Ableben seiner Kinder glauben zu machen... die Schrift war falsch... Frank und Clara leben noch!“

„Ja, sie leben... dem Herrn sei gedankt!“ rief Henri in der Begeisterung aus, „ich habe sie gesehen, ich habe sie wiedergefunden... das Stück war falsch! Frank und Clara leben!“

Adam schwieg und starrte vor sich hin.

„Ich nannte Sie einen Mörder, den Mörder Helena's, der Gattin Ihres Bruders,“ sprach nun der Kolonel im selben eindrücklichen Tone. „Kennen Sie diese Unterschrift?“ und er hielt den Brief Carl Hausers dem Elenden vor. „In diesem Briefe beschuldigt er Sie, durch List und Gold ihn gezwungen zu haben, Helena zu vergiften. Ich nannte Sie den Mörder Carl Hausers und bewies Ihnen dann auch, daß ich mit der Art des Mordes bekannt war: ich habe einen Zeugen dafür.“

Er ergriff wieder die Glocke.

Van Zweeden trat ein.

„Erzählen Sie Alles, van Zweeden, wie Sie es uns gestern Abend erzählten, ohne Umwege und der Wahrheit gemäß.“

Nicht ohne Schauer begann der Kommis des Kommissionärs seine Erzählung und kaum hatte er geendigt, als Adam Smith aufsprang und laut schrie, mit einer Stimme, die durch das Zimmer in die angrenzenden Gemächer tönte, während er mit geballter Faust heftig auf den Tisch schlug:

„Ihr seid Betrüger, die es auf mein Verderben abgesehen haben!“ Eiligst lief er nach der Thüre, um zu entweichen... aber er fand sie geschlossen!

„Adam Smith,“ rief van Bergen, „Sie sind in meiner Macht, Widerstand kann Ihnen nichts helfen, die Stunde der Vergeltung hat geschlagen, Sie sind schuldig, was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung zu sagen?“

Der Schuldige schwieg.

„Nichts, kein einzig Wort! Sie sind also gleich gestimmt... Hendrik!“ rief der Kolonel und der Bediente erschien.

„Meine Pistolen!“ befahl er.

Hendrik gehorchte.

„Lade eine hier,“ gebot der Kolonel.

„Um Gotteswillen, was wollen Sie thun?“ rief Henri Smith, „Kolonel!... Denken Sie!...“

„Ich will Sie, mein Freund, vor der Schande bewahren, ich will nicht, daß Ihr Bruder von Henkers Hand sterbe.“

„Sie haben kein Recht, mich zu strafen,“ polterte Adam Smith, plötzlich aus seiner Betäubung erwachend, „wenn ich schuldig bin, wird das Gericht mich zu strafen wissen.“

„Das Gericht würde Sie zum Tode verurtheilen, von Henkershand sterben lassen... wollen Sie das Urtheil des Gerichts über Ihre That anrufen?“

„Ich fürchte das Urtheil nicht, ich bin unschuldig, ich bin mir keines Verbrechens bewußt, das ich je verübt hätte... Lassen Sie mich gehen... Machen Sie den Richter mit den Verbrechen bekannt, die ich verübt haben sollte, und fügen Sie noch mehr hinzu, wenn es Ihnen beliebt... aber jetzt lassen Sie mich gehen... wenn der Richter mich verlangt, werde ich kommen.“

„Sie ungerächt und frei gehen lassen!“ sprach der Kolonel in ironischem Tone. „Dann müßten wir den Kommissionär, den braven Mann nicht kennen... Nein, Sie würden fliehen, ehe der Arm der Gerechtigkeit Sie treffen könnte, und Sie würden der Strafe entrinnen, die Sie so oft verdient haben... Bekennen Sie! es ist das einzige Mittel, Mörder, das Ihre Strafe mildern kann, bekennen Sie, Adam Smith, bekennen Sie!“

„Ich bin unschuldig!“

„Sehen Sie hinter sich und sagen Sie noch, daß Sie unschuldig seien,“ rief der Kolonel und im selben Augenblick öffnete Hendrik die Flügelthüre, die den Zugang zum hinteren Zimmer verschafften.

Schreckliches Schauspiel! In jenem Zimmer, auf einem Tische, mit einem weißen Teppiche bedeckt, lag die Leiche des ungarischen Doktors, in ein Laken gewickelt, während zwei Kerzen so gestellt waren, daß sie nur das Antlitz des Todten beschienen und alles Uebrige im Dunkeln ließen.

Das Haupt des unglücklichen Hauser lag etwas höher als der übrige Theil des Körpers; die marmorartige Bläſſe des Gesichtes wurde schrecklich gehoben durch den schwarzen Bart und das Haar von derselben Farbe, welches unordentlich niederhing, während die des Glanzes beraubten Augen des Mörders ihn anzustarren schienen.

Adam Smith gewahrte die Leiche... Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sprang er auf:

„Großer Gott, was habe ich gethan!“ rief er und verbarg sein Gesicht mit beiden Händen.

„Stehen Sie auf und folgen Sie mir," befahl August van Bergen, „legen Sie Ihre Hand auf das Herz des Todten und schwören Sie dann, daß Sie an dem Tode unschuldig sind."

„Ich werde bekennen," rief der Mörder, in dessen Gesichtszügen eine schreckliche Veränderung vorging. „Aber nehmen Sie die Leiche weg, ich will sie nicht sehen, der Anblick würde mich tödten . . . Gnade, Erbarmung! . . . ich habe ihn ermordet. . . ."

Und convulsivisch fiel er zu den Füßen des Kolonel.

„Steh' auf, Elender, bitte um Vergebung bei Gott; nicht bei mir." Darauf sich zu deu Anwesenden wendend, fuhr er in feierlichem Tone fort: „Sie Alle waren Zeugen, daß er bekannte, der Mörder zu sein."

Auf einen Wink des Kolonel wurden die Thüren wieder geschlossen, und die tiefste Stille herrschte für einige Augenblicke in dem Zimmer.

Der Kolonel hatte, als er wußte, wo die Leiche des Doktors zu finden war, am frühen Morgen das unglückliche Opfer aus der Gracht holen lassen.

„Adam Smith, Mörder! hören Sie," sagte darauf van Bergen in eindringlichem Tone, „Sie haben jetzt erklärt, den abscheulichen Mord verübt zu haben. Bekennen Sie auch, an dem Morde der Gattin Ihres Bruders schuldig zu sein! bekennen Sie durch Erkaufung Hausers, die Lebenstage der unglücklichen Helena verkürzt zu haben . . . Bekennen Sie! denn Sie müssen wissen, daß ein Zeichen von mir genug ist, um Sie durch Gerichtsdiener in den Kerker abführen zu lassen, den Sie nie wieder verlassen werden, als zur Anhörung des richterlichen Todes-Urtheils . . . Sind Sie an Helenas Tode schuldig?"

Adam Smith nickte mehreremals bejahend mit dem Kopfe, aber seine Zunge weigerte ihm jeden Dienst — er stand wie zernichtet von der Größe seiner Schuld.

„Es steht jetzt in meiner Macht, Sie dem Gerichte auszuliefern und was dann Ihr Loos sein wird, brauche ich Ihnen nicht zu sagen ... auf dem Schaffote, am Galgen werden Sie Ihr Leben endigen, ein Leben, das aus einer Reihe von Verbrechen besteht! Niemand wird Mitleiden mit Ihnen fühlen, man wird Sie verfluchen, statt Sie zu beklagen, Sie, der allgemein geachtete, überall geehrte Mann, werden auf dem Armesünderbänkchen Platz nehmen; wohin auch Ihr Auge sich im ganzen Gerichtssaale wenden mag, nirgends werden Sie einem Blicke des Mitleidens begegnen, aller Augen werden mit Verachtung auf Sie sehen, auf jedem Gesichte werden Sie Abscheu lesen und ein allgemeines Jauchzen wird erschallen, wenn Ihre Verurtheilung ausgesprochen wird! Mit Schmach und Schande werden Sie zur Grube fahren und Niemand wird Ihren Namen mehr nennen, oder nur, um das Beispiel eines der größten Bösewichter anzuführen. Dieß ist das Loos, das Sie trifft, wenn Sie in die Arme des Gerichtes fallen!

„Ich habe Mitleiden mit Ihnen," fuhr der Kolonel fort, nachdem er einige Augenblicke das tiefste Stillschweigen beobachtet hatte, „obwohl Sie dessen ganz unwürdig sind. Ich will den Hohn, der Sie treffen würde, die Schande und die Verachtung, der Sie anheim fielen, wenn ich Sie dem Gerichte übergäbe, ich will Ihnen dieß Alles ersparen, — Sie sollen sterben, aber nicht durch Henkershände, nicht auf dem Schaffot. Ihre Gräuel sollen mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt bleiben und die Art Ihres Todes wird Niemand erfahren! Sie müssen gestehen, daß ich mehr Mitleiden habe, als Sie verdienen, daß mein Urtheil gerecht ist."

„Sterben ... sterben! ..." murmelte Adam Smith, „und wann ...?"

„Noch heute, hier ist Schreibegeräth, Sie werden in wenigen Worten schreiben, daß Sie des Lebens

müde, demselben mit eigener Hand ein Ende gemacht ... Wenn Sie damit fertig sind, gebe ich Ihnen eine Stunde Zeit, um sich mit Gott zu versöhnen. — Dann werden Sie mit mir den Wagen besteigen und außerhalb der Muiterpoort werden wir halten und damit der Gedanke an den Selbstmord Ihr schon so beschwertes Gewissen nicht noch mehr ängstige, wird Ihnen mein Bedienter das Pistol vor die Brust halten und ... ein Fingerdruck und es ist gethan. Den von Ihnen geschriebenen Brief wird man bei Ihnen finden, damit es scheint, Sie hätten durch Selbstmord Ihrem Leben ein Ende gemacht!"

„Aber das ist schrecklich!" rief Adam Smith verzweiflungsvoll die Hände ringend.

„Es ist ein gerechtes Urtheil, Leben um Leben, Blut um Blut ... diese Strafe wird Ihr Andenken nicht besudeln! Nun denn, schreiben Sie, Sie hatten ja den Muth, Andere zu ermorden, sollte Ihnen die Geisteskraft mangeln, an sich selbst die Hand zu legen? Beeilen Sie sich, die Zeit fliegt, denken Sie an die wichtige Sache, die Ihrer wartet ..."

„Sterben ... nein, das kann ich noch nicht ... Kolonel, haben Sie Mitleiden, um Gotteswillen, Erbarmung! lassen Sie mich leben ... leben ... mehr verlange ich nicht!"

„Sie haben das Leben verwirkt, nur eine Stunde bleibt Ihnen," sprach der Kolonel, immer ernster werdend. „Eine Stunde fliegt hastig vorbei, suchen Sie sich mit Gott zu versöhnen, in einer Stunde komme ich wieder. Hendrik Du bleibst hier und sorgst dafür, daß er nicht entkommt. Kommt, meine Freunde, folgen Sie mir!"

August van Bergen, von Henri Smith und van Zweeden gefolgt, verließ das Zimmer.

Unbeweglich, als hätten ihn die Lebensgeister schon verlassen, saß der Mörder vor dem Tische, auf welchen die Schreibgeräthschaften standen. Hendrik ging auf

dem weichen Teppiche auf und ab, mit welchem der Boden bedeckt war, daß man die Tritte nicht hörte.

So saß er geraume Zeit, als er plötzlich aufsprang und Hendrik nahte:

„Freund!“ sprach er diesen an.

„Ich bin Ihr Freund nicht,“ antwortete der alte Bediente in seinem gewöhnlichen barschen Tone, „ich will nicht der Freund eines Mörders sein. Nennen Sie mich Hendrik, wenn Sie mir Etwas zu sagen haben, sonst werde ich Ihnen nicht Rede und Antwort stehen.“

„Nun denn, Hendrik, werden Sie thun, was der Kolonel sagt?“ fragte Smith.

Der Bediente nickte bejahend.

„Werden Sie mich umbringen?“

„Der Kolonel befiehlt es, zuerst habe ich seinem Vater gedient, und jetzt diene ich ihm bereits mehr als achtzehn Jahre, noch nie habe ich mich seinen Befehlen widersetzt und werde es auch heute nicht thun!“

„Aber Sie dürfen es nicht thun; wenn es entdeckt würde und es muß entdeckt werden, wird man Sie dafür strafen und mit dem Tode werden Sie Ihren Gehorsam büßen.“

„Der Kolonel befiehlt und ich muß gehorchen, die Folgen hat er zu verantworten.“

„Und mein Tod wird Ihr Gewissen drücken, Hendrik! . . . O Sie können sich das schreckliche Gefühl eines Mörders nicht vorstellen.“

„Ich bin kein Mörder, ich morde nicht, ich strafe nur und bin das Werkzeug, der Kolonel ist der Thäter, er ist mein Herr und ihm muß ich gehorchen.“

Adam Smith sank wieder auf seinen Stuhl zurück.

„Wohlan, mein Herr,“ sagte Hendrik, „seien Sie nicht so furchtsam, sterben Sie muthig, schreiben Sie, was der Kolonel befohlen hat und betragen Sie sich, wie es einem Manne geziemt . . . Wer den Tod fürchtet, ist des Namens Mann nicht werth.“

Smith antwortete nicht. Der kalte Schweiß perlte auf seinem Angesicht; seine Hände zitterten, seine Kniee wankten, die Furcht vor dem Tode hatte seine Glieder gelähmt.

„Hendrik!“ rief er plötzlich, als steige ihm ein guter Gedanke auf, „haben Sie den Schlüssel zu der Thüre?“

Hendrik nahm den Schlüssel aus der Tasche und zeigte ihn dem Fragenden.

„Hendrik!“ sagte nun der Kommissionär, „ich bin reich, sehr reich und werde Sie auch reich machen! Oeffnen Sie mir die Thüre und lassen Sie mich fliehen, ich will Ihnen den vierten Theil meines Besitzes geben. Seien Sie klug, Hendrik! welchen Vortheil kann Ihnen mein Tod bringen . . . keinen! Mein Leben dagegen kann Sie reich machen und möchte der Kolonel Sie auch belohnen, er kann Ihnen nicht soviel geben, als ich, denn er besitzt nicht soviel, ist nicht so reich, als ich bin.“

„Wären Sie mein Herr, Sie hätten nur zu befehlen . . . und augenblicklich und blindlings würde ich Ihnen gehorchen. Jetzt, da Sie mir nichts gebieten können, bin ich Ihnen auch keinen Gehorsam schuldig.“

„Ich begreife Sie, Hendrik, Sie trauen mir nicht, öffnen Sie mir die Thüre, gehen Sie mit mir nach meinem Komptoir und ich werde Ihnen die zugesagte Belohnung geben; Sie haben nur zu befehlen und augenblicklich werde ich Sie bezahlen. Ich kann Sie nicht betrügen und wollte ich es auch, Sie haben mich ganz in Ihrer Macht . . . mit einem Worte können Sie mich zwingen. Sie dürfen nur rufen: haltet den Mörder! und Sie finden augenblicklich hundert Arme bereit, mich zu greifen. Jeder wünscht reich zu werden und das werde ich Sie machen; Sie werden alt, guter Hendrik und wie Sie wissen, ist Armuth oder wenigstens Beschränkung das Loos eines alten Bedien-

ten . . . Nun, das Geld, das ich Ihnen geben werde, soll Sie in den Stand setzen, Ihre Tage im Ueberfluß zu verleben und denken Sie dabei an den Vortheil, daß Sie nicht nöthig haben werden, Jemand nach den Augen zu sehen! . . . komm' Hendrik, schnell! die Zeit verfliegt, nicht gezögert, bald ist er zurück und dann ist es gethan!"

„Nein," sagte Hendrik standhaft, „als ein treuer Diener bin ich alt geworden und will meine grauen Haare nicht mit Untreue gegen meinen Herrn besudeln, und gäben Sie mir so viel Tausende, als Tage im Jahre sind, ich würde mich doch weigern; der Diener muß thun, was sein Herr von ihm verlangt und nichts anderes!"

„Aber der Kolonel verlangt etwas Abscheuliches von Ihnen, eine Gräuelthat, einen Mord."

„Ohne Widerrede muß ich gehorchen, es ist meine Pflicht. Hat der Kolonel mir einen ungerechten Befehl gegeben, so mag er sich dafür verantworten; die Thaten, die ich auf seinen Befehl hin verrichte, sind die Seinen. Und halten wir uns jetzt nicht länger mit eitler Rede auf. Die Augenblicke, die Ihnen noch zu leben übrig bleiben, sind kostbar, hören Sie also auf, mich zu bestürmen."

„Hendrik!" rief Adam Smith, „zum letzten Male, retten Sie mich, ich will mich bessern, ein ehrliches und sittliches Leben führen, ich will Alles gut machen, was ich fehlte..."

„Darauf hin will ich Sie retten!"

„Sie wollten?..."

„Ja.... machen Sie die Todten wieder lebend!" sagte Hendrik mit spöttischem Lächeln.

„Das kann ich nicht," erwiederte der getäuschte Betrüger in düsterem Tone, „Sie wissen wohl, Hendrik, daß es unmöglich ist, aber ich werde den Armen wohl thun, denen, die ich betrogen, das Doppelte

wieder geben. Um Gottes willen, braver Mann, haben Sie Mitleiden mit mir."

Smith warf sich vor dem alten Bedienten nieder und hielt krampfhaft seine Kniee umschlossen.

„Stehen Sie auf, mein Herr, schämen Sie sich über Ihre niedrige Gesinnung, vor einem Diener zu knieen! Stehen Sie auf! Gott kann Ihre Seele retten, Ihr Leib ist dem Tode verfallen!"

„Sie müssen!" rief Smith, der jetzt in Wuth ausbrach und heftig mit der Faust auf den Tisch schlug, welchem er wieder nahte. „Sie müssen! Sind meine Bitten fruchtlos, dann wird Gewalt mir den Ausweg bahnen, ich werde meine Stimme so laut als möglich erheben, daß sie durch das ganze Gebäude gehört werde und man wird mir zu Hülfe kommen," und die That dem Vorsatz augenblicklich folgen lassend, schrie er so laut er konnte: „Mord! Mord!" und wie ein wüthender Tiger sprang er auf Hendrik los, der die Pistole ergriff, auf den Elenden anlegte und ihm zurief:

„Noch einen einzigen Schrei, noch einen Schritt vorwärts und ich schieße Sie nieder!"

Die Thüre wurde geöffnet... August van Bergen, Henri Smith und van Zweeden traten ein. —

XXII.

Das Urtheil.

„Sind Sie bereit?" sagte der Kolonel langsam und feierlich, „die Stunde ist vorüber..... die Zeit ist da!"

„Bereit, nein.... ich bin nicht bereit... die Zeit ist zu kurz...“

„Und Sie haben noch nichts geschrieben?...“

„Nein, nein, geben Sie mir Zeit bis morgen... bis übermorgen, und Alles wird bereit sein...“

„Nimm das Papier und die Dinte weg, Hendrik,“ gebot van Bergen. „Sie weigern sich zu schreiben, Smith, nun das macht keine Veränderung in der Sache.... Kommen Sie, Herr Smith, zeigen Sie, daß Sie ein Mann sind und den Tod nicht fürchten!“

In diesem Augenblicke hörte man eine Kutsche nahen und vor der Thüre halten.

„Mein Wagen wartet! Hendrik wird die Pferde leiten, niemand soll je ein Wort vernehmen von dem, was vorgefallen ist, wohlan denn, nicht länger gezögert... oder ich gebe meine Anklage ein. Nehmen Sie Abschied von Ihrem Bruder, Sie werden ihn nie wieder sehen.“

„Gnade! Gnade!“ bat der Unglückliche, während er auf den Knieen durch das Gemach kroch und seine Hände flehend zu van Bergen erhob, und dann wieder seine Bitten an seinen Bruder und van Zweeden richtete.

„Gnade! Gnade, Kolonel!... um Gottes Willen, Henri, um Gottes Willen Vergebung für das, was ich an Dir und Deinen Kindern that..... Sprich für mich bei dem Kolonel.... Dein Einfluß auf ihn ist groß, sehr groß! Auch Sie, van Zweeden, Sie wissen es, ich habe Sie immer vor Armuth bewahrt... haben Sie Mitleiden mit mir.... lassen Sie mich nicht sterben!.... Sterben.... br.... der Tod!....“ Und krampfhaft fiel er nieder.

Van Zweeden wandte sich ab; seine Augen standen voll Thränen.

„Um's Himmels willen, Kolonel, haben Sie Mitleiden mit dem Unglücklichen.....“ sagte der Bruder des Mörders, „ich bitte Sie, schonen Sie sein Leben.“

„Hatte er Mitleiden mit Ihrer Helena, mein Freund! Hatte er Mitleiden mit dem ungarischen Doktor? — Hendrik, binde ihm ein Tuch vor den Mund, der Elende möchte sich durch sein Rufen selbst auf das Schaffot bringen, nur um sein Leben einige Tage zu fristen."

„Ich werde es nicht dulden!" rief jetzt Henri Smith. „Er ist mein Bruder... Was er gegen mich gethan, ich vergebe es ihm! Sie haben kein Recht, ihn zu tödten!" und die Stimme der Bruderliebe erhob sich laut in dem Gemüthe des aufgeregten Henri.

„Bedenken Sie," sagte der Kolonel, „daß ich ihn nicht zur Strafe des Beiles bringe, wollen Sie denn, daß Ihr Bruder auf dem Schaffot sterbe?"

„Lassen Sie ihn frei," rief Henri, „lassen Sie die Reue seine Strafe sein, gegen mich hat er gesündigt, nicht gegen Sie, ich will darum sein Richter sein und mein Urtheil spricht ihn frei."

„Ja, ja! lassen Sie ihn meinen Richter sein, ihn meinen Bruder!" rief Adam Smith, der wieder auflebte, als er diese Worte hörte. „Lassen Sie ihn meinen Richter sein, ihn das Urtheil sprechen!... Ich habe seine Frau ermordet... mich treulos gegen seine Kinder betragen... Henri, sprich, bestimme meine Strafe, Du bist mein Bruder und wirst mitleidiger sein."

„Adam!" sprach nun Henri mit unterdrückter Stimme zu seinem Bruder, „Adam, verlasse dies Land, schweife in fernen Orten, suche durch Buße Gottes Gnade zu erwerben! . . . ich spreche Dich frei!"

„Und ich verurtheile ihn!" sagte der Kolonel, unmittelbar folgend, und darauf Henri ernst ansehend, sprach er zu diesem: „Henri Smith, bedenken Sie, daß es mich keine Mühe kosten wird, eben so wohl den Mörder Johann Horsts zu verfolgen, wie ich es jetzt mit dem Mörder Helenas und Carl Hausers thue. Das Leben Ihres Bruders ist in meiner Macht... aber auch das Ihre! Henri Smith, bedenken Sie wohl!"

In barschem Tone befahl er seinem Diener, zu thun, was er bereits befohlen habe.

Der Bediente näherte sich mit dem Tuche.

Vergebens suchte der Mörder mit der Kraft der Verzweiflung sich zu vertheidigen; er unterlag den starken Armen des Bedienten des Kolonels.

Hendrik war noch mit seinem Auftrage beschäftigt, als van Bergen dem Kommissionär nahte und ihn fragte:

„Adam Smith, wollen Sie leben?"

„Leben!" rief der Unglückliche, „Leben!..."

„Leben um jeden Preis, unter jeder Bedingung, die ich Ihnen vorschreibe?"

„Leben!" wiederholte Adam Smith, „nehmen Sie mir Alles, was ich habe, lassen Sie mich bettelnd mein Brod suchen, erniedrigen Sie mich, wie Sie wollen, aber lassen Sie mich leben, um jeden Preis!"

„So leben Sie! Stehen Sie auf, Adam Smith, und hören Sie meine Bedingung!"

„Edelmüthiger Mann!" rief Henri, dessen Herz in diesem Augenblicke von einer drückenden Last frei wurde, „haben Sie Dank für das Leben meines Bruders!"

„Aus freiem Willen thue ich jetzt, wozu Sie mich mit Gewalt zwingen wollten," antwortete van Bergen.

Der Kolonel richtete jetzt das Wort an Adam Smith und sprach also zu ihm:

„Sagen Sie mir, wie groß Ihr Vermögen ist, Bedenken Sie sich aber wohl, ehe Sie auf meine Frage antworten, denn die geringste Unwahrheit, die Sie sich erlauben, liefert Sie dem Scharfrichter aus. Ich gebe jetzt das letzte Mittel zum Leben, suchen Sie mich nicht zu täuschen, oder ich schwöre Ihnen, daß Ihr Tod beschlossen ist... und nun antworten Sie mir!"

„Herr Kolonel! ich will aufrichtig und der Wahrheit gemäß alle meine Besitzthümer angeben. Obwohl ich nicht weiß, wozu Sie danach fragen, leiste ich Ihnen doch gern Gehorsam für die Gnade, die Sie mir angedeihen lassen. Ich besitze an Ländereien und Pacht-

höfen ungefähr zweimal hunderttausend Gulden; die Häuser, Gewölbe und andere Besitzungen, welche mir in dieser Stadt gehören, sind ungefähr dieselbe Summe werth, während der Betrag der Gelder, welche ich für die Hypothek verschiedener Besitzungen vorgeschossen, sammt den Schuldbriefen, die ich habe, auf eine Tonne Goldes geschätzt werden können."

Mit Staunen hatte der Kolonel diese Worte vernommen, so reich hatte er ihn nicht geschätzt. Auch die Uebrigen, welche diese Erklärung anhörten, hatten sich nicht vorgestellt, daß Adam Smith so viel Schätze besäße.

„Das ist ungefähr eine halbe Million," sagte van Bergen, „und ist das Alles? Bedenken Sie wohl, Ihr Leben hängt davon ab."

„Ja, das ist Alles," erwiederte Adam Smith, „das Leben ist mir mehr werth, als daß ich es für eine Unwahrheit verlieren möchte."

Der Kolonel wollte antworten, wurde aber durch Hendrik gehindert, welcher von van Bergen weggeschickt worden war, nachdem er dem Kommissionär das Leben zu schenken versprochen hatte, und jetzt eintrat und anzeigte:

„Der Notar und seine Zeugen sind da."

„Lasse sie hereinkommen," befahl van Bergen, und sich darauf zu Adam wendend, sagte er: „Erinnern Sie sich, daß Sie das Leben um jeden Preis wollten — wählen Sie noch!"

„Nein, ich will leben — um jeden Preis."

Der Notar trat ein.

„Ich werde hier das Wort für Sie führen, Herr Smith?" fragte August van Bergen, den Kommissionär bedeutsam ansehend.

Dieser nickte bejahend.

„Nun denn," sagte der Kolonel, sich zu dem Notar wendend, „der Herr Smith hat sich vorgenommen, seine Geschäfte aufzugeben und seine übrigen Tage in

Ruhe zuzubringen, wünscht nun einen Theil seines Vermögens herzuschenken, und ersucht Sie, die nöthigen Schriften zu fertigen. Da es von Interesse ist, daß es bald geschehe, wo möglich noch diesen Morgen, so erkläre ich Ihnen im Namen des Herrn Smith, daß es ihm höchst angenehm sein wird, wenn Sie diese Sache heute noch in Ordnung bringen. Haben Sie die nöthigen Papiere bei sich, Herr Smith?"

„Nein, Kolonel."

„Ich glaubte, Sie hätten das Nöthige schon bei sich... doch wenn Sie wollen, mein Wagen steht vor der Thüre..."

„Mit Vergnügen will ich sie holen," erbot sich Adam Smith, der in den Blicken des Kolonel gewahrte, daß er solches begehrte. Van Bergen gab seinem Bedienten ein Zeichen, und dieser folgte dem Kommissionär.

* *
*

Adam Smith kam bald zurück, eine große, seidene Brieftasche bei sich tragend.

Es dauerte nicht lange, so war der Notar bereit.

Darauf gab der Kolonel dem Notar Folgendes in die Feder:

„Der Herr Adam Smith begibt sich seiner Ländereien, Pachthöfe, Häuser und aller unbeweglichen Güter zum Nutzen der beiden Kinder seines vermißten und vermuthlich verstorbenen Bruders, Henri Smith, welche Güter unter Clara Smith und Frank Smith gleichmäßig vertheilt werden. Das ist doch Ihre Meinung, Herr Smith?"

Ein zustimmendes Kopfnicken, war die Antwort... Er behielt ja noch eine Tonne Goldes übrig.

„Belieben Sie dem Herrn Notar die Beweise Ihres Eigenthums zu übergeben, Herr Smith."

Mechanisch gehorchte dieser.

„Schreiben Sie weiter, Herr Notar," sagte August

van Bergen, „der Herr Adam Smith übergibt seinen Handel mit in- und ausländischen Gütern, den er bisher unter der Firma: Remmers und Comp. betrieben hatte, dem Herrn Petrus van Zweeden, in genanntem Handel eine Summe von zwanzigtausend Gulden belassend, zum Behufe des Herrn Petrus van Zweeden, um den seit so vielen Jahren rühmlichst betriebenen Handel auf gutem Fuße fortsetzen zu können, welche Summe von zwanzigtausend Gulden dem Herrn Petrus van Zweeden ausbezahlt werden soll, als Belohnung für seine vieljährigen, getreuen Dienste, welche er der genannten Firma geleistet. — Ich glaube jetzt, die Sache zur Zufriedenheit auseinandergesetzt zu haben," fuhr der Kolonel fort, das Wort an Adam richtend, während der Notar die Akte schrieb, welche dieser dann vorlas und Smith zur Unterzeichnung überreichte.

Es schimmerte dem Mörder vor den Augen, als er das Papier vor sich liegen sah... das Papier, in welchem er etwas erklärte, sich zu etwas verbindlich machte, das so ganz seinen Absichten zuwider lief, wobei er sich selbst der Güter und Schätze beraubte. Mit zitternden Fingern tauchte er die Feder ein... er schien zu zögern. Zufällig schlug er die Augen auf, seine Blicke begegneten denen des Kolonel... und Smith unterzeichnete eine Schrift, die ihn des größten Theils seines Vermögens beraubte, zu dessen Sammlung er Betrug, Verbrechen und Mord verübt hatte.

„Der Ehekontrakt, den der Herr Adam Smith ausfertigen lassen will, kann bis morgen besorgt werden, da der Herr Smith die Summe noch nicht bestimmt hat für die Ehepakte, zum Behufe seiner Frau."

Adam Smith sah verwundert nach dem Kolonel auf, der diese Worte zum Notar gesagt hatte: Ein Ehekontrakt! Wer hatte daran gedacht! Er war wie aus den Wolken gefallen und doch durfte er den Mund nicht öffnen, um nach der Aufhellung dieses Räthsels zu fragen.

Der Kolonel freute sich der Ungewißheit, in welcher sich der Mann befand, den er jetzt so ganz entmaskt hatte.

„Nicht wahr, mein Herr," sagte der Kolonel, „morgen ist noch Zeit genug zu einem Heirathskontrakt?"

„Ja, Kolonel, morgen!" erwiederte Smith, ohne beinahe selbst zu wissen, was er sagte.

Der Notar hatte seine Sache vollbracht, grüßte die Gesellschaft und verließ das Zimmer. Dann wandte sich August van Bergen zu Henri Smith und van Zweeden.

„Sind Sie zufrieden?" fragte er.

„Sie haben meine Kinder glücklich gemacht," rief der Erste aus, während er dankbar die Hände des Kolonels ergriff.

„Und mein Glück begründet, wie soll ich Ihnen meinen Dank bezeugen?"

„Indem Sie wie ein ehrlicher Mann leben, von dem Trinken abstehen. Gehen Sie nun Beide, ich habe noch andere Dinge zu thun. Leben Sie wohl, morgen werden wir einander wieder sehen."

Als van Zweeden und Henri Smith das Zimmer verlassen hatten, ließ der Kolonel Wein bringen und als der Trank auf dem Tische stand, sagte er zu seinem getreuen Hendrik:

„Schenke die Gläser voll! — Smith, trinken Sie ein Glas Wein, das wird Ihnen Kraft geben, das anzuhören, was ich Ihnen ferner zu sagen habe."

Adam erhob den Becher, doch kaum hatte er mit dem Inhalte seine Lippen befeuchtet, als er ihn wieder so rasch zurückzog, daß ihm das herrliche Getränke über die Hände strömte.

„Ha," rief van Bergen, etwas spottend, doch zugleich entrüstet, „Sie mißtrauen mir, Sie weigern sich zu trinken, weil Sie fürchten, ich hätte den Wein mit Schlafmitteln vermischt oder gar mit Gift... Unglücklicher, Sie meinen, jeder Mensch sei so tief gesunken

als Sie! Elender, trinken Sie ohne Furcht! Sehen Sie...!“ Damit leerte der Kolonel sein Glas in einem Zuge.

Adam Smith folgte seinem Vorbild.

„Kennen Sie Nancy Horst, die Tochter des Kupferstechers?“ war die nächste Frage des Kolonel.

„Ja, Kolonel!“

„Ist es Wahrheit, daß Sie von der Verlegenheit, in welcher sie sich einst befand, Gebrauch machten und sie entehrten?“

„Ja, ja!“ rief Adam Smith in verzweifelndem Tone und verbarg sein Gesicht mit beiden Händen, als schämte er sich, den Blicken seines Richters zu begegnen.

„Ist es wahr, daß Nancy eines Tages zu Ihnen kam und Ihnen unter heißen Thränen bekannte, daß sie ein Kind, die Frucht Ihrer Verführung, unter dem Herzen trage; daß es Ihr Kind war; daß sie Sie bat, das Kind nicht zu verstoßen, sie nicht der Schmach und Verachtung preiszugeben? Ist es wahr, daß Sie sie damals von sich stießen und mit Verachtung abwiesen... ist dies Alles Wahrheit, Adam Smith?“

„Alles Wahrheit. O Gott, was habe ich nicht Alles gethan.“

„Dieser Ausruf, Unglücklicher, zeugt mir davon, daß Sie die Größe Ihrer Schuld fühlen. — Nancy Horst war unschuldig, ehe Sie in Ihren Armen die Unschuld verlor. Ich verlange, Adam Smith, daß Sie das Unheil wieder gut machen, das Sie angerichtet haben... Sie haben das Leben verlangt um jeden Preis, unter allen Bedingungen, auch das Glück des unglücklichen Opfers gehört zu den Bedingungen.“

„Nun denn, ich will ja Alles thun, was Sie mir sagen: was soll ich Nancy Horst geben?“

„Sie müssen sie heirathen.“

„Heirathen! Sie haben mir ja beinahe Alles genommen, was ich besaß, was sollte ich ihr anbieten?“

„Achtzigtausend Gulden sind Ihnen noch übrig;

für Sie ist das wenig, fürwahr! Sie, der eine halbe Million besaß, betrachten die Ihnen übriggebliebene Summe als nichts; aber achtzigtausend Gulden und ihre Ehre, das ist ein Anerbieten, das Sie nicht verschmähen wird."

„Ich Nancy Horst heirathen! Herr van Bergen... Junker van Reijsenburg... Kolonel, ist Ihnen das Ernst?... Und die Welt?..."

„Die Welt, Sie verstehen das Publikum darunter, das Sie kennt? — nun, die Welt läßt sich leicht betrügen, das Publikum nennt den Jüngling klug, der eine alte reiche Frau heirathet, und der reiche Mann, der aus wahrer Neigung und Liebe ein unbemittelt Mädchen heirathet, ist ein Thor. Das ist das Urtheil des Publikums."

„Das Publikum, wenn es die Heirath mit Nancy Horst vernehmen wird, dann... dann werden sie mit spöttischem Lächeln die Achseln zucken!...

„Fürchten Sie sich davor?... Doch auch dies will ich Ihnen ersparen, ich will meine Maßregeln so treffen, daß Ihre Heirath mit Nancy den Meisten ein Geheimniß bleibe. Nun, Adam Smith, wollen Sie das Mädchen heirathen, das Sie verführt, betrogen, entehrt haben?"

„Ich will Alles, auch das."

„Jetzt begreifen Sie, was ich meinte, als ich mit dem Notar von einem Ehekontrakt sprach. — Hendrik, ersuche den Kupferstecher und seine Enkelin, einzutreten."

„Alles ist nur ein Traum, Alles ein banger, schrecklicher Traum!" murmelte Adam Smith. „Ich, der sonst gebot, bin jetzt genöthigt, zu gehorchen, blindlings, wie ein Kind seinen Eltern."

Freundlich ging der Kolonel dem alten Kupferstecher entgegen, als dieser das Zimmer betrat. Er hatte den alten Mann noch nie gesehen und doch war er bald für ihn eingenommen: mit der dem Alter schuldigen Achtung bot er Nancy's Großvater einen Stuhl

an. Kaum wurde Jakob Horst den guten Herrn Smith gewahr, als er ehrerbietig sich verbeugte.

Adam schlug die Augen nieder und durfte den Kupferstecher nicht ansehen. Bleich wie eine Todte nahm Nancy auf dem Stuhle Platz, den Hendrik ihr anbot.

Auf einen Wink des Kolonel entfernte sich der alte Bediente und van Bergen begann:

„Es hat Sie wahrscheinlich gewundert, Jakob Horst, daß ich Sie zu mir bat. Ich will Ihnen in wenigen Worten sagen, was mich dazu veranlaßt. Ihr Glück, Ihre Ruhe, als der einzige Lohn eines braven Mannes, ist mir theuer, und der Punkt, von dem der Herr Smith und ich mit Ihnen zu sprechen wünschen, betrifft mehr Ihre Enkelin als Sie."

„Nancy?" rief der Greis verwundert, „Ihr Glück ist das meine. Sie ist ein braves, gutes, tugendhaftes Kind, ich liebe sie als ob sie meine eigene Tochter wäre, und der größte Schmerz, der mir werden könnte, ist, sie unglücklich zu wissen."

„Sie erinnern sich gewiß, daß, als Sie noch in der Noorderstraat wohnten, Sie sich in mancherlei Geldverlegenheit befanden?"

„Ja," gab Jakob Horst zur Antwort, „und ich schäme mich dessen nicht, es gab eine Zeit, da ich ein bemittelter Mann geheißen wurde, doch ein Zusammenfluß von verschiedenen Unglücksfällen brachte mich in diese bedürftigen Verhältnisse; es war nicht meine Schuld, und deßhalb habe ich immer mit Gelassenheit und Unterwerfung unter den Willen des Vaters mein Unglück getragen."

„In diesen Verlegenheiten wandten Sie sich stets an den Herrn Adam Smith und dieser lieh Ihnen bereitwillig kleine Geldsummen."

„Ja, das that er und dafür sage ich ihm nochmals meinen herzlichen Dank."

„Sie waren gewöhnt, Ihre Enkelin um Geld zu Herrn Smith zu senden, und werden sich gewiß noch

erinnern, daß Nancy besonders in der letzten Zeit nur ungerne diesen Gang that. Nach Ihrem Urtheil war es nur Halsstarrigkeit, es bestand aber ein ganz anderer Grund, warum sie sich ungerne zu Herrn Smith begab..."

„Ein anderer Grund!" sagte Jakob Horst, während er Adam Smith und Nancy wechselsweise ansah, „und welcher?"...

„Lassen Sie mich fortfahren," sagte der Kolonel, „Nancy ist ein schönes Mädchen und der Herr Smith war nicht ohne Gefühl für die mehr als gewöhnliche Schönheit; er begriff wohl, daß eine Ehe zwischen ihm und ihr nie möglich sei, wegen der Verschiedenheit der Jahre, und doch fühlte er sich nicht stark genug, der Versuchung zu widerstehen, als er Nancy sah. Er selbst also war es, der Nancy ersuchte, nicht wieder zu ihm zu kommen; aus kindlicher Schamhaftigkeit wagte sie es nicht, Ihnen den Umstand mitzutheilen. Dies sind die Gründe, guter Horst, warum Ihre Enkelin in der letzten Zeit sich ungehorsam gegen Sie zeigte.

„Eines Abends, als sie wieder in das Komptoir trat," fuhr der Kolonel fort, „um einiges Geld für Sie zu leihen, war der Herr Smith allein; Nancy war ermüdet von dem Wege; der Herr Smith bot ihr ein Glas Wein an, um sie zu stärken und zwang sie, einige Augenblicke Platz zu nehmen. Nancy war Adam Smith noch nie so schön erschienen, als diesen Abend; betäubt von dem Weine, bot er ihr scherzend die Hand an, welche sie auch nicht weigerte;... die Vertraulichkeit zwischen ihm und ihr wurde mit jedem Augenblicke größer und von dem Wein betäubt, vergaßen beide...."

„Vater in dem Himmel!" rief Jakob Horst, der mit steigender Aufmerksamkeit dem Kolonel zugehört hatte, und als dieser an den Schluß seiner Rede kam, heftig aufsprang. „Gott! ich weiß genug, fahren Sie nicht fort, mein Herr, ich weiß schon Alles! Nancy

entehrt, schändlich entehrt.... das ist der schwerste Schlag, der mich treffen konnte! Ach Gott! welch' ein Unglück!" Und der Greis bedeckte sein glühend Angesicht mit beiden Händen.

„Sie sind ein Spitzbube! Sie, Herr Adam Smith! Ihnen traute ich, ich dachte nicht, daß ein Mann, wie Sie, so gesunken sein könnte, um eine arme Waise zu entehren, eine Verlassene, die Niemand hatte, um ihre Schande zu rächen; ich glaubte Nancy bei Ihnen sicher, aber ich habe mich betrogen, schrecklich betrogen, Sie sind ein Spitzbube, ein ehrloser Verführer!"

Der alte Mann, der tiefbetrübte Großvater wollte mehr sprechen...... aber mit Abscheu wandte er sich von dem Heuchler und das Wort an Nancy richtend, sprach er zu ihr:

„Nancy, was hast Du gethan?... War nicht genug Unglück über die grauen Haare Deines Großvaters ergangen? O ich hatte Dich von Kindheit an lieb, Du warst mein Alles, mein Trost, mein Reichthum, ein Schatz, auf dessen Besitz ich stolz war, ich betrachtete Deine Schönheit mit Wohlgefallen! — Jetzt aber sehe ich Dich entehrt,.... schändlich entehrt!"

Laut seufzend ließ der alte Mann das in Ehren grau gewordene Haupt auf die Brust sinken und ein Thränenstrom floß längs der eingefallenen Wangen.

„Dieß ist Alles Ihr Werk!" flüsterte August van Bergen dem ehrlosen Adam Smith zu.

Der Kommissionär zitterte.

„Ich dachte es wohl," seufzte der gute Mann, „daß noch etwas kommen müßte, um meine wenigen Lebenstage zu verbittern; — o Johann, o unglücklich umgekommener Sohn, wie glücklich bist Du, daß Dir der schreckliche Schlag nicht mehr wurde!"

„Vergebung, Großvater!" schluchzte Nancy, vor dem Greis sich auf die Kniee werfend. „Sie hatten mir gesagt, daß Sie diesen Abend mein Glück befördern wollten, Herr Kolonel, was haben Sie gethan;

ich fuhr so fröhlich hieher und nun... um Gottes Willen, Großvater, sprich ein freundlich Wort der Vergebung,.... um Gottes Willen, Vergebung."

„Jakob Horst, vergeben Sie ihr!" sagte August van Bergen in weichem Tone, „vergeben Sie ihr, sie ist jung und unerfahren,... schenken Sie ihr Vergebung!"

„Ja," rief der Alte plötzlich, „ja Nancy, ich vergebe Dir!" und als wollte er sie segnen, legte er die Hand auf ihr Haupt. „Du bist jung, Du bist weniger schuldig als er. Küsse mich, komme in meine Arme, ich vergebe Dir.... aber Fluch, Fluch über den Räuber Deiner Ehre! Fluch über den Heuchler... Fluch über Adam Smith! O warum bin ich schon alt und machtlos, warum nicht noch jugendliches Blut in meinen Adern... ja, ich wollte Sie zittern machen, ich würde die Ehre meiner Enkelin rächen, aber jetzt... Das Alter, o es verdrießt mich, daß meine Kräfte dahin sind... aber mein Fluch ruht auf Ihnen, der Fluch wird Ihnen auf dem Sterbebette bange machen, der Fluch wird Ihnen vor den Richterstuhl folgen! Nancy, komm', wir haben hier nichts mehr zu thun, gehen wir, mein Kind, das Gesicht dieses Mannes kann ich nicht ertragen!..."

Er machte sich bereit, zu gehen und wollte Nancy fort führen.

„Bleiben Sie!" rief der Kolonel, „der Herr Smith hat mich beauftragt, als Vermittler zwischen Ihnen und ihm zu verhandeln, er will Alles wieder gut machen!"

„O, sprechen Sie mir nicht von Vermittlung," sagte der Greis. „Lassen Sie mich fort gehen, mein Herr, ich will keine Vermittlung; er kann seine niedrige That nicht wieder gut machen. Ich weiß, was solche Verführer unter ihrem sogenannten gut machen verstehen... er wird mir Geld geben wollen für das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, aber das will

ich nicht. Gott hat uns bis hieher geholfen und wird uns ferner noch helfen. Ich habe Ihr Geld nicht nöthig, Heuchler, und böten Sie mir alle Schätze der Welt, ich will sie nicht!“

„So hören Sie doch, alter Mann!“ sagte van Bergen freundlich, „und urtheilen Sie nicht, ohne uns gehört zu haben. Der Herr Adam Smith will seinen Fehltritt auf eine ganz andere, edlere Weise wieder gut machen, als Sie es vermuthen, er bietet Nancy seine Hand an.“

Wie aus den Wolken gefallen, stand der alte Mann da, als er diese Erklärung von dem Kolonel hörte; seine Augen schienen heller, seine Hände zitterten nicht mehr, er schien bleiben zu wollen, er wollte mehr hören... der Unglückliche war auf dieses unerwartete Glück nicht vorbereitet! Er hatte das nicht hoffen können!

„O,“ rief er, „wollten Sie das, Herr Smith. Dann widerrufe ich den gegen Sie ausgesprochenen Fluch. Gottes bester Segen ruhe auf Ihnen!... Sie wollten ihr ihre Ehre wieder geben durch die Heirath, ja das ist eine Eingebung Gottes!“

Nancy horchte mit stummer Verwunderung den Worten ihres Großvaters. „Ich, die Gattin des Herrn Smith!“ rief sie, ohne sich Rechenschaft von den in ihr kämpfenden Gefühlen geben zu können.

„Ja, Nancy, und Du wirst einen braven Mann zum Gatten bekommen,“ sagte Jakob Horst.

Nancy seufzte,... sie war nicht glücklich... sie liebte Adam Smith nicht.

Van Bergen hörte den Seufzer.

„Bis morgen!“ sagte er, gleichsam dem Kupferstecher einen halben Wink gebend, sich zu entfernen; „morgen werden wir die Sache ordnen.“

„Nancy!“ flüsterte der Kolonel dem Mädchen zu, „ich habe versprochen, Sie glücklich zu machen, ich werde mein Versprechen halten. Ich weiß, daß Sie

mit Adam Smith nicht glücklich sein würden, ich weiß, was Sie feurig wünschen.... seien Sie guten Muthes, ich werde auf Albert Drost's Glück, wie auf das Ihre denken."

Nancy schlug dankbar die Augen zu ihrem edelmüthigen Beschützer auf, dieser Blick sagte ihm mehr, als tausend Worte vermocht hätten.

„Nun noch ein Wort mit Ihnen, mein Herr," sagte der Kolonel, als Nancy und ihr Großvater sich entfernt hatten.

„Aber die Leiche da...." und Adam zeigte auf die Thüre des Hinterzimmers.

„Die Leiche ist nicht mehr da!" Und um den Kommissionär zu überzeugen, öffnete der Kolonel die Thüre: eine Wachskerze erleuchtete matt das Zimmer, aber von dem schrecklichen Schauspiel war nichts mehr zu sehen.

„Ich danke Ihnen, Herr van Bergen," sagte Adam Smith, wieder Athem holend, „Sie wissen nicht, was ich empfand, als die Leiche da lag; jeden Augenblick war es mir, als ob die Thüre geöffnet würde und ich sähe den ermordeten Doktor auf mich zukommen...." und aufs Neue begann er zu zittern.

„Mein Herr, Sie begreifen leicht, warum ich auf eine Heirath zwischen Ihnen und Nancy Horst gedrungen habe," sagte der Kolonel. „Sie hatten das Mädchen entehrt, nur eine rechtliche Ehe konnte ihr die Ehre wieder geben und ich wollte nicht, daß sie um Ihretwillen unglücklich werde. Aber Sie dürfen sie nie die Ihre nennen, ich will Sie strafen, wie Sie es verdienen. Ich will nicht, daß Nancy die Gattin eines Mörders werde, daß die Arme, mit denen Sie den von Ihnen Ermordeten nach Außen schleppten, sie umfassen. Eine Frau, wie Nancy Horst, wäre eine Wohlthat und Sie sind der Wohlthaten unwürdig. Nancy liebt einen jungen Mann und diesen werde ich ihr geben und Ihr mit Wucher und Verbrechen gesammeltes Geld würde

sie glücklich machen! Dieß Alles morgen; wollen Sie jetzt in Ihre Wohnung zurück kehren? Mein Bedienter wird nicht von Ihrer Seite weichen, damit Sie nicht entfliehen, ehe Sie Alles gethan, wozu Sie sich schriftlich und mündlich verbindlich machten."

„Wenn Ihr Bedienter bei mir bleibt, so will ich in meine Wohnung zurückkehren."

„Nun denn, gehen Sie! Wissen Sie noch, warum ich Sie dem Gerichte nicht übergab, weil das Gericht tödtet, und der Tod keine Strafe ist. Sie schneiden dem Sünder die Reue ab. — Gehen Sie und bitten Sie Gott, daß er Sie bekehre."

XXIII.

Die Versöhnung.

Nie war Adam Smith so zu Muthe gewesen, als da er begleitet von Hendrik das Hôtel des Pays-Bas verlassen hatte. Es war als ob er in einem Traume wandle, als ob statt wenigen Stunden, Wochen ja Monden verlaufen waren seit dem Augenblicke, da er in das Haus gekommen war, er fühlte sich älter und schwächer, seine Haltung, sonst so gravitätisch, war gebückt, er schien eher zu schleichen, als zu gehen.

Fürchtend, es möchte ihm einer seiner Freunde oder Bekannten begegnen, beeilte er seine Schritte und erreichte bald seine Wohnung, wo er, ohne sich zu entkleiden, sich auf das Bett warf, während Hendrik beschloß, die Nacht in dem Armstuhle zuzubringen, in welchem der Doktor gesessen hatte. Die Nacht schien dem

Mörder eine Ewigkeit, er schlummerte, um immer wieder von Träumen aufgeweckt zu werden.

Als er am folgenden Morgen sich wieder zu dem Kolonel begab, waren seine Haare grauer geworden, als sie am vergangenen Abend gewesen, und sein Antlitz hatte sich so verändert, daß selbst van Bergen sich nicht enthalten konnte, ihn zu fragen, ob er krank sei.

„Krank," antwortete Smith, „wer sollte gesund bleiben können nach einem so schrecklichen Abende, und einer nicht minder schrecklichen Nacht?... Ich glaube, daß ich wahnsinnig werde. Ich wollte ich wäre es schon," murmelte er, schwieg aber, als er Nancy und ihren Großvater nahen hörte.

„Sie selbst haben Ihr Vermögen auf eine halbe Million geschätzt," sagte der Kolonel, „vier Tonnen Goldes haben Sie Frank und Klara und zwanzigtausend Gulden van Zweeden geschenkt, und eine gleiche Summe sollen Sie nun auch Adolph und Henrietten geben, um zu gleichen Theilen an sie vertheilt zu werden, sie verdienen es! Henriette betrachtet Klara als ihre Schwester und umgekehrt; Adolph sah in Frank seinen Bruder, Frank fand in ihm einen treuen Freund. Fünftausend Gulden sollen Sie der Braut des von Ihnen ermordeten ungarischen Doktors gegeben, und eine gleiche Summe seiner alten Mutter, ich werde wohl Gelegenheit finden, ihnen das Geld zukommen zu lassen. Zwanzigtausend Gulden sollen Sie dotiren, um die Interessen davon armen Wittwen zufließen zu lassen; während Sie den Ueberschuß Ihres Vermögens, ungefähr dreißigtausend Gulden, Nancy als Brautschatz geben, wenn sie Albert Drost heirathet."

„Aber auf diese Weise behalte ich nichts übrig... nichts, keinen Pfennig."

„Bedenken Sie, daß Sie selbst des Lebens unwürdig sind."

„Aber wovon soll ich leben, wenn Sie mir nichts übrig lassen."

Der Kolonel zuckte mit der Schulter.

„Arbeiten habe ich nie gelernt.“

„So betteln Sie! Bedenken Sie, daß es Ihre freie Wahl war, um welchen Preis... ein betteInd Leben ist doch besser, nach Ihrem Urtheil, als der Tod!“

„Betteln! ich betteln!“ rief Adam Smith, „ich, der eine halbe Million besaß, und wo... bei wem soll ich betteln? Hier in der Stadt wird man mir nicht glauben, wenn ich sage, daß ich arm bin.... das müßte zur Entdeckung führen.... Entdeckung.... Kolonel van Bergen!“

„So betteln Sie bei denen, die Sie kennen, die wissen, daß Sie nichts mehr besitzen, betteln Sie bei Frank, bei Klara, bei Nancy Horst, betteln Sie um Brod bei Ihrem vormaligen Kommis van Zweeden, vielleicht haben sie Mitleiden mit Ihnen, vielleicht schießen sie eine Summe zusammen, welche hinreicht, daß Sie in einem abgelegenen Dorfe Gelderlands oder wo das Leben wohlfeil ist, Ihre noch übrigen Lebenstage schließen können; vielleicht, doch das sind Ihre Sachen, in die ich mich nicht einlasse....“

„Sie sind hart, schrecklich hart! Lassen Sie mich den hundertsten Theil dessen besitzen, was ich das meine nannte! Erniedrigen Sie mich nicht so sehr, daß ich mein Brod betteln muß.“

„Nicht den tausendsten Theil sollen Sie behalten, es ist Geld an dem der Schweiß der Armen, das Blut der Nebenmenschen klebt.“

Adam Smith starrte vor sich hin, ohne ein Wort zu sprechen.

Nancy Horst trat mit ihrem Großvater ein, welcher auf Adam Smith zuging und ihm mit Wärme die Hand drückte.

„So, alsbald Horst soll die Ehe zwischen Ihrer Enkelin und dem Herrn Smith geschlossen werden,“ sagte der Kolonel, „die Heirath findet nur Statt, um die Ehre Ihrer Enkelin zu retten.“

„Der Himmel belohne Sie dafür, Herr Smith,“

sprach Horst, „ich begann zu fürchten, Herr Smith möchte seinen Plan geändert haben, und...

„Das ist durchaus nicht der Fall, der Herr Smith will Ihre Tochter unter der Bedingung alsbaldiger Scheidung heirathen.“

„Heirathen um sich zu scheiden!“ rief Jakob Horst verwundert. „Wer hat je gehört, daß man vor der Heirath von Scheiden sprach.“

„Ohne diese Bedingung kann der Herr Smith keineswegs daran denken, Ihre Enkelin seine Frau zu nennen. Wie ich Ihnen schon sagte, hat sich der Herr Smith nur um Ihrer Enkelin die Ehre zu retten, zu einer Heirath entschlossen. Er weiß zu gut, daß sie nicht wünschen kann, seine Gattin zu sein!... Der Unterschied der Jahre, der zwischen ihm und Nancy stattfindet... und überdieß liebt sie, wie Sie wissen, einen Andern!“

„Einen Andern!“ rief Jakob Horst aus. „Das ist unmöglich, sie hat nur einmal geliebt und der junge Mann war ihrer Liebe unwürdig und befindet sich seit einigen Jahren, nun es ist gleichgültig, wo er sich befindet.“

„In dem Gefängniß zu Hoorn, wollten Sie sagen,“ fiel der Kolonel dem Kupferstecher in die Rede, „in dem Gefängnisse zu Hoorn und sein Name ist Albert Drost.“

„Ja! kennen Sie ihn?“ fragte Horst verwundert.

„Ja, ohne ihn wäre ich vielleicht nicht mehr,“ erwiederte der Kolonel, „er hat mir das Leben gerettet.“

„Er rettete Ihnen das Leben, er ist also frei... der Elende!“

„Nennen Sie ihn nicht so! Es ist wahr, er hat sich eines Verbrechens schuldig gemacht, dafür hat er seine Strafe erstanden. Aber ich gebe Ihnen die feierliche Versicherung, daß er nun ein anderer Mensch geworden. Er liebt Ihre Enkelin noch so zärtlich, wie zuvor.“

„Wie, sollte er es wagen...!“

„Sie zu lieben, ja!“ fiel der Kolonel ein, „und der Herr Smith, der Alberts innige Liebe für Ihre Enkelin kennt, heirathet sie nur unter der Bedingung, daß Sie nach der gerichtlichen Scheidung Ihre Zustimmung zu der Heirath Nancys mit dem Maler geben.“

„Nie!“ rief der alte Kupferstecher und sich zu Nancy wendend, sagte er: „Ist es Wahrheit, daß Du Albert Drost, den um eines Diebstahls willen Verurtheilten, noch liebst?“

Nancy schwieg und schlug die Augen nieder.

Jakob Horst brauchte keine andere Antwort.

„Ich sollte sie, meine Enkelin, ihm geben, einem Dieb? Einen Verurtheilten sollte ich meinen Schwiegersohn nennen?“

„Großvater, um Gotteswillen!“ stammelte Nancy.

„Horst, Sie sind hart und ungerecht. Albert Drost verdient diese Verachtung nicht,“ sagte August van Bergen, „die Noth machte ihn zum Verbrecher, er war jung, doch jetzt, jetzt stehe ich für seine Besserung, ich nenne ihn meinen Freund, ich werde ihn wieder in die Gesellschaft zurückbringen und schäme mich nicht, mit ihm gesehen zu werden. Nancy liebt den Maler, sie liebt ihn aufrichtig. Unter dieser Bedingung allein, ich wiederhole es, gibt der Herr Smith ihr seine Hand und verspricht Nancy dreißigtausend Gulden, wenn sie mit dem Maler in die Ehe tritt.“

„Dreißigtausend Gulden! das ist ein Schatz . . . ist es Ihnen Ernst, Herr Smith . . .?“

„Ja, es ist so! Dreißigtausend Gulden,“ antwortete der Kommissionär, welcher gestern und heute einem Automaten verglichen werden konnte.

„Nun, schlagen Sie ein, Jakob Horst,“ fuhr van Bergen fort, „machen Sie sie glücklich; ich kenne Albert, er wird Nancy ein guter Gatte sein.“

Jakob Horst wankte. Dreißigtausend Gulden war ein klingender Fürsprecher.

„Begründen Sie Nancys Glück!“

„Ich will mich nicht länger widersetzen," erklärte Horst nach einigem Nachdenken, „es sei also so. Albert Drost werde nach der Scheidung Nancys Gatte."

„Dank, Dank!" rief Nancy, ihren Großvater umarmend, „Gott lohne Dir diese Wohlthat!"

„Sprach ich Wahrheit gestern Morgen, Nancy, fragte August van Bergen, „als ich versprach, Sie glücklich zu machen und Sie, Jakob Horst, ziehen Sie die Uhr heraus, um sich die glücklichste Stunde Ihres Lebens zu merken."

Jakob erröthete. Ein tiefer Seufzer war die Antwort.

„Hier eine Erinnerung an diesen Augenblick," sagte August van Bergen und überreichte ihm ein Schächtelchen, „ich glaube nicht, daß ich Ihnen etwas Angenehmeres geben könnte."

Der Kupferstecher öffnete das Schächtelchen: . . . seine goldne Uhr lag darin. War es ein Traum, eine Sinnentäuschung . . . es war Wirklichkeit — die Uhr, die er verkauft um den kleinen Handel anfangen zu können. Sie war wieder hergestellt.

„Ich kann Ihnen nicht danken, mein Herr," sagte er, während die Thränen über seine Wangen liefen, „die Worte fehlen mir . . . Sie geben mir das Theuerste, was ich außer Nancy auf der Welt habe. — Hier steht meines Sohnes Name," fuhr er fort, nachdem er die Uhr geöffnet, „ja, hier soll auch der Name des Kolonel August van Bergen prangen, in Buchstaben, so schön, so zierlich, als sie je mein Stift gegraben, um des braven Kolonels mich stets zu erinnern"

„Jakob Horst!" sagte der Kolonel, „es freut mich, Sie so glücklich zu sehen; wenn ein Mensch sich froh fühlt, ist er leicht geneigt, auch seinem Feinde zu vergeben, jetzt darf ich es wagen, zwischen Sie und Ihren Feind als Vermittler zu treten."

„Meinen Feind! ich weiß Niemand, dem ich Feind

wäre," sagte der alte Kupferstecher, „ich lebe mit Jedermann in Frieden, ich hasse Niemand und glaube von Niemand gehaßt zu werden."

„Sie hassen Niemand!" rief van Bergen, „bedenken Sie sich wohl?"

Jakob Horst verneinte.

„Sie hatten einen Sohn," fuhr August van Bergen fort, „Johann, der Vater Nancys . . . er wurde von Henri Smith ermordet; hassen Sie den Mörder nicht?"

„Haß bis in den Tod! Einen unversöhnlichen Haß!" sprach Horst düster und die Erinnerung an den traurigen Tod seines Sohnes schmerzte ihn tief. „Kolonel!" fügte er hinzu, „sollte ich den nicht hassen, der meinen Sohn ermordete, der meine Nancy zur Waise machte?"

„Bedenken Sie die Umstände . . ."

„Keine Umstände können einen Mord rechtfertigen."

„Aber doch milder beurtheilen lassen . . ."

„Nein, nein! mein Haß bleibt unversöhnlich. Nehmen Sie Ihre Uhr zurück, Kolonel, wenn Sie sie mir gegeben, um meine Versöhnung mit Henri Smith zu erkaufen. Ihm fluchend, werde ich meinen letzten Athem aushauchen."

„Ich will Sie nicht erkaufen."

Der Greis schüttelte den Kopf, während van Bergen ihn zwang, Platz zu nehmen und Adam Smith gedankenlos in einer Ecke des Zimmers in einigen Papieren blätterte, die er in der Hand hielt.

„Henri Smith beging einen Todtschlag . . . aber keinen Mord."

„Er brachte meinen Sohn um, ob nun durch Mord oder Todtschlag, das ist eins, er raubte mir meine Stütze, meine Hoffnung für die alten Tage, er nahm Nancy ihren Vater."

„Hören Sie mich ruhig an, das Betragen Ihres Sohnes rechtfertigt Henri Smith nicht, aber mildert

das Urtheil," sprach der Kolonel und stellte dem alten Horst die Verfolgungen seines Sohnes gegen den jungen Smith in kurzen Zügen vor und rief zuletzt: „Wenn man Sie in solchem wichtigen Augenblicke von der Gattin reißen würde, würden Sie den Mann nicht hassen, der dieß Urtheil auswirkte?"

„Von seiner Gattin getrennt!" verwunderte sich der alte Kupferstecher, das Wort Gattin mit besonderem Nachdruck aussprechend, „seine Gattin, sagen Sie?"

„Ja, wie sollte ich die Frau Henri Smiths anders nennen?"

„Aber sie war ja seine Gattin nicht, er lebte mit der Frau in unerlaubter Verbindung."

„Sie irren, guter Horst! Helena war die rechtmäßige Gattin Henri Smiths," sprach van Bergen, „durch das Band der Ehe war sie mit ihm verbunden. Die Ehe ward im Stillen ohne Wissen seines Vaters vollzogen, nur sein Bruder und ein vertrauter Freund kannten dieß Geheimniß."

„Sie wußten also, daß Ihr Bruder verheirathet war, Herr Smith," sagte Jakob Horst verwundert, „und Sie waren es immer, der sich am meisten ausließ über die schändliche Lebensweise, welche Ihr Bruder mit einer unzüchtigen Frau führe. Wie oft sprachen sie mit mir und meinem Sohne darüber!"

„Er war verheirathet, gerichtlich verheirathet!" sprach der treulose Bruder und schlug seine Augen wieder auf die vor ihm liegenden Papiere nieder, da er fürchtete, den Blicken des Kolonel zu begegnen.

Der Kolonel erzählte nun die uns bereits bekannte Geschichte von Henri Smiths Gefangenschaft und seines Vaters Tod.

„War es darum zu verwundern," so schloß van Bergen, „daß Smith von der Wuth hingerissen, als er seine Freiheit wieder bekam und Ihren Sohn begegnete, Ihren Sohn, der ihn so schrecklich marterte,

daß der Unglückliche, seiner selbst nicht Meister, unbedacht der Stimme der Rache Gehör gab?"

„Aber mein Sohn war nicht Meister seiner eigenen Handlungen," vertheidigte der alte Horst, „Johann selbst war mit dem Loose Henri Smiths unzufrieden, und that Alles, um das Schicksal desselben zu mildern, ja um dem Gefangenen seine Freiheit wieder zu geben. Sprechen Sie, Herr Adam Smith, Sie wissen ja, daß mein Sohn unschuldig war an Allem, was der Kolonel ihm zur Last legte."

Adam Smith schwieg und Jakob fuhr fort:

„Sie, Herr Smith, waren es, der, als die Sachen meines Sohnes rückwärts gingen, sich anboten, Gelder vorzuschießen unter der Bedingung, daß er Ihren Bruder in den Schuldthurm setzen lasse, der nach Ihrer Aussage ein Taugenichts war und Schande über Ihre Familie brachte, ein Verschwender, ein sittenloser Mensch, der ein schändliches Leben mit einer unzüchtigen Frau führe und vielleicht auf dem Schaffot endigen würde, wenn nicht kräftige Mittel gebraucht würden, um seinem schändlichen Lebenswandel zu steuern. Sie hatten deßhalb die beste Wirkung von ein paar Jahren im Schuldthurm. Mein Sohn stimmte ein; er erhielt Leibzwang auf Henri Smith und that was uns weiter bekannt ist. . . . Doch Sie waren es, der die Unkosten bezahlte. Als Henri meinen Sohn zu sich holen ließ und ihn bat, seinen sterbenden Vater sehen zu dürfen, eilte mein Johann selbst zu Adam Smith und bat ihn um die Freiheit des Gefangenen, aber er blieb unerbittlich, er nannte das Betragen seines Bruders nur eine List, um aus dem Schuldthurme entlassen zu werden; er, der Herr Adam Smith und nicht mein Sohn, ist die Ursache der lange dauernden Gefangenschaft des Mörders meines Sohnes; Henri's Bruder und nicht mein Sohn war es, der ihm die Gelegenheit nahm, dem Verlangen seines sterbenden Vaters zu entsprechen."

„Auch dies Blut, das Blut Johann Horsts komme auf Ihr Gewissen!“ rief August entrüstet und die Anwesenheit des alten Kupferstechers und seiner Enkelin vergessend, donnerte er ihm zu: „Sie haben den Bruder zu einem Mörder gemacht!“

Adam Smith schauerte. Der Kolonel wandte sich mit Abscheu von ihm ab und das Wort an den Kupferstecher richtend, sprach er also zu ihm:

„Jakob Horst, Henri Smith glaubte in Ihrem Sohne die Ursache all seines Leidens zu sehen, hätte er seine Unschuld gekannt, wäre gewiß nicht die mordende Hand auf ihn gefallen. Henri irrte! Schenken Sie ihm darum Vergebung. Schwer hat er gebüßt, jahrelang irrte er in der Fremde, vom peinigenden Gewissen überall weiter getrieben. Lassen Sie ihn endlich ruhen, und vergeben Sie dem Mörder.“

Der Kolonel sprach mit tiefbewegter Stimme.

„Ja,“ rief Nancy, „folge meinem Vorbilde! Ich vergebe ihm! Großvater, vergib dem Mörder meines Vaters.“

„Ihre Worte rühren mich...“ sagte Jakob Horst, „Sie sind ein edler Mann, Herr van Bergen! Ihre Sprache hat Eingang zu meinem Herzen gefunden, noch nie hat Jemand so zu mir gesprochen. Vergebung... ja... ich widerrufe meinen Fluch... Vergebung Henri Smith, dem Mörder meines Sohnes!“

Unerwartet wurde die Thüre des Nebenzimmers geöffnet und Henri Smith erschien.

„Edler Mann!“ rief er aus, während die Thränen seine Worte oft unterbrachen, „legen Sie die Hand auf mein Haupt und wiederholen Sie die Worte ... das wird mir Ruhe geben... Balsam gießen in mein gequältes Herz... ich bin Henri Smith!“

„Henri Smith!“ rief der Kupferstecher erschreckend und trat einen Schritt zurück; plötzlich aber legte er gerührt die Hand auf das Haupt des Mörders, der ehrfurchtsvoll vor ihm knieete.

Der Kolonel verließ das Zimmer, kam aber bald wieder zurück und führte Frank und Klara, während der schwarze Dolf, dessen Gesicht bleicher als je und dessen Augen düster um sich blickten, folgte.

„Ha, Frank und Klara!“ rief Henri Smith.

„Jetzt kein Geheimniß mehr,“ rief der Kolonel, „machen Sie sie glücklich... sagen Sie ihnen, wer Sie sind.“

„Clara! Frank! nennt mich Vater, ja, Kinder, ich bin euer Vater! Frank! Klara! umarmet mich!... O, Kinder, Kinder!...“

„Großer Gott, wäre es möglich!“ riefen Frank und Klara wie aus einem Munde.

„Es ist Wahrheit... ihr seid meine Kinder, ich bin euer Vater... ja, euer Vater!“ und Henri sprach dies Wort mit besonderem Nachdruck.

„O Kolonel, wieviel bin ich Ihnen schuldig.“

„Vater!... Vater!...“ riefen die Kinder, und dann schwieg ihr Mund, ihre Thränen sagten unendlich mehr.

*　　*
　*

„Sie gehen noch heute mit Ihren Kindern in eine andere Stadt,“ sagte der Kolonel zu Smith flüsternd, „Ihr Aufenthalt hier möchte Ihnen gefährlich werden. Mein Wagen steht zu Ihrem Befehle. Ihre eigene Sicherheit macht Ihre Abreise nothwendig; sobald alle Angelegenheiten gehörig geordnet sind, werden wir weiter unsere Plane machen.“

Jetzt wandte der Kolonel sich zu Adolf:

„Mein junger Freund,“ sagte van Bergen zu ihm, „nehmen Sie Abschied von den Beiden, mit denen das Schicksal Sie so lange verbunden; Ihr Umherirren hat ein Ende. Bis auf diesen Augenblick waren sie unzertrennlich, jetzt haben sich die Umstände geändert.“

„Wenn ich mich nicht irre, so sind sie jetzt reich,

groß und der Himmel weiß, was Alles geworden," sagte Adolf düster, „ich wünschte lieber, daß sie arm geblieben wären, um Klara... Doch ich begreife Sie, wenn man reich wird, bekommt man andere Freunde, da muß der arme Freund weichen..."

„Nein, Adolf," sagte der Kolonel, „in wenigen Tagen werden Sie zehntausend Gulden erhalten, mit einer solchen Summe wird ein junger Mann wie Sie sein gutes Fortkommen finden."

„Zehntausend Gulden!" rief Adolf, kaum seinen Ohren trauend, „und besitzt Klara mehr?..."

„Frank und Klara werden bald zu den Reichsten der Hauptstadt gehören," gab der Kolonel zur Antwort.

„Zu den Reichsten!" rief Adolf... „Klara..." und sein Blick wurde wieder düster.

„Sie wissen, was mit Deeman geschehen," sagte der Kolonel, so leise sprechend, daß er nur von Adolf konnte verstanden werden, „und in welchem Verhältniß Sie zu ihm standen. Darum ist es Ihnen zu rathen, diese Stadt sobald als möglich für einige Zeit zu verlassen. Sehen Sie hier, diese Börse enthält zweihundert Gulden für den ersten Augenblick, verlassen Sie Amsterdam und melden Sie mir Ihren Aufenthaltsort. Je weiter von hier, desto besser."

„Ist es mir nicht vergönnt, Frank und Klara zu folgen?"

„Jetzt nicht, vielleicht später..."

„O, ich begreife Sie... vielleicht später, das heißt, wenn Du so reich bist als sie jetzt sind. O, Alles ist mir klar! Der schwarze Dolf war der Freund Franks und Klara's; als sie arm waren, konnte man ihn daran nicht hindern, aber jetzt, da sie reich sind, fertigt man ihn mit Gold ab. Ich kann das Gold nicht zurückschlagen, ich nehme es dankbar an," sagte er, während er mit Mühe eine aufwallende Thräne unterdrückte, „ein armer Mensch, der nichts besitzt, dem nichts ge-

hört, der keinen andern Namen als „der schwarze Dolf" hat, darf nicht stolz sein... leben Sie wohl, Herr Kolonel... ich danke Ihnen... ich werde Ihnen meinen Aufenthaltsort melden."

Wehmüthig nahte er seinem Freunde Frank; er reichte ihm die Hand, die dieser in der seinen mit Wärme drückte... Dann streckte er bebend seine Hand nach Klara aus.

„Klara!..."

Mehr war der tiefbetrübte Adolf nicht im Stande zu sprechen. Wie schmerzlich fiel dem jungen Manne die Scheidung! Er ging... Hastig verließ er das Zimmer mit einem Gedanken in seiner Seele, mit einer Hoffnung in seinem Herzen... Klara Smith!

August van Bergen sah Adolf nach... schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Es ist unmöglich, Allen zu helfen."

XXIV.

Die Schenke De Achtkant.

Das letzte Stück unserer Erzählung hat viel Räthselhaftes vor die Blicke der Leser geführt und wir müssen daher einige Umstände näher enthüllen, welche zur Zeit der Gefangennehmung David Rams und seines Sohnes Joachim den Lesern noch unbekannt waren.

Wir sagten, daß die Leiche Daniel Vos, des Schulmeisters von Hoogendal, in der Schenke Het Mooriaantje gefunden wurden. Wie dem Leser schon bekannt ist, war Daniel Vos oder vielmehr seine Frau in den Besitz eines Vermögens von zweitausend Gulden ge-

kommen, und um das Geld in Empfang zu nehmen, hatte sich Daniel nach Amsterdam begeben, wo ihm denn auch die Summe ausbezahlt wurde. Solch einen Schatz hatte der Schulmeister noch nie besessen.

Obwohl Daniel im vollsten Sinne des Wortes kein Trunkenbold genannt werden konnte, denn es vergingen Tage, da er nicht einen Tropfen geistigen Getränkes versuchte, so gehörte er doch zu denen, welche, sobald sich die Gelegenheit zur Unmäßigkeit darbot, sich dem Trinken überließen.

Zweitausend Gulden zu besitzen und sich nicht einmal einen fröhlichen Tag machen, gehörte für Daniel Vos zu den Unmöglichkeiten. Kaum hatte er daher das Geld empfangen, als der vergnügte Tag begann. Da wir uns mit dessen Schilderung nicht abgeben wollen, bemerken wir nur, daß der Schulmeister für alle Entbehrungen zu Hoogendal sich schadlos zu halten suchte. Er besuchte, um nobel zu erscheinen, die ersten Kaffeehäuser, und obwohl sonst gewöhnt, wenn er nach Amsterdam kam, sein Mittagsmahl mit Brod und Kaffee in einem sogenannten Schoftkeller zu verzehren, ging er jetzt in die Zeven kerken van Rome, um zu diniren und vergaß nicht, die solideren Bestandtheile der Mahlzeit mit einer Flasche guten Weines hinunterzuspülen.

Darauf war er so fleißig in seiner Geldverprasserei, daß er erst gegen Mitternacht daran dachte, eine Wohnung zu suchen, und um den nobel verbrachten Tag auch nobel zu beschließen, begab er sich in De groote doelen, wo ihm aber keine Wohnung mehr gegeben wurde, unter dem Vorwande, daß kein Platz mehr da sei. So irrte er von einem großen Gasthofe in den andern; aber nirgends zeigte man Lust, den gemeinen Schulmeister, der Mühe hatte, auf seinen Beinen zu stehen, zu empfangen; hier war kein Platz, da wurden Veränderungen gemacht, kurz, Daniel Vos wandelte noch in den Straßen der Hauptstadt, um eine Wohnung

zu finden, als alle Glocken von Amsterdam schon die erste Stunde nach Mitternacht verkündeten.

Es geschieht Trunkenbolden sehr häufig, daß sie an Plätze kommen, wohin sie gar nicht die Absicht hatten zu gehen, und oft gar nicht wissen, wie sie hieher kommen. Daniel Vos fand dieß auch. Fluchend über die Täuschungen, welche er erfahren mußte, fragte er stets sich selbst, wie es wohl komme, daß ein Mann, der so reich sei, wie er, so schwer unter Dach kommen könne und gelangte endlich in die Goudsbloemstraat, wo er vor einer kleinen Schenke hielt, in welcher trotz dem Verbote der Polizei, nach Mitternacht nicht mehr zu schenken, Alles noch in Bewegung zu sein schien.

Es war ein kleines unansehnliches Haus, hoch und schmal, wie man viele in dieser Straße antrifft. Zwei halbe Fäßchen hingen an den Pfosten der Thüre, an jeder Seite eines und prangten mit den Worten: guter Wein, während über der Thüre ein großes Bret befestigt war, worauf mit weißen Strichen eine achteckige Figur gemalt war, mit der Unterschrift:

IN DE AGT KANT

Sterke drank en liqueren.

Goed losies voor de rijzende man.*)

„Es sieht zwar nicht sehr nobel aus," sagte Daniel, „aber ich muß doch unter Dach und Fach kommen; um mich an den großen Gasthöfen zu rächen, werde ich hier so viel verzehren, daß wenn sie's hören, sie es ewig bereuen werden, mich nicht aufgenommen zu haben." Und ohne sich zu bedenken, schob er die gestreifte Gardine, welche vor der Thüre hing, zur Seite und trat in De achtkant.

---

*) Wir haben bei diesem Aushängeschild die Rechtschreibung ganz gelassen. Zu deutsch: Im Achteck, geistige Getränke und Liqueure. Gute Wohnungen für den reisenden Mann.

In dem Vorhause befand sich Niemand, aber das Zimmer dahinter war gepfropft voll: Orgeldreher, Gaukler, Bettler und anderes Volk saßen hier lustig beisammen, die erbettelten Pfennige heute noch durchzubringen; hier warfen die sogenannten Krüppel ihre Krücken von sich, die Blinden wurden sehend und Stumme sangen die sittenlosesten Lieder.

Die Viertel, in welchen sich die Bettler aufhalten, sind einige Gänge und Gassen, besonders das sogenannte Franschepad, von welchem die Goudsbloemstraat ein Theil ist, und die schon mehrmals genannte Duivelshoek. Die entsetzliche Menge Schenken, die sich daselbst befindet, zeigt deutlich, auf welche Weise die Almosen ausgetheilt werden. Unglaublich ist es, wie hier von den in Lumpen gehüllten Bettlern geprasst und geschmaust wird, und oft werden Speisen aufgetragen, die um ihrer Kostbarkeit willen von manchem Bürgertische entfernt bleiben. Wir wissen aus sehr glaubwürdiger Quelle, daß ein Schlächter, der in einem dieser Quartiere wohnt, jährlich für mehr als dreizehnhundert Gulden Fleisch an eine dieser Schenken liefert, welche ausschließlich von Bettlern besucht wird. Als eine Merkwürdigkeit führen wir die großartigen Namen an, welche die Bettler diesen elenden Schenken geben; so liest man über den Herbergen des armseligsten Ansehens: De doelen, Het rondeel, Het groot keizerhof, Het Hôtel van St. Joris, Het heerenlogement [1]) u. s. w., während wieder andere mit weniger glänzenden Namen sich begnügen, als: De kip op stock, De tronken matroos, De jeneverkraan, De tronken Dirk [2]) und andere, welche uns die Sitt-

---

1) Zu deutsch: der große Stadtgasthof des Rondel, der große Kaiserhof, das Hotel St. Joris, der Herrengasthof.

2) Das Huhn auf der Stange. Der betrunkene Matrose. Der Jeneverkrahn. Der betrunkene Dirk.

lichkeit zu nennen verbietet. Ist es nicht zu bedauern, daß die meisten Pfennige, welche mit wohlthätiger Absicht gegeben sind, in Sauferei, Schlemmerei und Unzucht verzehrt werden?

Das Erscheinen eines so reich gekleideten Herrn — denn daß Daniel Vos in De achtkant eine glänzende Erscheinung war, brauchen wir wohl nicht zu sagen — erregte nicht wenig die Verwunderung der edlen Gesellschaft und es schmeichelte dem Schulmeister sehr, auf sich alle Blicke ruhen zu sehen. Mit nicht wenig Selbstgefühl rasselte Daniel Vos mit seinem Gelde, verlangte eine Flasche vom besten Weine, die ihm zu seiner nicht geringen Verwunderung augenblicklich vorgesetzt wurde und versank dann in einen Zustand, der die Mitte hielt zwischen Wachen und Schlafen.

Der Wirth der Achtkant, Niemand anders, als David Ram, der wohl bemerkte, in welchem Zustande sich der neue Gast befand, beschloß seinen Nutzen zu ziehen und stellte sich in ehrerbietiger Haltung neben Daniel; er erklärte, sich besonders geehrt zu fühlen, einen so vornehmen Herrn in seiner Schenke zu sehen, verbeugte sich verschiedene Mal, fragte, ob der Wein dem Herrn munde u. s. w. Der Schulmeister nahm dies Alles für ächte Münze und um seine Größe zu zeigen, gab er ein Dreiguldenstück her, um die edle Gesellschaft zu regaliren. Der krumme David, der hieraus schloß, daß sein Gast sehr mit Geld versehen sei, verdoppelte seine Höflichkeit und horchte aufmerksam auf die Erzählung, die ihm Vos vorlog.

Dieser gab sich für einen der vornehmsten Fabrikanten des Gelderlandes aus und erklärte, eine so bedeutende Erbschaft gemacht zu haben, daß er nicht minder und nicht mehr als eine halbe Tonne Goldes bei sich trage.

Diese Geschichte, welche David Ram glaubte, kostete Vos das Leben.

Der Schulmeister wollte sich endlich zur Ruhe be-

geben, und David brachte ihn in sein eigen Bett, das einzige, das sich im ganzen Hause befand, da die übrigen Gäste, welche in De achtkant ihre Nachtwohnung aufschlugen, sich mit Stroh begnügen mußten; denn gute Kleidung und ein gutes Bett sind dem Bettler gleichgültig; eine leckere Mahlzeit, Ueberfluß an geistigen Getränken, wollüstiger, sinnlicher Genuß sind das Einzige, was Interesse für ihn hat, das Einzige, für das er dem wohlthätigen Vorübergänger in demüthiger, erbarmenswürdiger Haltung ein Almosen abbettelt.

Als die Gäste sich auf die Bühne, das einzige Gemach zum Uebernachten begeben hatten, und Andere in ihre elenden Wohnungen unter Ziegeldächer oder unterirdische Keller zurückgekehrt waren, mit einem Worte, als David mit seinem Sohne allein geblieben, begannen beide ein leises und geheimnißvolles Gespräch.

„Er hat viel Geld bei sich, Jim, wenn wir das hätten, wären wir für immer geborgen."

„Eine halbe Tonne Goldes! Wie Teufel, der Kerl hieher gekommen ist, wenn man ihn vermißte, würde ihn Niemand hier suchen."

„Nein... eine halbe Tonne Goldes..." sagte David lachend.

„Das Geld muß das unsre werden," fügte Jim hinzu, und darauf sprachen sie so leise, daß einer den Andern nur mit Mühe verstehen konnte.

Nachdem Vater und Sohn geraume Zeit sich auf diese Weise unterhalten hatten, begaben sie sich in die Kammer, wo der Schulmeister lag. Jim drückte sein Taschentuch so fest als möglich auf den Mund des Schlafenden, während David ihm einen so tiefen Schnitt in den Hals machte, daß das Messer auf das Genickbein stieß.

Ohne einen Laut von sich zu geben, ja, beinahe ohne sich zu verrücken, athmete der Schulmeister aus.

Augenblicklich wurden alle Kleider des Ermordeten durchsucht, selbst die Naht da und dort aufgetrennt, aber wie man auch suchte, nirgends war mehr zu finden, als neunzehnhundert sechszehn Gulden in Banknoten in der Brieftasche und ungefähr zwölf Gulden an Silbergeld.

Wie vom Donner getroffen starrten die beiden Mörder einander an, als sie gewahrten, daß nichts weniger, als eine halbe Tonne Goldes ihnen zu Theil geworden... als sie sahen, daß sie für eine ziemlich kleine Summe den Lebensfaden des Fremden abgeschnitten hatten.

„Er log also, als er sagte, daß er eine halbe Tonne Goldes bei sich habe," sagte Jim. „Wir haben nicht einmal den zehnten Theil der Summe."

„Und für so wenig haben wir einen Mord auf dem Gewissen."

„Es ist seine eigene Schuld, warum log er, hätte er die Wahrheit gesagt. Ja, wahrhaftig, hätte er die Wahrheit gesagt, er würde noch leben."

„Und mein Plan ist ganz zerronnen," sagte David Ram, „ich glaubte, reich zu werden..."

„Nun," sagte Jim, auf die Brieftasche zeigend, welche Ram in der Hand hielt, „es ist doch noch Etwas, es hätte schlechter sein können, er hätte ja auch nicht mehr Geld haben können, als in der Börse ist... Aber was nun thun?"

„Niemand hat gesehen, daß er dieses Haus betrat, und den Gästen werde ich es zu machen wissen, daß er diesen Morgen frühzeitig fortgegangen sei, oder etwas dergleichen; auch wird man ihn nicht bei mir suchen, denn wer könnte vermuthen, daß ein so anständiger Mann in De achtkant übernachtet sein sollte. Das Bett mußt Du verbrennen, es ist nur ein Strohsack und also nichts werth, und morgen, wenn es Tag ist, werden wir genau untersuchen, ob nirgends Blut ist."

„Aber die Leiche, Alter?"

„Du mußt mir helfen, Jim, wir werden sie in die Gracht werfen.“

„Bist Du toll!“ rief Jim, „die Leichen kommen immer nach dem neunten Tage auf die Oberfläche, und dann würde man an seinem Halse sehen, daß er ermordet ist, und die Sache so herauskommen; nein, es taugt durchaus nicht.“

„Aber was dann?“ fragte David. „Mich dünkt, daß das Wasser der beste Aufenthalt ist, wie lange oder kurz es auch dauern mag, und kommt die Leiche nach oben, entdeckt man, daß er ermordet ist, dann weiß doch Niemand, daß wir es gethan haben.“

„Du bist schlimm berichtet, Alter. Wie viel Menschen haben ihn heute Abend bei uns gesehen, unser Völkchen ist den ganzen Tag um den Weg, würde deßhalb die Leiche bald erkennen und dem Gerichte die Anzeige machen, daß der Ermordete hier gewesen.“

„Sieh, nun hast Du wieder Recht, Jim,“ antwortete der Vater seinem verständigen und einsichtigen Sohne. Zugleich sann er auf ein anderes Mittel, fand aber keines. „Aber wo sollen wir denn mit der Leiche hin?“

„Auf der Bühne steht noch eine leere Schiffskiste, dorthinein legen wir die Leiche, schließen sie und bringen sie in den Keller, und da wird kein Hahn darnach krähen. Haben wir dann mit der Zeit eine gute Gelegenheit, um uns ihrer zu entschlagen, dann werden wir davon Gebrauch machen, und so lauft Alles ganz sicher ab.“

Jim's Rath wurde befolgt, und die Leiche des unglücklichen Daniel Vos in der Kiste verborgen, und da Mimi, die zärtliche Gattin, nicht anders dachte, als daß ihr Mann mit dem Gelde durchgegangen, so wurden keine weiteren Nachforschungen nach dem Schulmeister von Hoogendal gemacht.

Von dem bei dem Ermordeten gefundenen Gelde kaufte David Ram einige Zeit später Het mooriaantje

in dem Suikerbakkersteeg und brachte die Kiste, worin die Leiche lag, nebst dem andern Hausrath der Achtkant in der Goudsbloemstraat nach seiner neuen Wohnung, wo der Mord entlich entdeckt wurde, wie wir schon früher gesehen haben.

* * *

Noch einige Aufhellung über die Anwesenheit der Leiche des ungarischen Doktors in dem Hôtel des Pays-Bas.

Schon am folgenden Morgen, nachdem der unglückliche Hauser von Adam Smith ermordet worden war, hatte der Kolonel van Bergen nach der Leiche an dem Orte suchen lassen, wo nach der Aussage van Zweedens der Kommissionär sein Opfer in die Gracht geworfen hatte. Die Leiche wurde endlich aus der Prinsengracht aufgefischt; der Kolonel hielt es, in Uebereinkunft mit seinem Plane, für unnöthig, zu erklären, daß er den Namen wisse, und auch van Zweeden ließ auf Befehl van Bergens nichts davon merken. Die Leiche, so von Niemand erkannt werdend, wurde in das Buiten-Gasthuis gebracht, da nach der Gewohnheit in das Todtenzimmer gelegt, ohne daß bei dem Einen oder Andern ein Gedanke an gewaltsamen Mord aufgestiegen wäre, während man viel eher den Tod des Mannes einem unglücklichen Zufalle oder Selbstmorde zuschrieb. Van Bergen, der wohl wußte, daß Adam Smith nicht bekennen würde, und an dessen Geständniß soviel lag, hatte durch große Geldopfer die Leiche an jenem Abende für einige Augenblicke zu erhalten gewußt. In einer gewöhnlichen Kiste wurde die Leiche in das Hôtel des Pays-Bas gebracht, ohne daß Jemand außer Hendrik und die erkauften Personen wußten, was die Kiste enthielt; und sobald die Leiche die gewünschte Wirkung gehabt, — wir erlauben uns diesen Ausdruck — wurde sie auf ebenso geheimnißvolle Weise wieder in das Krankenhaus zurückgebracht.

Nach diesem Rückblicke nehmen wir den Faden unserer Geschichte wieder auf.

Einen Monat später.

XXV.

Der schwarze Dolf.

Herrn H. Smith.
in L....

„Mein Herr und Freund!

„Mit Vergnügen theile ich Ihnen mit, daß wir für die Besitzthümer Ihrer Kinder, Frank und Clara, die denselben von Ihrem Bruder abgestanden worden, siebentausend Gulden mehr erhalten haben, als Adam Smith den Werth schätzte. Die Gelder, welche nach Abzug der Kosten unter meiner Verwahrung sind, betragen daher die sehr ansehnliche Summe von viermal hundert und fünftausend Gulden, über welche Sie nach Gutdünken, wann Sie wollen, verfügen können. Ich werde Ihnen nicht zu sagen nöthig haben, daß Ihr Aufenthalt in Holland für immer gefährlich bleibt, und ich glaube, daß das Vaterland, an welches sich für Sie so trübe Erinnerungen knüpfen, wenig Anziehendes für Sie haben kann.

„Auch ich fand auf dem niederländischen Boden nichts als Täuschungen und Vereitelung der heißesten Hoffnungen und verlange mehr als je, das Land zu verlassen, das ich mein Vaterland nenne. Ja, mein Freund, feurig verlange ich nach Ostindien zurück zu kehren, das mir als mein zweites Vaterland lieb und theuer geworden ist; da will ich meine Tage beschließen. Auch Sie sind in jenem Lande kein Fremdling und darum lade ich Sie ein, mich mit Ihren Kindern dorthin zu begleiten. Da sind Sie als Smith unbekannt und haben keine

Entdeckung zu fürchten. Das sonderbare Betragen Ihres Bruders, Adam Smith, dessen Ursache Niemand kennt, gibt zu allerlei Argwohn Veranlassung und wie leicht könnte dieser Argwohn für Sie von den schrecklichsten Folgen sein. Ich wiederhole es daher in Ihrem Interesse, eine baldige Abreise wird rathsam für Sie sein.

„Frank und Klara werden nicht zögern, Ihnen zu folgen; sie haben ja hier weder Freunde noch Bekannte. Und die wenigen Personen, mit denen sie von früher her bekannt sind, sind keineswegs tauglich, die Gesellschaft und den Umgang für Frank und Klara zu bilden.

„Auch ich mache mich zu einer baldigen Abreise bereit, die Umstände, die mir Holland jetzt unerträglich machen, und mich daraus fort treiben, sind Geheimnisse und werden solche bleiben.

„Ich wünsche daher, alsbald Ihren Entschluß zu hören und darum wäre mir Ihr Hieherkommen sehr angenehm, um mündlich die Plane zu besprechen.

„Um sicher zu sein, daß Sie diesen Brief erhalten werden, schicke ich denselben durch meinen Bedienten, Sie wissen, daß Sie dem alten Hendrik in Allem trauen können.

„Grüßen Sie Frank und Klara von
Ihrem Freunde
August van Bergen."

* * *

Als der Kolonel diesen Brief geschrieben hatte, ergriff er die Tafelglocke und ihre silbernen Töne klangen in das Nebenzimmer.

„Du begibst Dich morgen mit diesem Brief nach L....," sagte van Bergen zu dem eintretenden Bedienten, „eine vertraute Person muß dieß Papier überbringen und ich kann darum Niemand besseres wählen. Du mußt Dir die Reise so bequem als möglich machen

und es Dir an nichts fehlen lassen, denn Du wirst alt und des Reisens wohl müde sein. Es ist Deine eigene Schuld, Hendrik, daß ich Dir diesen Dienst auflade, schon oft wollte ich Dir einen Jahrgehalt aussetzen, damit Du Deine Tage in Ruhe beschließen könntest."

„Sprechen Sie mir von keinem Jahrgehalt, Kolonel," sagte Hendrik etwas ärgerlich, „ich mag das Wort nicht hören, es klingt mir in den Ohren wie Gnadenbrod; bin ich Ihnen zu alt oder zur Last, bediene ich Sie nicht mehr nach Ihrem Wunsche, so sagen Sie schlechthin, Kolonel, ich könne gehen, in dem einen oder dem andern wohlthätigen Stifte wird wohl noch ein Plätzchen für den alten Hendrik sein.... mit einem Jahrgehalt... da will ich nichts davon wissen. Wenn Sie mir auch Geld geben würden, um auf einem Dorfe anständig leben zu können, was sollte ich den ganzen Tag thun, wen hätte ich, um mit ihm sprechen zu können? Die mich nicht kennten, würden mich vielleicht einladen, dann hieße es: Wer ist der alte Herr? Ein ehemaliger Bedienter. Sie würden die Nase rümpfen und die ich Geld verdienen ließe, würden mich hinter dem Rücken auslachen. Bedienter, Sie wissen nicht, was das ist!... Wenn Sie mich glücklich sehen wollen, ich habe es oft gesagt, so müssen Sie heirathen und wenn ich dann sähe, daß Sie eine brave Frau hätten, wenn Ihre Kinder mit mir spielten und mich an den Haaren zupften, die in Ihrem und Ihres Vaters Diensten grau geworden, dann wäre ich glücklich und glücklicher als mit tausend Jahrgehalten!"

„Sei still!" rief der Kolonel in mißvergnügtem Tone, ohne daß Hendrik die Gründe ahnen konnte, durch die er die Unzufriedenheit seines Herrn verdient hatte. „Hendrik, Du weißt nicht, wie diese Worte mich verwunden."

Van Bergen schwieg einige Augenblicke und fragte, um von dem Gespräche abzubrechen:

„Ist es wahr, Hendrik, daß van Zweeden den alten Weg wandelt?“

„Ja, Kolonel, noch gestern hat er sich in dem französischen Kaffeehause so sehr dem Genusse geistiger Getränke übergeben, daß es ihm unmöglich war, nach Hause zu kommen, und deßhalb mußte man für einen Wagen sorgen.“

„Unverbesserlicher Trunkenbold!“ rief der Kolonel, „durch Ueberzeugung ist er von seiner Gewohnheit nicht abzubringen, es muß also durch Zwang geschehen! Heute Abend, Hendrik, will ich meinen Plan ausführen, sorge, daß Alles in Bereitschaft sei.... Und Henriette?“

„Das Mädchen ist ein Engel, Kolonel! Sie ist jetzt ganz zu Ordnung und Sparsamkeit zurück gekehrt; Sie wissen, daß als Sie das Geld erhielt, sie an nichts anderes dachte, als sich Vergnügen zu machen und ihre Freundinnen zu regaliren; nach Ihrem Befehle habe ich mich nach ihrem Geliebten erkundigt und die Berichte über ihn lauten günstig: er ist ein Sattler, geschickt und fleißig und von guter Aufführung. Besonders der Geliebte brachte sie von ihrer Verschwendung ab. Jetzt ist sie wieder sparsam und arbeitet fleißig; täglich besucht sie ihren Vater und Bruder im Gefängniß, und sucht ihr Loos zu mildern.“

Es wurde leise an die Thüre geklopft. Hendrik öffnete dieselbe.

„Es ist Jemand da, der Sie sprechen will, Kolonel!“

„Sein Name?“

„Er nennt sich Adolf.“

„Adolf!“ rief van Bergen, „lasse ihn herein.“ Die angemeldete Person trat ein; sein sonst so bleiches Gesicht war noch bleicher geworden, und der Ausdruck seiner schwarzen Augen noch düsterer als je.

„Sie haben viel für mich gethan, Herr Kolonel,“ sprach er, während er sich kaum die Zeit ließ, den Ko-

lonel gehörig zu grüßen, „dieß beweist Ihr Interesse für mich und darum darf ich es wagen, Ihre Hülfe für mich anzurufen."

„Das Geld, das ich Ihnen gab, ist doch nicht verzehrt?" fragte der Kolonel mit strengem Blicke.

„Ich würde unwürdig sein, je zu besitzen, wenn dieß der Fall wäre," sagte Adolf, „meine Bitte ist ganz anderer Art. Ich will mein Vaterland verlassen, um anderswo mein Glück zu versuchen; da Sie in Ostindien bekannt sind, wünsche ich Ihre Fürsprache, denn ich habe mir vorgenommen, dorthin zu ziehen."

„Wie, Sie wollten das Vaterland, Ihre Freunde und Bekannte verlassen?"

„Mein Vaterland ist überall," gab Adolf düster zur Antwort, ich stehe in keinen Verhältnissen und der einzige Freund, den ich hatte, wurde von mir geschieden. Dieser Freund ist Frank Smith."

„Aber warum in fernen Landen das suchen, was hier für Sie zu finden ist, mit dem, was Sie besitzen, wird es Ihnen leicht werden, Etwas zu beginnen. Und was wäre Ihr Plan in Ostindien?"

„Ich will in Dienste treten."

„Sind Sie toll oder hat der Glanz der Uniform auch Ihre Augen verblendet?"

„Nein, ich weiß, daß der Soldat seine Freiheit verkauft, zu blindem Gehorsam gezwungen ist, aber ich will doch, was ich sage; ich meine dieß wirklich Herr Kolonel, in Ostindien will ich im Kriege meinen Tod suchen, hier in Holland ist Friede, hier kann ich mein Ziel nicht erreichen, aber dort. . . ."

„Sie sind wahnsinnig," fiel van Bergen ihm in die Rede, „in Ihren Jahren schon den Tod wünschen."

„Das Leben hat keinen Werth mehr für mich, seit ich verloren, was mir theuer war."

„Clara!" sagte der Kolonel, während er den schwarzen Dolf mit durchdringendem Blicke ansah.

Eine dunkle Röthe verbreitete sich über das Ge-

sicht des Jünglings, eine Thräne glänzte in seinem Auge.

„Sie lesen in meiner Seele," antwortete er und schlug die Augen nieder.

„Ich habe es errathen," sagte van Bergen, „Sie lieben Klara Smith, aber seien Sie klug... Sie begreifen..."

„Ich begreife," rief Adolf heftig, „daß Klara nie die meine werden kann, sie ist reich, hat einen Vater, einen Namen... aber was habe ich? wer bin ich?... wer waren meine Aeltern?"

„Können Sie sich denn gar nichts erinnern von Ihrem Vater oder Ihrer Mutter?

„Nichts, nur meine Tante könnte mir sagen, wer meine Aeltern waren, aber sie weigert sich, mich als ihren Neffen zu erkennen. Das letzte Mal als ich sie besuchte, schwur sie hoch und theuer, mich nie gesehen zu haben, und mich durchaus nicht zu kennen,"

„Und die Tante lebt noch?"

„Ja, sie hat ein Leihhaus!" Und Adolf nannte die Straße, wo die Frau wohnte.

„Sie muß sprechen," sagte der Kolonel bestimmt, „ich will sie zwingen, zu sagen, wer Sie sind."

„Sie kennen sie nicht, Herr Kolonel, sie ist eine halsstarrige Frau."

„Wenn Milde nichts nützt, werde ich Gewalt anwenden. Kommen Sie, Adolf, alsbald wollen wir dorthin gehen!"

Von einem besonderen Eifer getrieben, von einem unwiderstehlichen Willen beherrscht, von dem man sich oft selbst keine Rechenschaft geben kann, wollte der Kolonel unmittelbar einen neuen Plan ausführen. Er wollte die Frau sprechen und begab sich nach der ihm von Adolf angedeuteten Wohnung auf den Weg.

„Warten Sie hier auf mich," sagte der Kolonel, als sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht hatten, „es ist besser, daß ich allein gehe; doch entfernen Sie sich

nicht zu weit, um Sie bei der Hand zu haben, wenn es nöthig wäre?"

Van Bergen trat in ein kleines Leihhaus und fand hinter dem Ladentisch eine Frau, die nach Adolfs Beschreibung seine Tante sein mußte.

Wir wollen dem Leser ihre Person nicht schildern, da wir in ihr eine Bekannte, nehmlich die Frau de Geer finden.

„Nun," fragte sie verwundert, als sie einen so nobel gekleideten Herrn sah, von dem sie nach seinem Aeußern zu schließen, nicht glauben konnte, daß er etwas versetzen wollte. „Nun?"

„Sind Sie die Frau de Geer?" sprach van Bergen.

Die Bankhalterin nickte.

„Ich wünsche Sie einige Augenblicke zu sprechen Frau de Geer, und zwar über einen Neffen von Ihnen Namens Adolf.

„Hab kein' Neff', weiß von kein' Neff'," sagte Frau de Geer in ihrer gewöhnlichen Sprechart. „Närrisches Geschwätze, halten Sie mich nicht auf."

„Sie haben also keinen Neffen?"

„Keine Neffen, noch Nichte, nichts von allen dem."

„Aber Sie haben doch ein Kind erzogen, und dieß Kind war Adolf."

„Lügen, nichts als Lügen, Kinder erziehen läßtig Geschäft, bedanke mich dafür."

„Wie Sie könnten läugnen, ein Kind erzogen zu haben?" rief van Bergen. Er nahm drei Goldstücke aus der Börse und legte sie vor sich. „Das soll Ihre Belohnung sein, wenn Sie die Wahrheit sagen, wenn Sie es aber nicht thun, so werde ich Sie gerichtlich dazu zwingen und Sie werden nicht ungestraft ein Kind verkouft haben."

Die riesenhafte Frau erschrack bei diesen Worten und als der Kolonel es bemerkte, drang er so heftig auf das Bekenntniß, daß Frau de Geer endlich sagte:

„Nun ja, Kind gehabt, bei mir gewesen, viel Geld

dafür bekommen, plötzlich aufgehört zu bezahlen, bedanke mich Kind für nichts zu behalten, weggethan, nicht reich genug anderer Leute Kinder groß zu ziehen, weggethan, sage ich, nicht verkauft.“

„Wie kamen Sie dazu den Knaben Zadok und Leen zu geben?“

„Niemand anders haben wollte, Geld dafür kriegen, das Kind Niemand haben will für Nichts!“

„Und die Aeltern des Kindes? Adolfs Vater?“ frug der Kolonel mit verdoppelter Neugierde, während der Gedanke an Mathilde, an ihr Kind, an den verstorbenen Baron von Hunter ihm vor der Seele schwebte.

„Kann nicht sagen, wie sie heißen, vornehme Leute, arme Leute viel auf Kinder halten, reiche Leute froh sind, wenn sie sie los werden.“

„Sie wollen mich glauben machen, Sie wüßten die Aeltern nicht,“ rief van Bergen, und suchte noch ein Goldstück zu den Uebrigen. Nun denken Sie mal nach es hängt das Glück des Knaben, den Sie so schlecht behandelten davon ab, wenn Sie den Namen seiner Aeltern nennen; dies wird ihn all' das Leiden vergessen lassen, das Sie ihm angethan und er wird sich nicht undankbar gegen Sie zeigen. Frau, sprechen Sie offenherzig, so lange es noch Zeit ist, nennen Sie mir den Namen von Adolfs Aeltern.“

„Weiß wahrhaftig nicht, ... bei meiner Seele nicht! ...“ rief Frau de Geer und ihr Ton verrieth so viel Wahrheit, daß van Bergen endlich sagte:

„Nun ich will Ihnen glauben Frau, erzählen Sie mir umständlich alle Verhältnisse in Beziehung auf das Kind, so weit Sie sie wissen und wie die Aeltern gerade auf Sie als Erzieherin kamen.“

„Will offenherzig reden: früher, beinahe zwanzig Jahre her, wohnte zu Vaassen, klein Dorf im Gelderlande, war verheirathet, hatte ein Kind, Mann todt, Kind todt, war ein braver Mann, immer fleißig, gut

gegen mich. Eines Tages hält eine Kutsche vor dem Haus, war gerade Wittwe, kommt ein vornehmer Herr, verlangt mich zu sprechen, sagt, junge Dame sich verfehlt, werde ein Kind bekommen, er will fünfzig Gulden geben, ich junge Dame ins Haus nehmen, bis sie Mutter geworden; ich sage fünfzig ist zu wenig, sechszig, gut sagt junger Herr, sechszig geben. Drei Tage später junges Fräulein kommt, sehr schön, fein, freundlich und lieb, bleibt acht Tage, wird Mutter... bleibt noch zwei Wochen, junger Herr kommt junge Fräulein wieder holen, will sein Kind aufziehen, vom jungen Herrn Geld dafür. Junge Herr und Fräulein gehen, Kind bleibt, oft junge Herr kommen, bezahlt, bekomme hie und da Geld extra von jung Fräulein. Als das Kind zwei Jahre wird... nichts mehr, junge Herr bleibt weg."

„Und haben Sie nachher nichts mehr von ihm erfahren?"

„Nichts, hatte eine Tante, alte Frau, wohnte in Amsterdam, kleines Leihhaus, wird krank, komme zu ihr, sage Niemand wohin gehen, hatte Schulden, still fort, will nicht bezahlen. Komme zur Tante, will nichts geben, miethe eine Kammer, kann Adolf nicht mehr behalten; selbst arm, selbst Hunger, kann ihn nicht verhalten: spreche Juden, Künstemacher, roth Haar, will das Kind haben, gibt Kind. Tante stirbt, hinterläßt Geld, nicht viel, erb' Alles, wohne im Leihhaus, will Adolf haben, Jud weiß nicht, wo er ist, kommt wieder hervor bei Weinhändler van Dam. Adolf kommt, schicke ihn in eine Kostschule läuft weg."

„Diese Geschichte ist mir bekannt," sagte von Bergen, welcher aufmerksam die fremdartige Erzählung angehört hatte, „aber warum wollten Sie ihn nicht anerkennen, als er wieder kam."

„Bah, groß geworden, kann arbeiten, sollte ihm Kost geben, bekant' mich, nun für sich selbst sorgen, alt genug, groß und stark genug, fragt nach Aeltern,

weiß nichts, will nichts mehr zu thun haben, guten Tag.... ha! ha! kenn' dich nicht, Freundchen."

August blieb einige Augenblicke in tiefes Nachdenken versunken. Plötzlich wird sein Gesicht todtenbleich und bald wieder dunkelroth.

„Frau!" rief er mit einer tiefbewegten Stimme, „haben Sie nichts von Kleidern aufbewahrt, welche die Mutter oder der Vater dem Kinde schenkten, haben Sie nichts, was zu einer Erkennung führen könnte?"

„Nichts. Kleider... alt geworden, verschlitzt, nichts! Ja, doch... junge Frau betrübt, als sie geht, viel weinen, schreibt Briefchen, zerreißt es in zwei Stücke, gibt mir ein Stück, anderes selbst behält, sagt: Gib Niemand das Kind, als wer dies Papier zeigt; wer das Papier bringt, ist von mir gesendet."

„Und Sie haben das Stück?" fragte der Kolonel in einem Tone, der der unwiderlegbarste Beweis von dem Interesse war, das er an dem Schicksale des Kindes hatte.

„Ja, in der Bibel."

„Zeigen Sie es mir," rief van Bergen. „Großer Gott, wenn es möglich wäre!"

Frau de Geer nahm eine große, mit einem kupfernen Schloß versehene Bibel von einem Tische, der mit einer Serviette bedeckt war. Sie öffnete die Bibel und nahm ein Papier, das durch das Alter gelb geworden, worauf Folgendes stand:

. . . . wer es auch
. . . . Kind, das bei
. . . . daß er Euch
. . . . hörende Stück.

„Wollen Sie mir das Stück verkaufen?" fragte der Kolonel.

„Sie können es zum Geschenke haben," sagte die Frau, „die Eltern todt oder längst vergessen." Sie übergab dem Kolonel das Stück Papier, der es als einen großen Schatz sorgfältig aufbewahrte.

„Und würden Sie die Mutter Adolfs wieder erkennen, wenn Sie sie sähen?“

„Weiß nicht sicher, lange her, Menschen verändern.“

„Bald sollen Sie von mir hören, ich werde wieder kommen, Frau. Dies Gold ist für Sie und wenn meine Vermuthung wahr würde, dann sollen Sie das Doppelte haben. Großer Gott, wenn es wirklich so wäre!“

Van Bergen verließ die Wohnung der Frau de Geer.

Auf der Straße fand er Adolf bald.

„Ihre Unterhaltung mit meiner Tante dauerte lange, Herr Kolonel, und glückte es Ihnen, etwas über meine Abkunft zu erfahren?“

Van Bergen sah Adolf einige Zeit an. Es schien, er wünsche Etwas in den Augen des jungen Menschen zu finden, was er darin suchte; jeder Zug, jede Falte sollten ihm etwas Besonderes sagen.

Adolf sah seinen Wohlthäter verwundert an.

„Es sind ihre Züge doch nicht,“ sagte der Kolonel in zweifelndem Tone zu sich. Darauf sprach er zu dem jungen Manne: „Adolf, vielleicht geht bald eine Veränderung mit Ihnen vor! Vielleicht... folgen Sie mir, der morgende Tag ist vielleicht der glücklichste Ihres Lebens.“

XXVI.

Das Zwangmittel.

Van Zweeden saß jetzt als Chef auf dem Komptoir. Adam Smith, der vormalige Kommissionär, war seit einer Woche in ein abgelegenes Dorf gezogen, nachdem er vorher auf Andringen des Kolonel seine Geschäfte

so in Ordnung gebracht hatte, daß sie von seinem vormaligen Kommis fortgesetzt werden konnten. Er hatte Nancy Horst geheirathet, die Hochzeit ging in der Stille vor sich, so daß diese Geschichte den Meisten unbekannt blieb. Es war kein fröhliches Hochzeitsfest. Kaum war die bürgerliche und kirchliche Trauung vorüber, als die junge Gattin ihren Mann verließ und als wäre nichts geschehen, in die Wohnung ihres Großvaters zurückkehrte, wo sie mit Ungeduld die Zeit erwartete, da ihr das Gericht die Scheidung gestatten würde.

Henri, oder lieber die Kinder desselben, Frank und Clara, hatten dem alten Herrn Smith ein zureichendes Einkommen bestimmt, um außer der Stadt anständig leben zu können.

Der Leser weiß, daß der von Adam Smith verübte Mord nur dem Kolonel, van Zweeden, Henri Smith und dem alten Hendrik bekannt war, und die Freunde Adam Smiths glaubten allgemein, daß er, sich nach Ruhe sehnend, seine übrigen Tage auf dem Lande zubringen wolle. Auch Frank und Clara lebten in diesem Wahne: was mit ihrem Oheim vorgefallen, war ihnen unbekannt und sie glaubten, er habe, um aller Mühseligkeiten überhoben zu sein, sein Vermögen schon bei Lebzeiten vertheilt, mit der Bedingung, einen Jahrgehalt davon zu beziehen.

Was Jakob Horst betrifft, dieser sah in Adam Smith den rechtschaffenen Mann, der, um die Schmach zu tilgen, die er seiner Tochter angethan, ihr seine Hand geschenkt hatte, ohne sie aber von dem Manne ihrer Wahl zurückhalten zu wollen. Ueber das Geschenk von dreißigtausend Gulden urtheilte der alte Kupferstecher, Adam Smith habe es für die gute Erziehung von Nancy's Kind gegeben.

Van Zweeden war Chef auf seinem Komptoir. Seine Kleidung war ganz verändert, Leute, die ihn früher gekannt hatten und später nichts mehr von ihm wollten, reichten ihm jetzt wieder freundlich die Hand

und schwuren ihm ewigen Haß, wenn er nicht baldigst bei ihnen esse oder ein Glas Wein trinke, während Karel de Roos ihn mit Gewalt zu einer Fahrt in einem eleganten Tilbury nöthigen wollte, um seine Güter zu besichtigen und ihn unaufhörlich fragte, ob er jetzt nicht bekennen müsse, er habe Unrecht gehabt, als er sagte, Adam Smith sei ein Spitzbube und ob er einen ehrlicheren Mann finden könne, als seinen ehemaligen Patron.

Während der ersten Tage nach seinem glücklichen Schicksalswechsel enthielt er sich gänzlich aller geistigen Getränke; doch nach und nach ergab er sich wieder dieser Untugend und es dauerte nicht lange, so war van Zweeden der alte Trunkenbold wieder, mit dem Unterschiede, daß er jetzt in vornehmen Kaffeehäusern seiner unglücklichen Leidenschaft den Zügel schießen ließ, statt, wie früher, gemeine Plätze zu besuchen. Doch vermied er sorgfältig die Orte, wo er den Kolonel van Bergen treffen konnte.

Wie er sich aber auch bemühte, seine neuen Abirrungen vom guten Wege vor August van Bergen verborgen zu halten, gelang es ihm doch nicht; denn der Kolonel, der wenig auf seine Bekehrung vertraute, ließ all' seine Handlungen und Gänge genau beobachten und war deßhalb sehr genau von Allem unterrichtet. Worte halfen nichts mehr! Der Mann, der durch Ueberzeugung nicht zurecht zu bringen war, mußte durch Zwangmittel dazu genöthigt werden.

„Ist Alles bereit?“ fragte der Kolonel seinen Bedienten.

„Alles,“ sprach Hendrik, „ich habe eine gute Gelegenheit in einer kleinen Schenke an der Buitenkant gefunden, die Leute wollen es gerne für die zugesagte Belohnung thun.“

„Und wo befindet sich van Zweeden jetzt?“

„Um sieben Uhr hat er sein Komptoir verlassen und ist in das Duitsche Koffijhuis gegangen, wo er

gewiß noch zu finden ist, denn wie ich gehört habe, kommt der Wagen nicht vor elf Uhr, um ihn nach Hause zu bringen."

„Sehr gut, lasse meinen Wagen anspannen und ich fahre augenblicklich dorthin."

Der Befehl des Kolonels wurde alsbald ausgeführt und wenige Augenblicke später trat van Bergen in das Duitsche Koffijhuis.

Der Mann, den er suchte, saß in einer Ecke des Saales, scheinbar beschäftigt, eine Zeitung zu lesen; auf dem Tischchen, an welchem er saß, stand eine Rheinweinflasche nebst einem blauen Kelche, welchen van Zweeden von Zeit zu Zeit vollschenkte und leerte.

Van Zweeden bemerkte das Erscheinen des Kolonels nicht und las ruhig weiter, ohne die Augen aufzuschlagen.

Van Bergen ging sogleich auf ihn zu.

„Herr van Zweeden!" sagte van Bergen mit geheuchelter Ueberraschung und reichte dem neuen Kommissionär die Hand.

Dieser stand auf, doch die Mühe, welche ihn diese Bewegung kostete, bewies August sogleich, daß er zu viel getrunken hatte. Van Bergen knüpfte ein Gespräch mit ihm an, das van Zweeden aber nur lallend fortsetzte.

„Ich will nichts mehr vom Trinken wissen, ich denke nicht mehr daran," sagte van Zweeden, nachdem der Kolonel ihn gefragt hatte, was er gegenwärtig mache, „aber wenn man in ein Kaffeehaus kommt, muß man doch etwas thun, ich trinke immer Rheinwein, das ist ein leichtes Getränk, das nicht betäubt."

„Ich bin müde und durstig," erwiederte van Bergen, „ich werde dem Kellner sagen, daß er mir ein Glas bringt, dann wollen wir zusammen die Flasche leeren. He, Jan!...."

„Lassen Sie uns eine andere Flasche nehmen," sagte van Zweeden, „diese ist beinahe leer."

„Sind Sie toll!" rief der Kolonel, der, ehe van Zweeden ihn daran hindern konnte, die Flasche gegen das Licht hielt, „diese Flasche ist noch beinahe voll."

„Ja, doch der Wein ist nicht gut, nicht reinen Geschmackes ...."

„Nun, nun, ich habe keine so feine Zunge, was Sie trinken, kann ich ja auch trinken. Jan, ein Glas!"

Der Kellner brachte das Verlangte, aber im selben Augenblicke befahl ihm van Zweeden: „Nimm diese Flasche mit und bringe eine Flasche Rheinwein vom besten, verstehst Du?"

Der Kolonel nahm die Flasche. Van Bergen, der wohl begriff, daß van Zweeden ihn betrog, hielt den Jungen zurück, nahm ihm die Flasche aus der Hand, und schenkte sein Glas voll, während er sagte:

„Ich verschmachte vor Durst, es ist mir unmöglich, zu warten, bis der andere Wein kommt." Und einen Zug nehmend, rief er scheinbar verwundert aus: „Aber das ist kein Rheinwein, das ist Branntwein — Konjak!"

Der Trunkenbold war entlarvt. Der Wein hatte für van Zweeden zu wenig Reiz mehr und weil er sich schämte, in einem Kaffeehause so viel geistiges Getränke zu trinken, hatte er sich mit dem Wirthe verabredet, daß dieser ihm eine Rheinweinflasche geben mußte, während er, um seine List noch mehr zu bedecken, aus einem farbigen Glase trank.

„Das ist Konjak," sagte van Bergen, „nein lasse die Flasche nur stehen," befahl er dem Kellner, „ein gutes Glas Konjak kann nichts schaden, ich halte viel darauf, Herr van Zweeden," und nahm einen tüchtigen Zug.

Verwundert sah van Zweeden den Kolonel an, er hatte etwas ganz anderes von diesem erwartet.

„Sie sind ein kluger Fuchs," fuhr van Bergen fort, dem Trinker auf die Schulter klopfend, „Sie wissen, daß es nicht gut aussehen würde, um diese Tageszeit

so viel Konjak zu trinken und schenken ihn daher aus einer Rheinweinflasche.

„Ist das nicht schlau?“ rief van Zweeden, durch die Worte des Kolonel ermuthigt und dieser versäumte nicht, der von dem Kommissonär gebrauchten List seinen Beifall zu geben.

Je mehr van Zweeden trank, desto vertraulicher wurde er, und van Bergen, in dessen Plan es lag, ihn zum Trinken anzufeuern, that dieß auch kräftig. Endlich war es dem Trinker nicht mehr möglich, ein Wort zu sprechen und als van Bergen es bemerkte, sagte er:

„Wohlan, Herr van Zweeden, halten Sie mich fest, ich werde Sie nach Hause begleiten, mein Wagen steht unten.“

„Wagen .... ja das ist gut,“ stammelte van Zweeden, und ergriff den Arm, den ihm der Kolonel bot. Im Gange stand Hendrik und mit Hülfe dieses gelang es dem Kolonel, den Kommissonär in den Wagen zu bringen, wo er bald einschlief.

Als er endlich erwachte, tastete er um sich und fand, daß er auf Stroh lag. Erschreckt fuhr er auf und sah um sich. Er befand sich in einem kleinen Keller, in welchem einige leere Körbe, Fässer und mehr dergleichen Dinge. Auf einem Tische standen drei große Krüge nebst einem Bierglase und eine Laterne, die ein schwaches Licht verbreitete; eine unangenehme Luft, wie man sie immer an solchen Orten findet, verpestete den Aufenthalt und erschwerte das Athemholen sehr. Ein unleidlicher Durst bemächtigte sich des Unglücklichen; seine trockene Zunge saß an seinem Gaumen fest und seine geschwollenen Lippen brannten heftig.

„Wo bin ich?“ fragte er, „wo bin ich hingerathen.“ Er erinnerte sich, wiewohl undeutlich, den Kolonel gesehen und einen Wagen bestiegen zu haben. Er wollte rufen, aber er konnte seine Stimme nicht erheben. Eine nicht zu beschreibende Unruhe hinderte

ihn am Aufstehen; er fiel wieder auf das Stroh nieder und schlummerte.

Es dauerte nicht lange, als er nochmals am Durste erwachte. Er war stets gewohnt, eine mit Wasser gefüllte Flasche neben seinem Bette stehen zu haben; mechanisch streckte er seine Hand darnach aus, tastete herum, doch sie war nirgends zu finden.

„Wasser!" rief er, „Wasser, ich sterbe vor Durst, Wasser!"

Sein Auge fiel auf die Krüge, die neben dem Bierglas und der Laterne auf dem Tische standen.

Mit Mühe richtete er sich auf und hielt sich mit beiden Händen an der Mauer fest, um nicht zu fallen und Alles schien mit ihm sich im Kreise zu drehen.

Als die Betäubung ein wenig nachgelassen, wankte er nach dem Tische, ergriff einen Krug und füllte das Glas, das dabei stand, das Naß glänzte wie Gold, er brachte es an seine Lippen, doch eben so schnell zog er es zurück, als wäre es Gift... es war Konjak.

„Bah! der Trank brennt...?" rief er und ergriff einen andern Krug. „Wieder Branntwein!...."

Er ergriff den dritten Krug und füllte das Glas. Ein helles Getränke klar wie Kristall, rein wie der Thau auf den Blumen, perlte in demselben. „Wasser!.... endlich Gott sei Dank, Wasser!" stammelte er und faßte mit beiden Händen das Glas, brachte es an die Lippen, nahm einen guten Zug, spuckte es aber alsbald schreiend wieder aus.... es war Jenever!

Da lief er wie ein Wahnsinniger umher, um Wasser rufend. „Ich sterbe!" wiederholte er unzählige Male, so laut er konnte. Er leckte die Nässe der Mauern ab, um nur seinen Durst zu löschen.

Er sank nieder.... seine Sinne schwanden ihm. Träumend sah er in bunter Mischung van Bergen, Adam Smith und Carl Hauser.

Heftiger als je quälte ihn der Durst, als er wieder erwachte. „Gott!" rief er, „Wasser!.... gebt mir

Wasser! und müßte ich sterben!" aber seine Bitte wurde nicht erhört. Immer brennender wurde seine Zunge; immer ergriff er den mit Jenever gefüllten Krug. Er mußte zu trinken haben, gleichgültig was er trank.... es war, als wenn geschmolzenes Blei seine Zunge berührte... aber dennoch trank er fort, bis er niederfiel, der Krug zerbrach und der Trank, der ihn ins Verderben gestürzt hatte, floß über ihn hin. Wieder zu sich gekommen, lag er auf einem guten Bette, in einem Zimmer, das ihm gänzlich unbekannt war, eine Flasche mit Wasser stand vor demselben. Ohne sich weiter um etwas zu bekümmern, setzte er die Flasche an den Mund und trank; anfangs fand das Wasser kaum den Durchgang durch den geschwollenen Mund, doch als dieser nach und nach kalt geworden, verschlang van Zweeden das wohlthätige Getränke.... und setzte die Flasche erst nieder, als sie ganz geleert war.

Jetzt sich ganz hergestellt fühlend, ergriff er die Glocke und läutete.

„Wo bin ich?" fragte er die hereintretende Frau.

„In dem Wirthshause Het anker an der Buitenkant, ein Herr hat Sie gestern Abend hieher gebracht, Sie waren..."

„Ja, ja," rief van Zweeden, der vor Scham beinahe nicht aufsehen mochte, „ich begreife, was Sie sagen wollen. Und kann ich gehen, wenn ich will?"

„Warum nicht, der Herr hat ja für Sie bezahlt."

Van Zweeden kleidete sich an und eilte, ohne näher über das nächtliche Quartier sich Auskunft zu verschaffen, in das Komptoir.

Es war schon spät am Tage und Palm ging vor der geschlossenen Thüre auf der Gracht auf und nieder.

„Ich dachte, Herr van Zweeden," sagte der Kommis, „es sei Ihnen ein Unglück begegnet und wollte schon zum Kommissär..."

„Nein, nein, ich hatte diesen Morgen früh schon einen Ausgang zu machen, man hat mich ein wenig

lang aufgehalten. Ich fühle mich etwas unwohl," fuhr er fort, und begebe mich zur Ruhe, Sie müssen mich wecken, wenn es Börsenzeit ist, Palm!"

Van Zweeden wurde von dem Augenblicke an ernstlich unwohl, und als er nach Verlauf von einiger Zeit wiederhergestellt war, wagte er es wieder Jenever zu trinken — denn das Trinken ist ein Uebel, von welchem nur Wenige lassen. — Doch kaum hatte er mit dem Getränke seine Lippen befeuchtet, als ihn ein Schauer überfiel; er dachte wieder an das Geschehene, die Ursache seiner Krankheit, und mit Abscheu nahm er den Becher von dem Munde, um ihn nie wieder in die Hand zu bringen.

Indem wir jetzt von ihm Abschied nehmen, können wir auch von ihm sagen, daß er heute eine Zierde der Gesellschaft ist, und seinem einzigen Fehler auf immer Lebewohl gesagt.

XXVII.

Eduard.

„Ich bitte die Frau Baronin um Entschuldigung wegen der unschicklichen Stunde, die ich zu meinem Besuche gewählt habe."

Mit diesen Worten erschien der Kolonel van Bergen in dem Zimmer, in welchem Mathilde saß. Nicht wenig verwundert schien die adelige Wittwe, so früh am Morgen schon — es war noch nicht Mittag — einen Mann vor sich zu sehen, der die Gebräuche der großen Welt zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß diese Stunde keineswegs zu Besuchen passend sei.

Der Kolonel bemerkte die Verwunderung, sie hinderte ihn aber nicht, fortzufahren:

„Da ich jedoch vernommen, daß Robert und Madame Woestbergen diesen Morgen ausgefahren sind und frühzeitig wieder zurückkommen werden, so wagte ich es, von dieser Gelegenheit Gebrauch zu machen, Sie um eine Unterhaltung zu bitten, ohne von Ihrem Bruder oder Madame Woestbergen gestört zu werden."

„Sie kennen mich und wissen also, Kolonel, daß ich eine kleine Uebertretung der Regeln des Anstandes nicht falsch deute... ich erkläre Ihnen aber, daß ich sehr neugierig bin, die Gründe zu vernehmen, die Sie so früh hieher führen."

Mathilde lächelte, als sie diese Worte sprach, und dieß Lächeln erhöhte ihre Schönheit.

Im vollsten Sinne des Wortes konnte die Frau Baronin Wittwe van Delden van Ransbergen eine schöne Frau genannt werden, in diesem Augenblick erschien sie dem Kolonel vielleicht schöner, als je, in dem einfachen Morgengewand, das ihre schlanke Gestalt umschloß, während ihre reichen Haare theilweise unter dem netten Häubchen verborgen waren.

„Die Zeit ist kostbar, gnädige Frau, jeden Augenblick können wir gestört werden," begann van Bergen, „vergönnen Sie mir deßhalb, daß ich sogleich zu dem Gegenstande übergehe... Aber wie sehr es mich auch drängt, Ihnen die Gründe meines Hierherkommens mitzutheilen, scheint mich doch eine unwiderstehliche Macht zurückzuhalten, die Furcht, daß ich Sie vielleicht betrübe, benimmt mir den Muth."

„Sprechen Sie frei heraus, mein Herr," sagte Mathilde, „und thun Sie, was Sie gesagt haben, das heißt, gehen Sie zu dem Gegenstand selbst über, ehe mein Bruder uns stören könnte."

„Nun denn, gnädige Frau!" so begann er, „Sie kennen die Gefühle, die ich für Sie hege: ein Mal wagte ich es, Ihnen meine Hand anzubieten... und

Sie weigerten sich, sie anzunehmen, und obwohl die Weigerung mein höchstes Glück zernichtete, würde sie doch meine Achtung und Erfurcht erhöht haben, wenn für diese Achtung und Ehrfurcht eine Erhöhung möglich wäre. Ich weiß aber auch zugleich, Mathilde, daß Ihre Gefühle für mich sich nicht verändert haben."

Hier schwieg der Kolonel einige Augenblicke. Mathilde ehrte das Stillschweigen und sah vor sich hin.

Endlich fuhr van Bergen fort:

„Der Mensch ringt und strebt, das zu erringen, was er für den Gipfel seines Glückes hält, dann erst verzweifelt er, wenn alle Hoffnung rettungslos für ihn verloren ist. Ich werde Ihnen nicht zu sagen haben, was ich als den Gipfel meines Glückes ansehe, Ihr eigenes Herz wird es Ihnen sagen. Nun denn, unermüdet habe ich danach getrachtet, dieß Glück zu erlangen, alle Hoffnung hielt ich noch nicht für vergebens, und so ist es mir geglückt, dasjenige wiederzufinden, was sich als Hinderniß zwischen Sie und mich gestellt hat, wodurch Sie gehindert wurden mir Ihre Hand zu schenken."

„Herr van Bergen!" rief Mathilde, während eine dunkle Röthe sich über ihrem Gesichte lagerte, „Kolonel!"

„Madame, wenn Sie wissen, daß der unglückliche Baron von Hunter mein Freund war, dieß wird Ihnen genug sein."

„Großer Gott! von Hunter..."

„War mein Freund, und Freunde haben gegen einander keine Geheimnisse, er hat mir Alles gesagt."

„Alles!..." stammelte Mathilde, während ein gemischtes Gefühl von Freude, Scham und Reue ihr Gemüth bestürmte. „Aber das ist schändlich, es ist schrecklich... Sie sollten also wissen... Nein, solch' eine That hätte ich nimmer von Gustav erwartet."

Die schöne Frau verbarg ihr Antlitz in dem reich bordirten Taschentuche und weinte.

„Mathilde!" rief der Kolonel, „das Geheimniß ist

mir anvertraut, nie wird es über meine Lippen kommen, es wird mit mir zu Grabe gehen, dieß Geheimniß ist mir doppelt heilig, es ist das Ihre, Mathilde!" fuhr er feurig fort, „die Entdeckung dieses Geheimnisses hat meine Neigung für Sie keineswegs verkleinert, ich liebe Sie noch wie zuvor, und Ihr Besitz ist immer noch die Spitze meiner Wünsche."

„Nie," rief Madame Ransbergen, „nie, die gefallene Frau kann man nicht heirathen aus Liebe, aus Mitleiden reicht man ihr die Hand... und der Himmel bewahre mich vor einer Heirath aus Mitleiden."

„Mathilde!"

„Ich weiß, August! daß Sie jetzt aufrichtig mit mir sprechen, aber die Erfahrung hat mich klug gemacht, Sie lieben mich, und die Liebe verblendet Sie, die Liebe läßt Sie meinen Fall für einen leicht zu vergebenden Fehltritt halten; aber wenn die Zeit die Liebe raubt, muß Achtung übrig bleiben, überdieß muß eine Heirath glücklich sein, und wie sollten Sie gegen mich diese Gefühle hegen können, gegen mich, die gefallene Frau?"

„Mathilde, Sie beurtheilen sich selbst zu streng. Ihr Urtheil ist ungerecht. Das Vergangene sollte für uns ganz in Vergessenheit sinken, ich sage für uns; denn auch ich sehe mit Reue zurück auf meine früheren Jahre . . . Sie kennen meine Geschichte, an mir kleben Flecken, die nicht aus Liebe begangen worden."

„Kolonel," sagte Mathilde mit Würde, „brechen wir von dieser Unterhaltung ab, die für mich sehr peinlich ist. Ich halte es für unnöthig und ich würde glauben, Sie zu beleidigen, wenn ich Sie ersuchte, das Geheimniß zu verschweigen, das Gustav von Hunter Ihnen allzu leichtsinnig anvertraute, ich weiß, daß mein Geheimniß bei Ihnen heilig ruht . . . Darum lassen Sie uns bleiben, was wir einander sind, und dringen Sie nicht auf eine nähere Verbindung zwischen uns: einst werden Sie mir dafür danken! Ich habe

Ihnen meinen Entschluß gesagt; es ist das einzige Mittel, das mir Ihre Achtung wiedergewinnen kann. Sie können mich zwingen, Ihnen meine Hand zu geben, wenn Sie mir drohen, mein Geheimniß verrathen zu wollen, wodurch ich die Achtung aller Wohlgesinnten verlieren würde. Ich gestehe, daß ich viel, ja Alles opfern würde, um im Genusse dieser Achtung zu bleiben, aber ich bekenne auch, daß ich überzeugt bin, August, daß Sie zu edel denken, um von solch' verächtlichem Mittel Gebrauch zu machen, ich weiß, daß Sie meine Hand nicht um solchen Preis begehren würden."

„Nein, Mathilde, nie, aber . . ."

„Brechen wir ab, ich wiederhole es, es schmerzt mich zu sehr, da es mich an das Theuerste erinnert, was eine Mutter verlieren kann!"

„Mathilde!" sprach van Bergen jetzt, während ein glänzendes Feuer aus seinen Augen strahlte, „wie der Arzt die Wunden aufbricht, nicht um Schmerzen zu verursachen, sondern um zu sehen, ob keine Heilung mehr möglich, so muß ich jetzt alte Wunden berühren, um vielleicht später Balsam darauf zu gießen. . . . Vielleicht vermag ich mehr, als der Vater Ihres Kindes . . . vielleicht . . ."

„Van Bergen! August, um Gotteswillen . . ." rief Mathilde aufspringend, „Sie sollten . . . Sie sollten mir mein Kind wiedergeben können, täuschen Sie mich nicht, sehen Sie meine Thränen und schmeicheln Sie mir nicht mit falscher Hoffnung! Sprechen Sie . . . Sie sollten mir meinen Eduard wiedergeben können ums Himmelswillen, sagen Sie die Wahrheit . . . meinen Eduard? . . ."

„Mäßigen Sie sich, Mathilde, ich habe Hoffnung . . . vielleicht . . ."

„Und worauf ist diese Hoffnung gegründet?" fragte die Baronin in zweifelndem Tone.

„Zunächst noch auf einen Umstand von wenig

Bedeutung, auf eine Kleinigkeit, welche zur Entdeckung führen kann, . . . aber diese Kleinigkeit ist auch Alles . . . Großer Gott! wenn ich mich betrogen hätte . . ."

„Sprechen Sie, van Bergen, martern Sie mich nicht länger durch bange Ungewißheit, sagen Sie . . . was wissen Sie?"

„Der Ort, wo Sie Mutter wurden, war ein kleines Dorf in Gelderland . . ."

„Ja! . . . ja! . . . fahren Sie fort . . ."

„Und der Name des Dorfes ist Vaassen?" fragte van Bergen kaum hörbar.

„Ja, so hieß das Dorf und . . . fahren Sie doch fort, Kolonel! . . ."

„Der Name der Frau . . . der Bäurin? . . ."

„Der Name . . . die Frau war eine Wittwe, ihr Mann kurz zuvor gestorben . . ."

„Ihr Name . . . ihr Name? . . ."

„Man nannte sie Frau de Geer!"

„O Gott!" rief der Kolonel, „de Geer! . . ."

„August . . . van Bergen . . . ist alle Hoffnung verloren? . . ." rief Mathilde, durch diesen Ausruf erschreckt, „haben Sie sich betrogen? . . ."

„Nein! nein . . . mehr Licht . . . mehr Gewißheit verbreitet sich über die Sache, noch etwas . . . ich zittre, diese Frage zu thun . . . von Ihrer Antwort hängt Alles ab! . . ."

„Sprechen Sie . . . fragen Sie . . ."

„Gaben Sie bei Ihrer Abreise der Frau nicht ein Zeichen, woran man das Kind erkennen könnte?"

„Nichts," gab Mathilde zur Antwort.

„Dann habe ich mich betrogen! . . . O dann bin ich schrecklich getäuscht . . ."

„O mein Gott," rief Mathilde, und fiel wieder in den Armstuhl zurück. „Was muß ich ihr denn gegeben haben?" fragte sie nach einigen Augenblicken.

„Einen Gegenstand ohne Werth. Frau de Geer sagte mir, daß, als die Dame, welche in ihrem Hause

Mutter geworden, sie verließ, diese ihr ein Stück Papier beschrieb."

Mathilde schrie hell auf und sah van Bergen einige Augenblicke stumm an.

Dann brach sie in ein lautes Weinen aus und mit einer himmlischen Freude sagte sie mitten durch die Thränen lachend:

„Ja, und das Papier wurde in zwei Stücke zerrissen . . ."

„Die Frau behielt das eine Stück, die Mutter das andere."

„Ja . . . Gott, großer guter Gott! Dank ewig Dank! . . . Ich habe mein Kind wieder . . ."

„Mathilde!"

„August! o ich bin glücklich . . ."

„Sehen Sie hier, erkennen Sie die Schrift?" sagte van Bergen, während er das Stück Papier, das Frau de Geer ihm gegeben hatte, Mathilden überreichte.

Die schöne Wittwe sprach kein Wort, wiederholt drückte sie das Papier an ihre Lippen, lachte und weinte . . . und dann aufstehend, eilte sie an ihren Schreibtisch, riß ihn auf, warf den ganzen Inhalt auf den Boden und holte aus den Papieren endlich eine kleine Brieftasche hervor.

„Sehen Sie . . ." rief sie, „August!"

Sie händigte den Kolonel ein Stück Papier ein, auf welchem das Folgende also geschrieben stand:

Gebt Niemand . . . .
sein möge das . . . .
Euch ist, ohne . . . .
das dazu ge . . . .
vorzeige.

„Sehen Sie, August, sehen Sie, das geht, die zwei Stücke passen ganz zusammen!" und mit zitternden Händen fügte sie die beiden Stücke zusammen.

Mit Rührung las August jetzt halblaut:

Gebt Niemand, — wer es auch
sein möge, das — Kind, das bei
Euch ist, ohne — daß er Euch
das dazu ge — hörende Stück
vorzeigt.

„Sie sehen, es ist kein Zweifel mehr, August! . . . und nun mein Kind, mein Eduard, mein Sohn!“ . . . Die freudevolle Mutter sank bewußtlos nieder.

Lange blieb sie in diesem Zustande. Endlich öffnete sie die Augen, der Kolonel lag vor ihr knieend, und drückte ihre Hand in die seine.

„War es kein Traum?“ fragte sie ängstlich. „Ist es wahr . . . haben Sie ihn wiedergefunden?“

„Mathilde, überlassen Sie sich der Freude nicht zu sehr . . . übermäßige Freude schadet der Gesundheit . . . Ja, Mathilde, Sie sollen ihn wiedersehen, doch keine Uebereilung, sie könnte Ihnen fatal werden, Ihr Bruder weiß nichts von dem Bestehen dieses Kindes, Niemand außer mir weiß es, denken Sie an das Urtheil der Welt.“

„Das Urtheil der Welt?“ rief Mathilde, „lassen Sie die Welt mich verurtheilen, mich verspotten, ja verachten, ich habe mein Kind wieder . . . und das ist mir genug!“

„Denken Sie an Ihren Sohn, Madame; was wollen Sie ihm antworten, wenn er Sie nach seinem Vater fragt?“

Mathilde bebte.

„Was wollen Sie ihm antworten, Mathilde, wenn er Sie fragt, warum Sie ihn beinahe neunzehn Jahre sich selbst überlassen haben, der Armuth und dem Mangel ausgesetzt, warum Sie ihn der Verführung Preis gegeben haben? . . . Werden Sie ihm sagen,

daß er ein Kind der . . . daß er eine Frucht verbotener Liebe ist?"

Mathilde schwieg wiederum.

„Hören Sie mich an," fuhr der Kolonel fort, „ich werde Ihnen die Schicksale Ihres Sohnes mittheilen und dann wollen wir weiter überlegen."

August begann seine Erzählung. Jedes Wort, das von den Lippen des Kolonel floß, wurde begierig von ihr erhascht und als er geendigt hatte, rief sie, während die Thränen über ihre Wangen rollten: „Armer Junge, Du hast viel gelitten, Du mußtest oft Hunger und Armuth ertragen, während ich im Ueberflusse lebte."

„Ihr Sohn bedarf einer guten Leitung, welche eine schwache Frau, wie Sie, ihm nicht geben kann. „Ihr Sohn bedarf mehr . . . . Mathilde, Sie kennen die Welt, Sie wissen, mit welcher Verachtung sie auf ein Kind blickt, das die Frucht einer unrechtmäßigen Liebe; Ihr Sohn hat einen Namen nöthig ... den Namen eines Vaters!... Mathilde, lassen Sie mich ihm Vater sein."

„August!"

„Lassen Sie mich vollenden," rief der Kolonel mit Feuer, „das Existiren Ihres Kindes ist ein Geheimniß, welches den Baron von Hunter an Sie band. Mathilde, ich habe Ihnen das Theuerste wiedergegeben, schenken Sie mir jetzt auch, was mir das Theuerste ist... Ihre Hand, Mathilde! Ihr Sohn soll der meine sein, er soll meinen Namen tragen; er soll wähnen, in mir seinen Vater zu sehen und ich werde, das schwöre ich Ihnen bei dem allmächtigen Gott, ein sorgender Vater für ihn sein. So wird der Flecken der Geburt, der auf ihm ruht, verschwinden, und nie mehr soll ein Sterblicher erfahren, daß ich nicht sein Vater bin. Mathilde, um meinetwillen, also, um Ihres Sohnes willen, bitte ich Sie, schenken Sie mir Ihre Hand, geben Sie Ihrem Sohne einen Vater."

„Van Bergen, Sie wollen meinem Sohne Ihren Namen geben, einen würdigen, schönen Namen!.... Sie wollten einen unrechtmäßig geborenen Sohn, dessen Vater Sie nicht sind, den Ihren nennen."

„Halten Sie ein, Mathilde... Sie sind vollkommen Herrin Ihrer Thaten. Ich kenne Ihren Bruder, eine Heirath zwischen uns wird ihm nur darum unangenehm sein, weil Sie den schönen Titel einer Baronin dabei verlieren. Wir werden uns auf einige Zeit aus der großen Welt entfernen und bald vergessen sein, die große Welt vergißt so leicht und wir haben sie nicht nöthig, um glücklich zu sein."

„Schwören Sie mir, August, daß nie Reue über das, was Sie jetzt thun wollen, Sie beschleiche, ein Vorwurf würde mich tödten. Schwören Sie mir, für Eduard sein zu wollen, was Gustav von Hunter für ihn hätte sein sollen!"

„Mathilde, das schwöre ich... Meine Mathilde!"

„August, Vater meines Kindes!"

Das Eintreten Roberts und seiner Gattin störte das Glück, das zwei liebende Herzen so rein und herrlich genossen.

„Jetzt ist der Augenblick da," rief August.

„Noch nicht," bat Mathilde.

Aber der Kolonel wußte, wie er mit Woestbergen umgehen mußte und sagte: „Sie kommen gerade recht, Herr Woestbergen! um Ihnen zuerst meine Braut Mathilde, Baronin-Wittwe van Delden van Ransbergen vorzustellen!"

„Was?" rief Robert. Mathilde... Sie Kolonel .... L'as-tu entendu, Louise, ist es raillerie oder Ernst?"

„Ernst," sagte van Bergen, „die gnädige Frau, Ihre Schwester, wird baldigst den schönen Namen mit dem einfachen van Bergen vertauschen."

Louise hatte sich bei ihrer Schwägerin niedergesetzt und unterhielt sich mit ihr, während Robert rief:

C'est dommage! an ihrer Stelle hätte ich nimmer geheirathet, mafoi, non! nur um meinen Titel Baronin nicht zu verlieren, ausgenommen um den einer Gräfin oder Herzogin zu bekommen. Ich sage das nicht, weil ich mich der Heirath meiner Schwester widersetzen möchte, besonders mit Ihnen, mein Freund, denn Sie sind gerade der, den ich ihr stets gewünscht, obwohl ich immer dachte, von Hunter werde sie heirathen, damit sie Baronin geblieben wäre.... Aber Sie werden wohl so verständig sein, Ihre militärische Carrière fortzusetzen; nach dem ansehnlichen Range zu urtheilen, den Sie jetzt schon bekleiden, kann es Ihnen nicht schwer fallen, General zu werden; ein General ist ja Seine Excellenz... Et quand la mariage? Wir werden keinen Hochzeitsschmaus geben, bah! das ist zu allgemein, ein dejeuner dinatoire und dann eine Reise nach der Schweiz und Italien. Beide Länder sind jetzt en vogue, Sie können meinen Reisewagen haben, es ist ein gutes Gefährt und hat mich gut zweitausend Gulden gekostet."

„Unsere Hochzeit soll so still, als möglich vor sich gehen," sagte August.

„Nun ja, aber doch nicht, wie Bürgersleute, die Orgel muß in der Kirche spielen, der Kutscher und Bediente in großer Livree, kurze Hosen und weiße seidene Strümpfe..."

„Nichts von dem Allem.... die kirchliche Trauung wird in einem Dorfe statt haben."

„Das geht nicht... parole d'honneur! ich krieche in keine Kutsche, wo der Himmel weiß, wer darin saß."

„Es muß sein, Robert, wir werden gezwungen, unsere Heirath so still als möglich zu vollziehen, wir haben wichtige Gründe..."

„Wichtige Gründe?...."

„Ich werde sie Ihnen sagen..."

„Um's Himmels willen jetzt noch nicht," bat Mathilde.

„Ihr Bruder muß Alles wissen und jetzt ist gerade der rechte Zeitpunkt...." sagte der Kolonel und begann. Es war nicht das Erstemal, daß ich mit Ihrer Schwester bekannt wurde, als wir einander in Soestdijk trafen; schon von früher, vor ihrer Hochzeit mit dem Baron van Delden van Ransbergen datirt sich unsere Bekanntschaft, was sage ich, unsere Liebe! Ich will mich jetzt nicht weitläufig über unser erstes Zusammentreffen auslassen, genug sei für Sie im Augenblicke, daß wir einander im Geheimen liebten und ich nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, um Ihren seligen Vater damit bekannt zu machen und um die Hand Ihrer Schwester anzuhalten... allein eine heftige und langwierige Krankheit hinderte mich daran, und als ich endlich hergestellt wurde, war die Ursache, welche uns zu einer baldigen Heirath zwang, aus dem Wege geräumt.... Ich glaube, mich deutlich genug ausgedrückt zu haben."

Mathilde verbarg ihr Antlitz an dem Busen der Frau Woestbergen, welche neben ihr auf dem Kanapé saß, und weinte.

„Aber," sagte Woestbergen, „ich begreife Sie nur halb, Sie meinen doch nicht, daß Mathilde..."

„Mutter geworden war, ja Robert, das wollte ich gerade sagen. Sobald nun der gewichtige Zeitpunkt da war, begab sich Mathilde nach einem Dorfe in Gelderland; da erblickte ihr Kind das Licht der Welt, da wurde es erzogen. Sie kennen das Unglück, das Ihren Vater traf; um ihn zu retten, opferte Mathilde sich auf und heirathete den Baron van Ransbergen. Glauben Sie jetzt nicht auch, Robert, daß unsere Ehe so stille als möglich vollzogen werden muß?"

„Ja, aller Eclat muß vermieden werden," gab Woestbergen zur Antwort, „parole d'honneur! Sie

haben Ihre Rolle meisterhaft zu spielen gewußt und die Sache gut geheim gehalten, aber nun das Kind van Bergen, was ist aus dem Kinde geworden? Ist es ein Knabe oder Mädchen?"

„Ein Sohn, Robert! Sie sollen ihn bald sehen," sagte der Kolonel.

Robert Woestbergen hielt es für unnöthig, seiner Schwester mit Bußpredigten lästig zu fallen. Er erschrack zwar bei dem Anhören dieser Nachricht, aber der Schrecken war bald vorüber, und es dauerte nicht lange, als er erklärte, daß, wenn sein Neffe ihm gefiele, er ihm sein Reitpferd zum Geschenk geben wolle. Es wurden jetzt viele Plane für die Zukunft geschmiedet, die wir unsern Lesern aber noch nicht mittheilen können.

Van Bergen machte der Unterhaltung ein Ende, indem er von dem Platze aufstand. Der dankbare Blick, welchen Mathilde auf ihn warf, war die größte Belohnung, die der Kolonel für seine Aufopferung davontragen konnte. August van Bergen verlies das Haus Woestbergens und fuhr eiligst nach dem Hôtel des Pays-Bas, wo Adolf seiner harrte.

*
* *

„Mein junger Freund," sprach van Bergen aufgeräumt, „Sie bleiben heute mein Gast. Sie dürfen die Stadt nicht wieder verlassen und müssen hier Ihre Wohnung nehmen, bis... aber das will ich Ihnen später sagen, heute Abend werde ich Sie in die große Welt einführen... und Ihre erste Sorge muß jetzt sein, daß sie sich gut zu benehmen wissen. Wir werden zu allererst für einen passenden Anzug sorgen, Ihre Kleidung ist zwar gut... aber paßt nicht in den Kreis, in welchen ich Sie führen will."

Verwundert sah Adolf den sonst so ernsten und jetzt

vor Freude so ausgelassenen Kolonel an, welcher ihm eine besondere Aufmerksamkeit schenkte.

„Wohlan," sagte van Bergen, „das Düstere muß von Ihrem Antlitze verschwinden, der Glanz der Fröhlichkeit gehört Ihren Jahren, lassen Sie den Ernst reifern Jahren, vielleicht werden Ihre Wünsche noch erfüllt."

„Obwohl der Kolonel gewöhnt war, an der table d'hôte zu Mittag zu essen, so speiste er doch heute mit Adolf auf seinem Zimmer.

Van Bergen, freudetrunken von seinem Glücke, war die Heiterkeit selbst, und als die Mahlzeit geendigt war, blieb er mit Adolf noch einige Zeit bei einem Glase herrlichen Weines an der Tafel sitzen.

„Ihre Aussichten sind nicht so trübe, Adolf, als Sie vielleicht meinen, Ihre Kinder- und Jünglingsjahre waren dunkel und düster, Ihre Zukunft ist desto heller, desto schöner!"

„Meine Zukunft," seufzte Adolf, „was sollte meine Zukunft sein, Herr Kolonel?"

„Recht glücklich!"

„Daran zweifle ich, Kolonel, vielleicht sind unsere Ansichten von Glück verschieden."

„Ich zweifle nicht daran, Adolf. Ich könnte Ihnen eine schöne Zukunft schildern, woraus ein Name, eine Mutter, Aeltern Ihnen entgegenlachten.

„Ein Name? Mutter! Aeltern!... o mein Gott!..."

„Sie lieben," fuhr der Kolonel fort, „auch diese könnte die Ihre werden..."

„Halten Sie ein, Herr Kolonel... Ach!" rief Adolf, „Clara die Meine..."

„Meine Schilderung gefällt Ihnen also nicht, Adolf?"

„O, warum mir ein Glück vorspiegeln, das ich nie erreichen werde. Haben Sie Mitleiden und hören Sie auf."

„Aber Alles könnte wahr werden!"

„O, nie, nie!... Clara Smith, die reiche Clara würde mir ihre Hand schenken, mir, der in Vergleichung mit ihr nichts besitzt... mir, der ich keinen Namen, keine Aeltern habe!..."

„Aber Sie haben einen Namen, Adolf... Sie haben Aeltern..."

„Aeltern!... täuschen Sie mich nicht, um Gottes willen! habe ich Aeltern... so bringen Sie mich zu ihnen, daß ich sie umhalse, sagen Sie mir meinen Namen!..."

„Bald werden Sie Ihren Namen hören, Ihren Vater bald sehen und auch Ihre Mutter, „sagte der Kolonel.

„Ich will Vater und Mutter jetzt sehen, jetzt schon, in diesem Augenblicke," rief Adolf heftig, „keinen Augenblick länger gezögert! Kolonel, führen Sie mich zu ihnen, kommen Sie, meine Ungeduld könnte mich wahnsinnig machen!"

„So kommen Sie, Adolf, Sie sollen Ihren Vater sehen," und van Bergen faßte die Hand des jungen Mannes; die Hand zitterte. „Kommen Sie mit mir, ich will Sie zu Ihrem Vater führen!"

Adolf zog gleichsam den Kolonel fort, und vor den großen Spiegel gekommen, hielt August stille, „Sehen Sie, Adolf," sagte er, „hier den Vater!..."

Adolf sah in das Glas... der Kolonel stand neben ihm... Schneller als der Blitz durch die Wolken zuckt, drehte sich Adolf um. „Sie..." rief er, „mein Vater..."

„Eduard van Bergen... mein Sohn!..."

„Vater... Sie mein Vater?" Und mit einer Leidenschaft die an Raserei gränzte, warf er sich in die Arme des Kolonel... Ich habe einen Vater, ich bin reich! Sie... mein Vater." Er eilte wie wahnsinnig durch das Zimmer und warf sich dann ganz ermüdet auf das Sofa nieder.

„Ums Himmels willen, ruhig Eduard," rief der Kolonel mit einer Freundlichkeit, als hätte er wirklich

einen Sohn wiedergefunden... als ob er Adolfs Vater wäre.

„Eduard! ist das mein Name, Eduard van Bergen," wiederholte er unaufhörlich, „Sie mein Vater."

Feurig drückte er die Hand des Kolonel... sprang eiligst auf und rief aus: „Jetzt meine Mutter, meine Mutter, Kolonel... Vater, Vater! machen Sie Ihren Sohn auf einmal glücklich, o, wie herrlich... ich habe einen Vater!"

Er sank wieder auf das Sofa nieder und weinte... aber es waren Freudenthränen.

„Und wann soll ich meine Mutter sehen?" fragte er endlich, „wann?"

„Bald, Eduard, so bald als möglich," gab ihm der Kolonel zur Antwort, „heute Abend werde ich Dich in eine ansehnliche Gesellschaft bringen, wo Du fortan zum Hause gehören sollst."

„Ich werde Dir überall folgen, wohin Du es befiehlst, Vater!" sagte Eduard. „Eduard van Bergen, Gott sei gedankt, der Name ist jetzt der Meine."

Er überließ sich ganz der Freude. Plötzlich aber schien ein ernster Gedanke in seinem Innern aufzusteigen. Düster sah er vor sich hin und mit halber Stimme fragte er:

„Aber, Vater, wo warst Du so lange? Warum kenne ich Dich nicht? Wo ist denn meine Mutter?"

Der Kolonel, auf diese Frage gefaßt, hatte schon eine Antwort bereit. Er ließ Eduard neben sich Platz nehmen, und in väterlichem Tone sprach er:

„Fühlst Du Dich ganz gefaßt, mich anzuhören, dann will ich Dir Alles erzählen... wäre es aber nicht besser, wenn wir bis morgen warteten?"

„Vater... ich höre!... Heute noch... jetzt!"

„So höre," sprach der Kolonel. „Als ich vor nun zwanzig Jahren noch Lieutenant war, lernte ich Deine Mutter kennen, und bald liebten wir einander zärtlich. An eine Heirath war aber nicht zu denken, denn der

Vater Deiner Mutter, ein angesehener Kaufmann, würde nicht erlaubt haben, daß seine Tochter, die damals gar nicht reich war, mir ihre Hand schenkte, um kurz zu sein, wir heiratheten in der Stille, ohne Wissen des alten Mannes, und Du, Adolf, warst das Pfand unserer Ehe. Deine Mutter that Dich zu einer Bäuerin, in deren Wohnung sie Dich geboren hatte, und welche Niemand anders war, als die Frau de Geer, Deine sogenannte Tante. Umstände zwangen mich, das Vaterland zu verlassen und in ostindische Dienste zu treten. Während ich mich dort befand, verbreitete sich in meinem Vaterlande das Gerücht von meinem Tode. In einem Gefechte hatte ich das Unglück gehabt, verwundet zu werden, und dieß hinderte mich lange Zeit, eine Nachricht an Deine Mutter zu senden. Auch gingen zwei Briefe, die sie mir sendete, verloren, so daß sie weder Nachricht, noch Antwort auf ihre Briefe von mir empfing. Monate und Jahre verflossen, und Deine Mutter begann auch an das allgemein verbreitete Gerücht zu glauben, daß ich gestorben sei. In dieser Zeit wurde bei Deinem Großvater ein ansehnlicher Diebstahl verübt, wodurch der Mann ganz zu Grunde gerichtet worden wäre, wenn Deine Mutter, die an mein Ableben glaubte, ihre Hand nicht einem vornehmen Edelmanne geschenkt hätte, der sie seit langer Zeit liebte und durch dessen Schätze Dein Großvater gerettet wurde. Nach kurzer Verbindung starb der Gatte Deiner Mutter und hinterließ sie im Besitze eines ansehnlichen Vermögens.

„Bei meiner Zurückkunft in das Vaterland fand ich Deine Mutter Wittwe. Umstände verhinderten uns, unsere Ehe bekannt zu machen; diese Umstände stehen jetzt nicht mehr im Wege und ehestens werden Deine Eltern zum zweiten Male wieder getraut werden, um nie wieder zu scheiden. Wir halten diese Maßregel für nothwendig und betrachten dieselbe für besser, als wenn unsere frühere Ehe bekannt würde, da Deine Mutter

leicht dadurch ihr Vermögen verlieren könnte, denn die Heirath mit dem Baronen könnte für unrechtmäßig erklärt werden, da sie, wie Du weißt, keine rechtmäßige Verbindung eingehen konnte, solange ich am Leben war. Darum, Eduard, befehle ich Dir Verschwiegenheit über das Dir Mitgetheilte, da Du jetzt doch durch unsere Ehe ein rechtmäßiges Kind wirst. Nun werde ich Dir auch die Gründe sagen, warum Du jetzt erst Deine Eltern kennen lernst. Einem vertrauten Freunde habe ich bei meinem Abzuge nach Ost-Indien eine Summe übergeben, um von derselben Dein Kostgeld bei der Wittwe de Geer zu bezahlen. Doch dieser Freund betrog mich, und so erhielt Frau de Geer, die indeß das Dorf verlassen und nach Amsterdam gezogen war, nichts davon. Sie hatte keine Lust, Dich ohne Belohnung aufzuziehen, und um sich von Dir zu befreien, stand sie Dich an Zadok, den rothen Juden, ab; doch da sie sich später vor Entdeckung fürchtete, als Du bei Herrn van Dam warst, nahm sie Dich wieder an und schickte Dich in eine wohlfeile Kostschule, wie Dir bekannt ist.

„Alle Forschungen, die wir anstellten, waren vergebens, da wir nicht wußten, wo Frau de Geer war, bis es endlich dem guten Himmel gefiel, Dich auf wunderbare Weise uns wiederfinden zu lassen.

„Jetzt weißt Du vor der Hand genug über Deine Abkunft,“ so endigte van Bergen, „nähere Einzelnheiten werden Dir später mitgetheilt. — Kleider nach dem neuesten Geschmacke liegen im Nebenzimmer, eile, Dich anzuziehen, es ist bald Zeit, daß wir uns auf den Weg begeben.“

XXVIII.

Mutter und Sohn.

Alles kam Adolf so sonderbar vor, daß er stets in einem angenehmen Traume zu verkehren meinte.

Das neue Kleid, obwohl in der Eile verfertigt, stand ihm ganz vortrefflich; es war, als ob sein Blick mehr Stolz, sein Antlitz einen keckeren Ausdruck dadurch bekäme.

Mit Wohlgefallen betrachtete der Kolonel den wohlgestalteten jungen Mann, der ihm gegenüber im Wagen saß.

„Es ist ein schöner Traum," rief Adolf, „möchte ich nie mehr erwachen."

„Es ist kein Traum, Eduard, es ist die glücklichste Wirklichkeit."

„O, könnte Clara mich einmal so sehen!"

„Die Zeit wird bald da sein," rief der Kolonel, „zuerst Deine Mutter... dann Clara!"

„Ist sie schön... meine Mutter?" fragte Eduard, „ist sie gut, werde ich sie lieben können?"

„Gut wie ein Engel und auch so schön! Sie wird für Dich die beste Mutter sein, sei auch der beste Sohn für sie."

„Das werde ich!" rief Eduard, „Du sagst, daß mein Verlust sie schmerzt... daß sie darum viel, sehr viel gelitten. Bei Gott, ich werde ihr Leiden vergüten, aber," fügte er düster hinzu, „wird sie auch mich lieben können?"

„Welch' sonderbare Frage, warum sollte Deine Mutter Dich nicht lieben können?"

„Warum nicht!" rief Eduard, „weil ich... Du begreifst mich... weil ich mit Deeman und Vater Bram,

Du weißt wohl, Vater, mit dem Geld... in Verbindung stand, weil ich ein Verbrecher war!"

„Das wärest Du nie geworden, wenn wir, Deine Eltern, obwohl ohne Schuld, Dich nicht Dir selbst überlassen hätten, wenn Du in anderer Gesellschaft gelebt! und doch, Eduard, Dein Herz ist gut geblieben mitten unter der Verdorbenheit und da, wo Du selbst fielst, bewahrtest Du einen Andern vor dem Falle. Dein Betragen gegen Frank und Clara läßt alles Andere vergessen. So möge das Vergangene denn auch für immer vergessen sein; jetzt beginnt ein anderes Leben für Dich."

„Aber wie leicht könnte Dieser oder Jener in Eduard van Bergen den schwarzen Dolf erkennen?"

„Das kann nicht geschehen, Eduard, ich habe meine Maßregeln genommen."

Der Wagen hielt vor der Wohnung Robert Woestbergens, Beide stiegen aus und betraten das reiche Gebäude.

Van Bergen öffnete die Thüre des Vorzimmers.

„Tritt hier ein und warte," sagte August, „ich werde bald wieder hier sein."

Eduard that, wie ihm der Kolonel gebot. Solche Pracht hatte er noch nicht gesehen; die Wohnung van Dams, das Herrlichste, was sein Auge bis jetzt erblickt hatte, verschwand in Nichts vor dem Glanze, der ihm hier entgegenstrahlte.

Das Zimmer war nur von einer Lampe erleuchtet, welche auf dem zierlichen Ovaltische stand und bei dem Lichte dieser Lampe betrachtete Eduard all' die kostbaren Kleinigkeiten, die hier in Menge aufgehäuft waren.

Er setzte sich auf das Kanapee nieder und dachte über das Vergangene nach. — Sonderbar! Da stieg das Dachfenster vor ihm auf, aus welchem er den Westertoren erblickt hatte; der alte marmorne Gartenbank zu Reijssenburg, auf welchem er so oft träumend saß, der Alteisenladen Vater Brams; das hübsche Wohn-

zimmer van Dams; die Bühne bei Deeman... Alles zog nacheinander an seinem Blicke vorüber, wie die Träger eines Sarges, sein Haupt sank auf seine Hand und er starrte unbeweglich auf den Boden. Es war ihm aber keine Zeit gelassen, nachzudenken. Die Thüre wurde geöffnet und der Bediente in grauer Livree mit Silber trat in ehrfurchtsvoller Haltung ein.

Der Bediente hielt ein silbernes Brett, worauf eine kristallene Karaffe und ein Kelch standen, in der Hand, setzte es auf den Tisch, schenkte den perlenden Wein in das Glas und bot es höflich Eduard an, der verwirrt das Glas ergriff und an seine Lippen setzte.

Verlassen wir ihn für einige Augenblicke und folgen wir August van Bergen.

Dieser fand Robert, dessen Schwester und Gattin im Saale. Alle bewahrten ein feierliches Stillschweigen, obwohl Robert allerlei Versuche machte, ein Gespräch anzuknüpfen.

Das Erscheinen des Kolonel unterbrach die Stille. Sobald er in den Saal trat, flog Mathilde ihm entgegen; sie sah blaß aus, keine Farbe belebte ihre Wangen, und die matten Augen, mit welchen sie van Bergen ansah, zeugten davon, daß sie geweint hatte.

„Ist er gekommen, August? Ist er hier? . . . Eduard... mein Sohn!...“

„Beruhige Dich, Mathilde... mäßige Dich!...“

„Nein... sage mir erst, ob er hier ist... und dann werde ich ruhig sein, Dich geduldig anhören, aber sage mir erst... ist Eduard hier?“

„Nun ja denn...“ sagte der Kolonel, „er ist hier!“

„Er ist hier, ihr hört es... Louise! Robert! mein Sohn ist hier... August, bringe mich zu ihm, ich will ihn sehen!...“

„Beruhige Dich zuerst, Mathilde,“ sagte der Kolonel, während er seine zukünftige Gattin wieder an ihren Platz führte... „laß Dein Blut sich erst wieder

abkühlen.... auch für ihn ist es nöthig, für Eduard... Dein Kind, Mathilde!"

„Er brannte also nicht vor Verlangen, seine Mutter zu sehen, zu umarmen! Er fühlte sich also nicht durch die Stimme der Natur zu mir getrieben?"

„Er weiß noch nicht, daß er sich mit seiner Mutter unter einem Dache befindet.... seine Ungeduld würde sonst der Deinen gleichen, sein unerwartetes Glück hat ihn ganz verwirrt.... Um Eduards Willen mäßige Dich, Mathilde, und in wenigen Augenblicken werde ich ihn bringen."

„Ich werde ihn noch erkennen,.... ja seine schwarzen Augen..... seine dunkeln Haare.... Sieh, August; jetzt bin ich ruhig," sagte Mathilde, doch van Bergen sah, daß die Ruhe nur scheinbar war. Mathilde bebte wie Eschenlaub, durch das der Herbstwind zieht. Der Kolonel schien aber die Ungeduld seiner Geliebten nicht länger auf die Probe stellen zu können; er stand auf und verließ langsamen Schrittes das Zimmer.

Eine Todtenstille herrschte in dem Saale, Mathilde neben ihrer Schwägerin auf dem Sopha sitzend, hielt Louisens Hand krampfhaft in der ihren; sie konnte nicht sprechen.

Nach Verlauf von einigen Minuten hörte man Tritte auf dem marmornen Gange.

„Er kommt," lispelte sie kaum hörbar.... „O großer Gott! wie ist mir zu Muthe!"

Die Thüre wurde geöffnet... van Bergen führte Eduard herein.

Vergebens hatte sich Mathilde vorgenommen, ruhig zu bleiben und sich nicht ihrer Leidenschaft hinzugeben. Aber wie vermochte das eine Mutter, die achtzehn Jahre lang ihr Kind nicht gesehen und dieß theure Pfand plötzlich wieder findet. Die Stimme der Natur erhob sich so kräftig in ihrem Innern, daß sie sie nicht unterdrücken konnte. So bald Eduard in dem Saal erschienen war, flog sie von dem Sopha auf und

mit dem Ausruf: „er ist es ... Eduard, mein Sohn!....“ sank sie in die Arme des verwunderten Jünglings.

„Wie,“ rief Eduard, „Sie meine Mutter.... Sie...!“

„Mein Sohn.... Du bist mein Sohn, mein Kind... mein Eduard....“

Es war ein rührender Augenblick, eine ergreifende Szene! Mathilde hing an dem Hals des jungen Mannes und bedeckte sein Gesicht mit heißen Küssen.

Und Adolf oder lieber Eduard van Bergen?

In den Armen seiner Mutter fand er Vergütung der durchgemachten Leiden; in diesem seligen Augenblicke sah er nur seine Mutter, selbst Clara's Bild verschwand, nun er die umarmte, die ihm das Leben geschenkt hatte, unter deren Herzen er einst geruht.

* *
*

Als er am folgenden Morgen erwachte, sah er verwundert um sich. Er befand sich in einem Schlafzimmer, das so prächtig war, daß er glaubte, in einem Zauberpallast zu sein.

Ein weiches Dunenbett trug ihn; um das Bett zogen sich rosenrothe Gardinen, die das Sonnenlicht durchließen.

Er sprang auf und suchte seine Kleider. Nirgends waren sie zu finden.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet, derselbe Bediente wie am letzten Abend trat ein; auf seinem linken Arme trug er die Kleider, die Eduard am vorigen Abende ausgezogen hatte. Nach einer Verbeugung half er seinen jungen Herrn anziehen und nachdem dieß vorüber, sagte er: „die gnädige Frau erwartet Sie zum Frühstücke.“

Von dem Bedienten geleitet, stieg er die Treppe hinauf: die Saalthüre stand offen; er warf einen Blick in das prächtige Gemach, in welchem am vergangenen Abende so Wichtiges geschehen war.

Er kam in das schon früher von uns beschriebene Boudoir Mathildens. Seine Mutter war allein. Mathilde in einem schneeweißen Morgengewande, saß auf dem Sopha, vor welchem ein kleiner Tisch stand, auf dem ein auserlesenes Frühstück ihrer harrte.

„Hast Du glücklich geträumt, Eduard?" fragte Mathilde mit mütterlicher Zärtlichkeit ihn küssend, „setze Dich zu mir, lege Deine Hand in die meine und sieh' mich an.... so ist es gut!"

„Was sie schön ist!" dachte Eduard, „was sie schön ist.... meine Mutter!"

„Und hast Du glücklich geträumt?"

„Von Dir.... und meinem Vater!"

Mathilde wandte ihr Gesicht ab, eine Thräne, die in ihrem Auge glänzte, durfte Eduard nicht sehen!

„Erzähle mir nun all' Deine Schicksale, ich will sie aus Deinem Munde hören," sagte Mathilde, „erzähle mir Alles ohne Zurückhaltung, ein Sohn hat vor seiner Mutter keine Geheimnisse!"

Gewiß wurde nie aufmerksamer einer Erzählung gelauscht, als von Mathilde der ihres Sohnes.

„Dein Kummer ist jetzt zu Ende!" rief die glückliche Wittwe, als Eduard seine Erzählung geendet hatte; jetzt soll Dein Glück seinen Anfang nehmen, ich kenne Deine Wünsche und Neigungen, ich will sie erfüllen."

Der Kolonel trat ein.

„Alles ist bereit," sagte er, nachdem er Eduard herzlich die Hand geschüttelt hatte.

„Nun, ich werde auch bald bereit sein," sprach

---

*) Der Uebergang von Du und Sie ist im Holländischen nicht deutlich bezeichnet, da gij und u ganz vermischt gebraucht werden. Deßhalb ist der Uebersetzer gezwungen, nach seinem eigenen Gutdünken zu verfahren. D. Ueb.

Mathilde, „was ist jetzt Dein feurigstes Verlangen, mein Eduard?"

Eduard schlug die Augen nieder, als er den Blick seiner Mutter so theilnehmend auf sich ruhen sah.... „Clara," lispelte er, „Clara Smith!"

* * *

„Du sollst sie sehen, sie soll die Deine werden," sprach Mathilde, „Clara soll meine Schwiegertochter werden."

Wenige Augenblicke später nahmen August, Mathilde und Eduard in einem prächtigen Wagen Platz, der mit ein paar schönen Pferden bespannt war und schnell, wie der Wind, flogen sie durch die Hauptstadt.

Außer dem Thore beschleunigten die Pferde ihren Lauf. So fuhren sie durch verschiedene Dörfer, bis sie endlich vor einem einfachen Landhause hielten.

Und da, abgeschieden von dem Gewühle der großen Stadt, da in dem einfachen und stillen Dorfe, genoß Eduard das Glück, seinen Freund Frank, seine auserkohrene Klara wieder zu sehen und zu umarmen.

„Sie lieben einander," sagte der Kolonel zu Henri Smith. „Ich bin kurz mit der Sache, mein Freund, und erkläre Ihnen, daß wir Alle hier sind, um für ihn um die Hand Ihrer Tochter zu bitten."

Henri Smith schien ernstlich nachzudenken.

„Aber Adolf...." sagte er nach einigen Augenblicken, „wer ist er? welchen Namen trägt er? Sie begreifen.... Herr Kolonel...."

„Eduard ist mein Sohn, er trägt den Namen seines Vaters, Eduard van Bergen."

„Ihr Sohn! Adolf.... Sie, der Sohn des Kolonel? Eduard!" Diese Worte entglitten Frank, Klara und ihrem Vater unwillkürlich wie aus einem Munde. Stumm vor Verwunderung betrachteten die Drei den schwarzen Dolf.... den jungen Eduard van Bergen.

Mathilde hatte die Hand Clara's gefaßt und sich mit dem Mädchen freundlich unterhalten, während der Kolonel Henri die Geschichte mittheilte, daß er ihn in seine Wohnung aufgenommen.

„Du liebst meinen Sohn, liebe Clara," fragte sie zärtlich, „Du liebst meinen Eduard, wie er Dich liebt?"

„Gnädige Frau!" stammelte Clara, die Augen niederschlagend, während sie es nicht wagte, das süße Bekenntniß ihrer Liebe abzulegen.

„Du liebst ihn, Clara! Deine Verschwiegenheit sagt es mir," sprach Mathilde, Du sollst ihn glücklich machen, ihn das Vergangene vergessen lassen, eine treue Gattin sein;" die Baronin küßte die liebe Clara.

„Der Tag ihres Glückes soll auch der des meinen sein," flüsterte August van Bergen.

„Mathilde," rief er, „am selben Tage, da Eduard und Clara verehlicht werden, soll auch unsere Hochzeit sein!"

Mathilde blickte dankbar zum Himmel.

* * *

„Und Ihr Bruder?" fragte der Kolonel nach kurzer Zeit Henri Smith.

„Er wohnt hier in der Nähe auf einem Dorfe bei anständigen Leuten," sagte Henri, „aber ich fürchte..." Er endete nicht, schüttelte aber bedenklich den Kopf.

„Was fürchten Sie?"

„Daß er wahnsinnig wird. Ich habe versprochen, ihn heute zu besuchen; wollen Sie mich begleiten, Herr Kolonel?"

„Gerne! unsere Abwesenheit wird von der übrigen Gesellschaft nicht einmal bemerkt werden," sagte van Bergen. „Ueberdieß könnte Adam leicht ein unvorsichtiges Wort fallen lassen; weder Frank, noch Clara dürfen je erfahren, daß ihr Oheim der Mörder ihrer Mutter ist... es muß ein Geheimniß bleiben."

XXIX.

Sein Ende.

Ein Pachthof war der Aufenthaltsort Adam Smiths. Dieser lag etwas vom Dorfe entfernt und stand mitten in fruchtbarem Weideland, von Hecken umzäunt.

Zwei Zimmer hatte der vormalige Kommissionär zum Gebrauch. Die Leute des Dorfes und der Umgegend wußten nicht anders, als daß der alte Herr Smith sich zur Herstellung seiner Gesundheit hier aufhielt, und Henri bezahlte für ihn ein sehr ansehnliches Kostgeld.

Nach einem kurzen Wege erreichten Henri Smith und der Kolonel den Hof.

„Ich freue mich, Sie zu sehen," sagte die Bäuerin, eine frische, vierzigjährige Frau zu dem Ersten. „Der Herr ist gar nicht gut. Er spricht unaufhörlich von seiner Frau und von Geld und von was weiß ich Allem; keinen Augenblick will er allein bleiben, er sieht nichts, als Geister, sagt er, oder so etwas, und wir haben ihn bei Nacht sprechen hören, obwohl er ganz allein war."

„Ist er in seinem Zimmer?"

„Ja," antwortete die Bäuerin, „mein Sohn ist bei ihm."

„Wir wollen ihn besuchen."

Henri und August stiegen die Treppe hinauf, die nach dem Zimmer führte, in welchem Adam Smith war.

Das Zimmer war klein und so niedrig, daß man leicht mit der Hand die Decke berühren konnte, ohne gerade sehr groß zu sein. Solche Zimmer findet man

viele auf den Bauerhöfen; sie tragen den Namen kelderkamers, weil sich der Keller darunter befindet.

Die Wände hatten keine Tapeten, sondern waren nur mit weißem Kalk bestrichen und hie und da hingen einige Bilder unter Glas und Rahmen, die Geschichte der Genoveva vorstellend.

Am Ende des Zimmers war ein hohes Bett, mit geblümten Gardinen, während ein gemalter Tisch, eine große mit Messing beschlagene Kiste und einige Stühle mit Strohsitzen den übrigen Hausrath bildeten. Zwei Fenster, mit kleinen Scheiben, ließen das Tageslicht herein. An einem dieser Fenster saß Adam Smith in seinem alten Komptoirrock.

Sein Kopf war unbedeckt, die schon ergrauten Haare hingen unordentlich über seine Stirne, seine Lippen waren krampfhaft zusammengezogen, ein ungeschorner Bart, gab dem Gesichte ein wildes Aussehen. Ihm gegenüber saß ein Bursche von achtzehn Jahren, der ein Fischnetz flocht.

Als der Kolonel und Henri eintraten, und Adam sie bemerkte, verwunderte er sich durchaus nicht über ihr Erscheinen. Er sah sie eine Zeitlang sprachlos an und starrte dann wieder gleichgültig zum Fenster hinaus.

„Laßt uns einige Augenblicke mit dem Herrn allein,“ gebot August van Bergen dem jungen Menschen, der sich darauf entfernte.

Als der Bauer gegangen war, wandte sich van Bergen zu Adam Smith und legte die Hand auf seine Schulter, um ihn aus dem Nachdenken aufzuwecken.

„Wie geht es, hat die Einsamkeit Sie zum Nachdenken und das Nachdenken zur Reue gebracht?“

Ohne den Kolonel anzusehen, sagte Adam Smith:

„Sie kommt noch nicht, heute nicht, gestern nicht, und sie muß doch kommen, nicht wahr, Kolonel van Bergen?“

„Wer?“ fragte der Kolonel verwundert.

„Meine Frau!“

„Ihre Frau?"

„Nancy!"

„Nancy Horst?"

„Ja, Nancy Horst, mein liebes Frauchen, mit ihren lieben Augen und dem freundlichen Lächeln... wir werden das Kapital verdoppeln, verzehnfachen... ein Drittheil in Mexikanen, todte Schuld, nicht wahr? ha! ha! das sagen sie mir. Mexiko muß bezahlen... vielleicht bald, und dann siebenhundert Prozent Gewinn... Sehen Sie, ich habe es ausgerechnet, da ist es," er zeigte auf ein Papier, das auf dem Tische lag und mit einer Menge Ziffern beschrieben war. „Mexiko hat gute Quellen, und dann ein Drittheil auf Hypotheken, die Menschen sind hier um Geld verlegen... sieben, acht, neun Prozent. Alles auf Ländereien, sicheres Eigenthum, und dann gibt es hier gute Gelegenheit auf Feldgewächse Vorschüsse zu thun, man wagt zwar etwas dabei, aber ein Vorschuß vom Sechstel des Werthes, fünfzehn Procent... das gibt, ja das gibt... wann wird sie kommen?"

„Nie!"

„Nie?"

„Nein nie, nie mehr wird sie kommen," sagte August van Bergen.

„Aber sie muß kommen, ich will sie hier haben, die kleine Nancy... Sie ist meine Frau, mein liebes Frauchen, sie muß Nachts an meiner Seite ruhen."

Die grauen Augen Adam Smiths glänzten vor Feuer, als er diese Worte sprach. „Kommen muß sie, die Nächte sind mir so schrecklich, so lang, und dann... sie ist meine Frau und das Recht sagt, die Frau muß dem Manne folgen."

„Das Recht, Adam Smith, Sie können vom Rechte sprechen... Sie!" rief August van Bergen. „Haben Sie jenen Abend und Ihre Bitte vergessen?"

„Ja, ich erinnere mich dessen noch wohl, aber schwach, sehr schwach, Sie waren jenen Abend so blaß,

wie die Leiche Carl Hausers... und Nancy ist auch da gewesen, Nancy mit ihrem Großvater, und dann wurden wir getraut... Ich will meine Frau!..." rief er heftig aufspringend, „meine Frau und mein Geld . . . Geben Sie mir Nancy und lassen Sie mich dann sterben... geben Sie den Mörder den Richtern, sie können mich aufhängen, aber mehr nicht. Ich will Nancy, und sollte sie mich auch in ihren Armen todt drücken... und wenn ich sie habe, wenn sie an meiner Seite liegt, wenn ihr Arm sich um meinen Hals schlingt, dann werde ich schlafen können, dann darf sie nicht mehr kommen... wie jetzt, sie..."

„Wer?"

„Sie . . . die Bleiche mit ihren unbeweglichen, verglasten Augen, mit ihrem offenen Munde . . . der keinen Laut von sich gibt, aber doch spricht . . . und schreckliche Dinge sagt, Dinge, die einem die Haare zu Berge stehen machen . . . die mir den kalten Schweiß auf die Stirne lockte . . . sie . . ."

„Aber wer denn?" fragte van Bergen.

„Wer, niemand anders, als . . ." Adam Smith hielt plötzlich inne, sah ängstlich um sich und sagte dann: „Niemand anders, als . . . als Helena . . . und sie kommt nicht immer allein, oft auch er, er, der Doktor, mit seinen schwarzen Haaren . . . und seinem bleichen Gesichte . . . dann sprechen sie zusammen . . . oft kommen sie auch bei Tage, und dann Abends, wenn es dunkler wird, Niemand sieht sie als ich . . . ich allein höre sie und niemand sonst . . . niemand sonst . . ." Er blieb einige Augenblicke in tiefes Nachdenken versunken und rief dann plötzlich: „Wird sie kommen?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß es nicht geschieht."

„Kolonel, wenn Sie wollen, daß sie kommt, wird sie kommen, das hängt allein . . . ganz allein von Ihnen ab, Sie können sie mir geben, Kolonel van

Bergen! . . . geben Sie sie mir, nur für eine Woche, für einen Tag, für eine Stunde, eine einzige Stunde."

„Unglücklicher! ist das Ihre Reue?" rief der Kolonel. „Statt ferne jetzt von der Welt sich ernstlich zu bekehren, nähren Sie die unkeusche Flamme, die in Ihrem Innern brennt . . . nähren Sie Gedanken, die strafwürdig und sündhaft! . . . Es ist schrecklich! . . ."

„Ich bin verheirathet, ich will meine Frau . . . will Nancy, das ist nicht mehr als Pflicht und Billigkeit, es ist nicht Sünde, es ist Recht, ich bin mit Nancy getrauf. Es steht geschrieben . . ."

„Schweigen Sie," donnerte van Bergen, „wagen Sie es nicht, die heilige Schrift zu nennen! Legen Sie die Hand aufs Herz und fragen Sie, warum Sie nach Nancy Horst verlangen . . . Ist es wahre Neigung, reine Liebe? Sie wird nicht kommen . . . nie sollen Sie sie wiedersehen . . . alle Ihre Gänge werde ich beobachten lassen, allen Ihren Thaten nachgehen lassen."

„Adam Smith," fuhr van Bergen fort, „Gott ist langmüthig, bitten Sie ihn und er wird vielleicht noch einen Balsam in Ihr Herz gießen, der alle Wunden in Ihrem Busen heilt, jeder unkeusche Gedanke, der Sie jetzt martert und quält, wird von Ihnen weichen. Dann werden die ängstigenden Schreckbilder, die Früchte eines unruhigen Gewissens, von Ihnen weichen, die Seelenruhe wird wieder in Ihrem Innern wohnen und Sie können ruhig dem Tode entgegen gehen . . . Adam Smith, jetzt ist es noch Zeit zu bitten, vielleicht ist es morgen zu spät, vielleicht liegt das Beil schon an der Wurzel des Baumes! . . ."

August van Bergen schwieg. Adam sah ihn gedankenlos an.

„Ich will nicht mit Ihnen sprechen," rief er endlich, „Sie sind ein Beil, Sie wollen mich martern und peinigen und doch habe ich Sie nicht beleidigt, Ihnen nichts gethan . . . Nein, aber zu Dir, Henri,

zu Dir will ich mich wenden; er ist mir fremd, aber Du bist mein Bruder ... Ich weiß es, ich machte Dich zum Mörder, ich war der Mörder Deiner Frau ... ich suchte das Verderben Deiner Kinder, aber Du hast mir vergeben, Du hast mir die brüderliche Hand der Versöhnung gereicht und ich weiß, daß die Rache Dir fremd ist ... Du darfst mir meine Bitte nicht verweigern ... Du mußt ... Nancy ... zu mir bringen ... sie mir wiedergeben ... bald! ... willst Du das thun ... sonst ist es zu spät, ich fürchte, mein Ende ist nahe, immer schlaflose Nächte ... immer sie ... und ihn ... zu sehen, immer bange Träume ... und dann das Verlangen ... die unruhige ... unbeschreibliche Sehnsucht nach ihr ... das zehrt die Kräfte, es bringt mich zu Grabe ... darum schnell, gib sie mir wieder ... ehe es zu spät ist!"

„Adam, mein Bruder, ich fühle Mitleiden mit Dir!" sagte Henri. „Doch kann ich Dir nicht helfen. Sei klug und folge dem Rath des Kolonel, Du verkennst den edeln van Bergen. Du nanntest ihn ein Beil und er will Dein rettender Engel sein! Fühlst Du, daß Dein Ende nahe, Deine Kräfte schwinden, so lasse alle irdischen Gedanken und denke an das Vaterland, das Du bald betreten sollst. Du weißt, Adam, daß Dich Nancy nicht liebt und Du solltest keine Frau begehren, welche einen Andern liebt."

„Es ist mir gleichgültig, ob sie mich liebt ... der Kolonel, wenn er so mächtig ist, soll mir eine andre Frau geben ... da er mir Nancy genommen hat ... Ich will nicht so bleiben ..."

Ganz erschöpft sank er auf seinen Stuhl nieder; seine niedrigen Begierden hatten seine Lebenskräfte unterhöhlt, seine Sinne betäubt ... sein Ende war nahe: ein Schlag hatte ihn getroffen.

Sein Haupt fiel zurück auf die Lehne des Stuhles, auf welchem er saß, er streckte die Füße aus und

drückte die Hände krampfhaft zusammen ... Seine Augen wurden roth, roth wie Blut ... dieselbe Farbe überzog sein Antlitz und an seinem Haare hing der Schweiß ... Er sprach sonderbare unzusammenhängende Worte ... dann, murmelte er leise und unverständlich, dann schrie er wieder laut ... während er die Augen wild in den Höhlen drehte. Schrecklich war sein Anblick.

„Adam Smith!“ rief der Kolonel, durch das schreckliche Schauspiel heftig ergriffen. „Adam Smith, um Gotteswillen, was fehlt Ihnen ...“

„Adam, Bruder! ...“

Aber der Mörder hörte ihn nicht ...

„Adam, komm' zu Dir ...“

„Um Gotteswillen ... Kolonel, haben Sie Mitleiden mit ihm, sprechen Sie ein einziges Wort der Ermuthigung zu ihm ...“

„Adam, so viel ich kann, will ich thun ...“

Van Bergen und Henri Smith ließen nichts unversucht, um den Unglücklichen wieder zum Bewußtsein zu bringen ... Endlich wurde er ruhiger, seine Blicke standen fest, er richtete sich halb in seinem Stuhle auf und sah erst den Kolonel und darauf den Bruder unbeweglich an, dann brach er in ein eckliches Lachen aus.

„Der Wein ... ha! ha! ... ja, der Wein ... was war in dem Weine? ... ja das sagt er ... und dann fiel er nieder und schlief ... Er ist nie wieder erwacht! ... und dann ... da wurde er fortgeschleppt an den Beinen, denn er war schwer, sein Haupt rollte in dem Gang ... hört! ... br ... wie wenn es knickte ... ja ... plumps! ... Ha! das war artig ... und dann! ... bah, das war kalt, kalt wie der Tod ... das sprang mir hier ... hier und da ins Angesicht ... und dann sah er mich an ... mit den schwarzen Augen ... nach unten, nach oben, und wieder unten ... Carl Hauser ...

Ja, da steht er wieder, da in der Ecke . . . und sie auch . . . der Mund ist offen . . . schwarz von Innen . . . schwarz vom Gifte . . . Helena! . . ." dann schwieg r einige Augenblicke und sah wieder beide Männer an.

„Wer sind Sie? ... Was wollen Sie hier? ..." Mechanisch hob er die Hand an den Kopf. „Wollen Sie Gold haben . . . kommen Sie her, ich will Ihnen sagen, was Sie thun müssen . . . hören Sie, ich will es Ihnen ins Ohr flüstern, daß Niemand es hört!"

Und dann flüsterte er ihnen zu:

„Ermorden Sie August van Bergen, und Henri Smith . . . sie haben mich arm gemacht, mir Alles genommen, was ich hatte, . . . Henri Smith ist auch ein Mörder . . . er hat Johann Horst ermordet, . . . es ist ein Mörder, wie ich . . ."

Dann that er noch einen lauten Schrei und ohne ein Wort zu sprechen, zeigte er nach Außen.

Ein schreckliches Schauspiel erhob sich vor seinen Blicken.

Helena stund da und neben ihr Karl Hauser. Beide waren in Weiß gekleidet, aber ihr Antlitz war noch weißer, als die Kleider, die sie trugen. Je länger er sie anstarrte, desto größer wurden sie, desto näher kamen sie zu ihm.

Ihre Gesichtszüge zogen sich zu einem grinsenden Lachen zusammen, und alle öffneten die Arme, um den Mörder zu umfassen.

„Komm', komm', Adam Smith, komm' zur Hölle . . . in das ewige Feuer!"

Heftig sprang Adam auf, seine Haare standen in die Höhe, seine Augen schoßen Blitze.... „Zur Hölle," rief er, „ich komme!" und noch ehe der Kolonel oder Henri nach ihm umsahen, warf sich der Unglückliche aus dem offenstehenden Fenster.

„Zur Hölle, ins ewige Feuer.... ich komme....

ich komme ....“ schrie er noch während seines schrecklichen Falles.

Mit einem Schrei eilten der Kolonel und Henri nach dem Platze da er gefallen war.

Dieser lag auf dem Boden ausgestreckt, keine Wunde war an ihm zu sehen.

„Adam, Bruder ... mein Bruder! ...“ rief Henri.

Der wahnsinnige öffnete schwach die Augen, eine schreckliche Bläße verbreitete sich auf seinem Gesichte, seine Nase wurde spitziger, sein Mund weiter. .... Der Tod drückte ihm sein schreckliches Gepräge auf, noch ein Aufblicken, ein Seufzer aus tiefer Brust und Adam Smith war nicht mehr!

Noch zwei Monate später.

XXX.

Die letzte Nacht.

Der geneigte Leser, welcher uns bis hieher so willig folgte, begleite uns nun auch bei einem Besuche in dem Arrest- und Justizhaus, früher das Rasphuis genannt.

Es ist ein düsteres, trübseliges Gebäude, gleichsam unter den Häusern des Heiligenweg, der Kalverstraat, und dem Singel begraben. Nur das Vorportal, der Platz und ein zweites Thor ist Alles, was man von diesem Gefängnisse sehen kann, nebst einem kleinen spitzigen Thurme der Kapelle, welche man vom Singel sieht.

In ein kleines Zimmer, das von zwei mit Eisenstäben und Schließnägeln versehenen Fenstern erhellt wird, führen wir jetzt unsern Leser. Es ist Nacht, die Nacht zwischen Freitag und Sonnabend. Der Wind pfeift durch die Höfe des Gefängnisses und der Regen fällt prasselnd auf die Steine.

Eine Kerze auf einem eisernen Leuchter, worunter ein hölzerner Block, erhellt schwach die dunkle Kammer.

Kein anderer Hausrath, als eine altväterische eichene Tafel, man gewahrt zwei große und drei kleinere Bänke.

An dem Tische sitzen zwei Männer. Der eine ist mit Lesen beschäftigt, während der andere in gleichgültiger Haltung eine Pfeife raucht; ein dritter sitzt in der dunkelsten Ecke und scheint zu schlafen, während ein

vierter, der Jüngste der Anwesenden, mit schnellen und ungleichen Schritten durch das Zimmer schreitet.

Der Spaziergänger ist Joachim Ram, und der Mann, der sich in der Ecke verkrochen, ist sein Vater... David, der krumme Wirth aus der Schenke Het mooriaantje.

Beide sind zum Tode verurtheilt und die zwei Männer, welche wir an dem Tische sitzen sehen, sind Aufpasser, welche die Verpflichtung haben, Sorge zu tragen, daß die Verurtheilten nicht in einem Anfall von Wahnsinn die Hand an sich selbst legen und so dem Beile seine Beute und dem Volke ein liebes Schauspiel nehmen.

Ein liebes Schauspiel! ... Ja, dieß ist das wahre Wort, die wahre Benennung einer Vollstreckung des Todesurtheils für die meisten Bewohner von Amsterdam.

Schon länger, als eine Stunde, ehe dieß blutige Schauspiel einen Anfang nimmt, sieht man eine zahllose Menge das Schaffot umringen. Die Leute kämpfen um die Plätze, von denen man eine gute Aussicht auf das Schaffot hat. Die Fenster der Häuser, die auf den Strafplatz hinaussehen, werden besetzt und in diesen Häusern ist ein wahres Fest. Die Bewohner empfangen Besuche von Leuten, die sie kaum dem Namen nach kennen, die schäkern und lachen, sich über gleichgültige Dinge unterhalten, bis die Glocke der Zuiderkerk die Mittagsstunde ankündigt, die letzte Stunde des Verurtheilten.

Dann werden die Fenster geöffnet, man nimmt Platz an ihnen, um da seinen Mitmenschen hinrichten zu sehen, um mit teuflischer Ruhe jedes Zucken, jede Gesichtsbewegung des Unglücklichen zu beobachten, welcher hier vom Leben zum Tode gebracht wird. Das Drängen auf dem Richtplatz, um und bei dem Schaffot wird immer größer und größer; die umliegenden Straßen und Grachten, ja die Dächer der Häuser werden besetzt; alt und jung, Frauen mit Säuglingen an

der Brust, bilden den größern Theil der Menge .... Diese Alle starren nach dem Galgen, an welchem ein Mensch zu Tode zuckt. Und ist der letzte Kampf des Unglücklichen gekämpft, hat der Tod seinem Leiden ein Ende gemacht, dann verläßt man lachend und scherzend den Richtplatz ... Das schreckliche Schauspiel hinterläßt keinen Eindruck, wenigstens nicht den, welchen man billigerweise erwarten sollte.

Wozu eine öffentliche Hinrichtung? wozu ein Schaffot? wozu Ausstellung, Geißelung, Brandmarken, wozu einen Galgen? ...

Das Unrecht muß gestraft werden, das werden wir nicht läugnen, aber die Schaffotstrafe ist keine Strafe, die Schaffotstrafe ist keine Entehrung, für den Verbrecher von geringer Bedeutung — es ist eine Kleinigkeit, eine lächerliche Zermonie. Es gibt verstockte Verbrecher, die sich rühmen, mehr als einmal gestäupt und gebrandmarkt worden zu sein. Der gestäupte und gebrandmarkte Verbrecher ist ein sehr angesehener Mann unter seinen Kammeraden, ja viele sind stolz auf ihre Brandmarkung und werden den Namen der geijkte marwieger[1]) ungerne missen.[2])

---

1) Gebrandmarkter Dieb.

2) Aus folgender Thatsache mögen die Leser über den Eindruck urtheilen, welchen die Schaffotstrafe bei verhärteten Verbrechern hat. Von wie wenig Belang diese Strafe bei den meisten Missethätern ist, wird klar daraus werden. Zwei Verbrecher wurden gegeißelt, der Eine ertrug diese entehrende Strafe ohne den mindesten Schrei. Der Zweite aber schrie laut auf und sagte nachher: »Verflucht, jetzt habe ich mein halbes Pintchen verloren!« Als er darauf nach dem Grunde dieser sonderbaren Rede gefragt wurde, sagte er: »Ich hatte eine Wette mit meinem Kameraden gemacht, daß der, der schreie, seinem Kameraden ein Pintchen Jenever geben müsse; ich habe

Die Schaffotstrafe benimmt dem nicht verhärteten Bösewichte die Gelegenheit, durch Ehrlichkeit und guten Lebenswandel die Achtung wieder zu gewinnen, die er durch sein Verbrechen verloren hatte. Stellt euch den Hausvater vor, der durch Mangel, durch augenblickliche Geldverlegenheit gezwungen, um sich und die Seinen vom gänzlichen Untergange zu retten, ein

---

geschrieen und also die Wette verloren!« Alte Bösewichter geben ihren jungen Kameraden Unterricht, in welchen Krümmungen sie den Leib halten müßten, um die Geißelschläge weniger zu fühlen.

Aus dem bereits mehrmals angeführten Werkchen: **Beknopt overzigt van het gevangenis-stelsel in Nederland** u. s. w. theilen wir folgendes Einzelne mit, um zu beweisen, wie wenig Eindruck das Brandmarken auf die meisten Bösewichter macht. »Viele,« lesen wir dort, »lassen sich auf dem bloßen Körper peinigen, d. h. sie lassen sich mit feinen Nadeln und ostindischer Tinte, in Zinober getaucht, allerhand, selbst die schändlichsten Figuren, auf die Haut stechen (Tättowiren). Die meisten dieser Verbrecher sind schaffotirt und tragen das Brandmark auf den Schultern; um dies verschwinden zu machen, werden alle Mittel angewendet. Sie thun alles Mögliche, daß auch die neu ankommenden Jünglinge sich stechen lassen, um die Allgemeinheit desselben zu befördern und so werden die unerfahrenen Jünglinge gleichsam ohne Wissen in die schändliche Gilde der größten Bösewichter aufgenommen, wenigstens was die äußerlichen Kennzeichen betrifft.« Dieser schändliche Gebrauch erinnert uns unwillkürlich an das Tättowiren der Glieder bei einer ostindischen Sekte, den Phansegars oder Würgern, von welchen Eugen Sue näher spricht im ewigen Juden. Uebersetzung dieser Sammlung von A. Zoller. 2, 14.

Verbrechen begeht, welches von dem Gerichte durch Schaffot bestraft wird. Was nutzt ihm später ein ehrliches, sittliches Leben? Nichts! Wer einmal das Schaffot betreten hat, ist für immer entehrt; man erinnert sich noch nach Verlauf von vielen Jahren, daß er auf dem Platz der Schande gestanden! Man scheut den Mann, der das Beil mit seinen Händen berührt; er ist aus der Gesellschaft verbannt und oft geht die Schande der Strafe noch auf die Kinder über.[3] Die

---

3) Wir können uns nicht enthalten, hier ein Beispiel anzuführen zum Beweise, welch' traurige Folgen das Brandmarken nach sich zieht. Vor einigen Jahren machte ein junger Mensch von fünf bis sechsundzwanzig Jahren zu Amsterdam sich der Verfertigung von falschen Wechseln schuldig. Er arbeitete als Kommis auf einem der bedeutendsten Komptoirs, hatte sich aber zugleich dem Börsenspiel, den sogenannten Papierspekulationen, hingegeben. Statt zu gewinnen, was nach seiner Berechnung unfehlbar war, verlor er, und er mußte als surplus mehr bezahlen, als sein Vermögen betrug. In dieser verzweifelten Lage nahm er seine Zuflucht zu dem bereits genannten Betrug.

Die niederländische Bank diskontirt Wechsel abgegeben von und gezogen auf solide Häuser und der junge Mann, vollkommen mit dem kaufmännischen Gebrauche bekannt, verfertigte Wechsel, von soliden Handlungshäusern auf die ersten Häuser gezogen und acceptirt, welche Wechsel aber falsch waren.

Die Direktion der niederländischen Bank, durchaus nicht an der Echtheit zweifelnd, diskontirte die Wechsel und der Fälscher erhielt das Geld. Ein paar Tage vor der Verfallzeit begab er sich wieder an die Bank, bat, natürlich unter einem angenommenen Namen, um den diskontirten Wechsel und bezahlte die von

Schaffotstrafe ist schändlich, hart, ungerecht, unmenschlich. Sie entehrt den Menschen für immer; sie bewegt

---

ihm empfangene Summe, so daß Niemand bei dem Betrug einen Schaden litt.

Durch das Gelingen ermuthigt, wiederholte er seinen Betrug verschiedene Male, bis die Direktion der Bank durch den sonderbaren Umstand, daß die Wechsel immer vor dem Verfallstage zurückgeholt wurden, Verdacht bekam. Der Verdacht wurde immer mehr bestärkt, bald überzeugte man sich, daß die diskontirten Wechsel falsch und die Unterschriften nachgemacht waren. Als der nichts Uebles Vermuthende sich wieder zeigte, wurde er gefaßt. Nachdem er geraume Zeit im Kerker geseufzt hatte, wurde endlich seine Angelegenheit vor Gericht verhandelt, mit dem unglücklichen Erfolge, daß er zur Brandmarkung auf dem Schaffot verurtheilt wurde. Dies Urtheil wurde vollzogen und der Unglückliche lebte einige Jahre im Gefängniß. Er hatte zwar freilich betrogen, doch der Betrug hatte Niemand geschadet, im Uebrigen hatte er sich immer sehr solid aufgeführt und auch im Kerker zeichnete er sich durch sein Betragen vor den Andern aus. Aber das Schandzeichen konnte nicht mehr getilgt werden, es war ihm zu deutlich auf die Schultern gedrückt.

Aus dem Gefängniß entlassen, begab er sich unter einem angenommenen Namen nach einer Handelsstadt in Deutschland; seine Geschicklichkeit verschaffte ihm bald einen Platz in einem Handelshause, wo er sich mit Eifer des Geschäfts annahm. Jahrelang blieb er hier und erwarb sich durch seine Kenntnisse und sein gutes Betragen die allgemeine Achtung, bis durch einen unglücklichen Zufall das Schandzeichen auf seinem Körper entdeckt wurde. Der Kaufmann war kleinlich genug, einen Mann, der auf dem Schaffot

nur den, der noch Schaam fühlt, für den verhärteten Bösewicht ist sie von geringer Bedeutung; der Letzte

gestraft worden war, obgleich er sich von dessen Ehrlichkeit, Treue und Eifer überzeugt hatte, aus seinen Diensten zu entlassen. Der Unglückliche ging an einen andern Ort, begann selbst einen kleinen Handel, den er nach und nach ausbreitete und wurde bald ein begüterter Mann. Es fiel ihm nicht schwer, in die ersten Kreise des Städtchens, in welchem er wohnte, aufgenommen zu werden; bald lernte er ein Mädchen kennen, die Tochter vermöglicher Bürger, und Beide liebten einander. Die Eltern des Mädchens begünstigten die Liebe, denn der fleißige, brave und ehrliche Kaufmann erschien ihnen als sehr geeignet, das Glück ihrer Tochter zu befördern. Doch der junge Mann zögerte! Sollte er, auf dessen Schulter der Stempel der Schande und Ehrlosigkeit gedrückt stand, dem reinen, unschuldigen Mädchen die Hand reichen? Lange und schwer kämpfte er zwischen Liebe und Pflicht... endlich behielt die Liebe die Oberhand und er bot dem Mädchen seine Hand. Aber er sollte nicht glücklich sein, denn ehe noch die Hochzeit gefeiert wurde, fand die schreckliche, so sehr gefürchtete Entdeckung statt... Wie ein laufendes Feuer verbreitete sich das Gerücht, daß der allgemein geehrte und geachtete Bräutigam die Schaffotstrafe in seinem Geburtsort erstanden habe... Der Arme sah sein Glück vernichtet!... Verzweiflung bemächtigte sich seiner; er verließ das Haus, wo er das höchste Glück gefunden zu haben glaubte, eilte aus der Stadt, bis an den nah vorüberströmenden Fluß... stürzte sich hinein und endete so sein Leben! Die unglückliche Braut zehrte aus und starb bald darauf. Dies ist eine der unzähligen nachtheiligen Folgen der Brandmarkung.

geht lieber auf das Schaffot, als auf einen Monat in das Gefängniß.[4])

Und die Todesstrafe, wozu dient sie. Zur Besserung? Nein. Die Todesstrafe nimmt dem Schuldigen den Weg zur Reue.

Man schaffe die Todesstrafe ab!

Das Volk wird dabei an Veredlung und Menschlichkeit gewinnen.

Das Volk, das den Missethäter umbringen sieht, wird solche schreckliche Schauspiele gewöhnt, die Schauspiele verlieren nach und nach ihr Abscheuliches, die Menge fängt an, Freude daran zu bekommen, wird hart und blutdürstig!

Härte und Blutdurst reizen zum Verbrechen!

Wir fragen ferner: wirkt das Anschauen der Todesstrafe günstig auf das Volk, ist die Strafe ein Hemmschuh des Verbrechens, ein Abschreckungsmittel?

Nein!

War die Zahl der Verbrecher in den früheren Jahrhunderten, als die Richtplätze immer vom Blute troffen, geringer als jetzt? Ist gegenwärtig die Zahl der Verbrecher größer, die Art der Verbrechen mannigfaltiger, seit man die Todesstrafe nur selten anwendet?

Nein!

Daß die Geschichte nicht erfunden, könnten wir durch Nennung seines Namens beweisen, die meisten Amsterdamer würden dann keinen Zweifel daran hegen; aber wir wollen das Gedächtniß des jungen Mannes nicht brandmarken und mitleidiger sein als die Gesetze.

4) Die Gesetze verbieten strenge, einem Schaffotirten seine Strafe vorzuhalten. Aber warum strafen denn die Gesetze mit solchen Strafen, die eine Zurückkehr in die menschliche Gesellschaft beinahe unmöglich machen?

Die Todesstrafe ist überdies keine Strafe. Schließe den Böſewicht sein ganzes Leben ein, wir wiederholen es, beraube ihn sein ganzes Leben der Freiheit, diese Strafe ist größer, als ihm das Leben mit dem Schwerte zu nehmen. Das Gewissen straft oft schwerer, als das Beil es vermag. Vielleicht kommt er durch Reue zur Bekehrung!

Strafet überhaupt den Verbrecher mit solchen Strafen, die ihn zur Besserung führen, aber tödtet ihn nicht.

* * *

Zwei Aufpasser saßen, wie wir schon sagten, in dem Kerker Davids und Jims. Die Aufpasser waren da, um zu wachen, daß keiner der Verurtheilten die Hand an das Leben lege, das nicht mehr ihnen, sondern dem Scharfrichter gehörte. Sobald das Todesurtheil ausgesprochen ist, hat die Person, welche das Urtheil traf, aufgehört zu existiren.

Seinen Namen hat er verloren, man betrachtet ihn nicht mehr als eine Person, er ist ein Nichts geworden!

Man hat ihm Alles genommen, man schließt ihn ein, bewacht ihn, weil er, obwohl des Lebens unwürdig erachtet, es doch nicht selbst zernichten darf. Vor den Augen der Welt muß er den letzten Kampf kämpfen ... das Volk muß seine blutigen Feste haben, das Recht muß seine große Macht den Leuten zeigen.

* * *

„Wie spät ist es schon?“ fragte David Ram, „mich dünkt, es muß noch früh sein, ich habe etwas geschlafen, aber das kann nicht lange gedauert haben, ich habe die Glocke ein Uhr schlagen hören.“

Einer der Aufpasser holte die Uhr heraus, besah sie genau und antwortete:

„Es wird augenblicklich fünf Uhr sein."

„Das ist unmöglich!" rief David, „so spät kann es noch nicht sein, ich hätte ja vier Stunden geschlafen . . . nicht möglich!"

„So seht selbst," sagte der Aufpasser, ärgerlich, daß ihm nicht geglaubt wurde, während er dem Verurtheilten seine Uhr vorhielt, „bei fünf, wie ich Euch gesagt."

„Warum habt Ihr mich denn nicht geweckt?" fragte der Gefangene. „Ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, und Ihr laßt mich schlafen."

„Mich dünkt, daß Schlafen noch das Beste ist," sagte Jim, „ich wollte, ich könnte es auch thun, aber es geht nicht . . . wenn ich auch still sitze und die jedeme[5]) so fest als möglich zusammendrücke, es geht nicht, der Schlaf will nicht kommen."

„Ich hatte einen dummen Traum, Jim, ich sah Deine Mutter . . . es ist doch sonderbar, daß ich von ihr träumen muß, ich habe seit Jahren nicht an sie gedacht, und nun träumte mir, sie habe mich an den Galgen gehängt." Ein kalter Schauer überfiel den Krummen bei dem Aussprechen dieser Worte.

„Das ist ein seltsamer Traum, Alter!" sagte Jim, der nicht die mindeste Unruhe verrieth.

„Und noch mehr, ich habe ihn auch gesehen, wie er zu mir kam in De achtkant, mit seinem gelbseidnen Tuche, blauen Rock mit messingenen Knöpfen, hohem Kragen und den gelben Hosen . . . ja, ich sah deutlich, daß er so fremd und sonderbar uns ansah, als Du sein ros festhieltst und ich ihm den Hals abschnitt und ihn om gaaijes maakte; nachher sah ich ihn wieder wie er in der Kiste lag . . . Seine Augen waren von den Ratten ausgefressen, die Nase war weg, er hatte schwarze Lippen . . . In diesem Zustand

---

[5]) Augen.

kam er zu mir und sprach mich an. Allerhand tolle Dinge mußte ich von ihm hören, Dinge, die mir die Haare zu Berge sträubten . . . ich will nicht mehr schlafen, um nicht mehr zu träumen!“

Es herrschte einen Augenblick Todtenstille, der Wind pfiff und der Regen raschelte auf den Hof nieder.

„Ich wünschte, daß Alles aus und vorbei wäre . . .“ sagte David endlich.

„Ich nicht,“ rief Jim. „Sie werden mich nicht umbringen . . . es wird noch Gnade für mich kommen, weil ich noch jung bin . . . das kommt immer im letzten Augenblicke, nicht wahr?“ fragte er die Aufpasser.

Diese zuckten mit der Achsel.

„Ihr würdet besser thun, über das nachzudenken, was der Prediger sagte,“ sprach der Eine.

„Er hat gut sagen,“ unterbrach David seinen Sohn, „er wird nicht aufgehängt und wenn David Gnade bekommt, warum ich nicht? Ich habe nur einen Mord gethan, keinen Vatermord oder Brudermord, sie sollen mich geißeln lassen und brandmarken und für mein ganzes Leben festsetzen . . . aber das Leben lassen, Jim, glaubst Du auch nicht, daß ich begnadigt werde?“

„Nein!“ antwortete dieser bösartig.

„Ich habe dasselbe Recht auf Gnade, wie Du . . . ja, noch mehr als Du, Jim; denn Du hattest das Beil in Händen, um den Kolonel zu ermorden, ich nicht . . . es ist ja schon oft geschehen, daß Jemand op 't schollem Gnade bekommt?“

„Ja, ich habe mal beigewohnt,“ sagte der Aufpasser, „aber hofft nicht darauf, Ihr könntet Euch betrügen, fürcht' ich.“

„Das glaube ich auch,“ sagte Jim, „der Alte stand wegen verschiedener Sachen im oude testament . . . ich nicht.“

„Und doch glaube ich nicht an Gnade für Euch."

„Ihr seid toll!" rief Jim, „ich glaube, Ihr habt es miteinander abgemacht, mir bange zu machen, ich weiß das Alles wohl, aber das geschieht nicht . . . Und Mat, sie gehört mit zum Komplotte, wenn sie nicht wüßte, daß wir Gnade bekommen, wozu wäre sie dann hergekommen . . . aber sie kam her mit Thränen in den Augen, und weinte so laut sie konnte, und sprach dann Zeug, wie der Domine . . . das war gewiß gelernt, ja wohl, es ist unmöglich anders, denn wie sollte sie von Dingen wissen, die in der Bibel stehen, aber das geschieht Alles, um mir bange zu machen."

„Das kann wohl sein, Jim, das ist gewiß so." Der Vater theilte die Gefühle des Sohnes und glaubte gerne, weil er das Nämliche, wie Jim wünschte. „Das Mädchen hat mich noch nie geküßt und nun fiel sie mir um den Hals und gab mir allerhand schöne Namen.... es ist abgekartet, da kannst Du darauf rechnen..."

Das Geräusch eines Schlüssels, der in das Schloß gesteckt wurde, unterbrach ihn, die Thüre ging auf und ein junger Geistlicher trat ein.[6])

Er grüßte die beiden Verurtheilten freundlich und sprach sie mit den Worten an: „der wichtige Augenblick naht mit raschen Schritten, noch kurze Zeit und euer irdischer Lauf ist vollendet."

„Sagen Sie einmal, mein Herr," sagte Jim, „Sie werden es wohl wissen..... wird mir Gnade werden?"

„Hier nicht, der Richter hat Euch zum Tode verurtheilt, alle Hoffnung auf Leben ist verloren und darum bereitet Euch auf die Ewigkeit vor."

„Und darum," wiederholte Jim, die Stimme des

---

[6]) Der Jüngste der Geistlichen, der letzt Berufene, ist verpflichtet, die zum Tode Verurtheilten auf ihr Ende vorzubereiten.

Predigers nachäffend, „sage ich Ihnen nochmals, daß ich an nichts glaube!... Es wird Gnade kommen, das weiß ich so gut, wie Sie, aber Sie wollen es nicht sagen, um mir durch Ihr Schweigen mehr Angst zu machen."

„Ihr täuscht Euch. Ihr irrt! Glaubt mir," fuhr der Prediger ernst fort, „es wäre mir die größte Freude, wenn ich dies sagen könnte, oder haltet Ihr mich für so unmitleidig, daß ich eine Nachricht verschweigen sollte, welche alle Angst bei Euch aufhören machen würde. Gebet alle Hoffnung auf das Leben auf, laßt den Gedanken daran für immer fahren, und denkt an das Leben, das auf den Tod folgt!"

Diese Worte, mit hohem Ernst gesprochen, machten großen Eindruck. David Ram brummte, während er auf der Bank zusammenkroch und Jims Gesicht wurde mit einer Farbe überzogen, gleich der, welche er einige Stunden später zeigen würde.

„Es ist Deine Schuld, Jim...." brüllte David, „Deine Schuld, Elender!... Du hast mich gezwungen, mich mit der Sache des Kolonels einzulassen. Ich wollte es nicht... weil ein Vorgefühl mir sagte, daß die Sache mir op 't schollem helfen werde und ich nach de klienje gehen müßte. Ohne den Kolonel, der Teufel hole ihn, und den verfluchten moosser, den satanischen Maler Bert, würde die Leiche nie gefunden worden sein, und wir säßen noch in dem Mooriaantje .... aber Du hast gedroht, mich zu sliegenen und darum willigte ich ein ... mein Blut komme über Dich, elender Hund!..."

„David Ram!" sagte der Prediger, die Rede des alten Sünders unterbrechend, „haltet ein mit der Rede und bedenkt, daß nur Reue Euch jetzt beschäftigen sollte."

„Reue, ja, das habe ich!" rief David. „Ich bereue, daß ich ihn nicht ermordete, dann hätte er mich

nicht zwingen können, in die Sache Brams mich einzulassen... und ich hätte in Ruhe und Frieden gelebt."

„Ruhe und Friede!" rief der Geistliche. „Ihr solltet Ruhe und Frieden haben können, nachdem Ihr Euren Sohn ermordet?"

„Schweig' Alter," herrschte Jim seinem Vater zu, „es ist Deine Schuld, daß ich auf 't schollem komme, warum hast Du mich nicht auf die Schule geschickt, als ich jung war, statt mich mir selber zu überlassen. Ein Vater hätte seinem Sohne ein besseres Beispiel geben sollen, ja, als Du gethan hast, dann würde ich von godel, von de weets, von der ganzen princerij von Hans und von 't schollem nichts wissen... und all' das Zeug auslachen. Aber statt mich zu prügeln, wenn ich turftrok, hieß es immer, wenn ich etwas nach Hause brachte, bester Jim vorne und hinten.... und dann bekam ich Caffee, und so lernte ich caskenen; wenn es massematten zu handeln gab, dann mußte Jim mit und bekam sein gellep, damit ich Lust bekommen sollte, marwieger zu werden. Du hast mir an den Galgen geholfen, Alter, und wenn ich keine Gnade bekomme, soll mein Blut auf Dich kommen.. und nicht Dein Blut auf mein Haupt..."

„Wozu dieser unnöthige Zwist?" fragte der Geistliche, „in wenigen Stunden ist es mit euch gethan, versöhnet euch mit einander, ehe ihr in die Ewigkeit geht."

David brach in eine Menge Flüche und Verwünschungen aus und Jim blieb nicht zurück in diesen Wünschen, die er in seiner gewöhnlichen Kraftsprache ausrief.

Vergebens wandte der Geistliche Alles an, um die Verbrecher zu besseren Gedanken zu bringen, er wurde selbst der Gegenstand ihrer Verspottungen.

„Sie haben gut sprechen, Sie werden nicht aufgehängt..." rief David.

„Wenn Sie etwas für uns thun wollen, so suchen

Sie Gnade für uns zu bekommen, das ist besser, als all' Ihr Geschwätz..." sagte Jim.

Die Glocke schlug sieben Uhr.

Es entstand ein Geräusch im Gange, die Thüre wurde geöffnet und vier Gerichtsdiener traten ein. [7])

„Es ist Zeit," sagte einer, „kommt, haltet euch gut!"

David gab keine Antwort, Jim fluchte und raste wie ein Wahnsinniger.

Die Gerichtsdiener nahmen ihn in ihre Mitte, die Thüre des Kerkers wurde geöffnet und die zum Tod Verurtheilten verließen denselben.

Auf dem Heiligenweg, vor der Pforte des Gefängnisses stand ein Wagen, um welchen sich eine Menge Volks geschaart hatte.

Ohne zu wissen wie, sahen Vater und Sohn sich im Wagen sitzen.

„Jim," sagte David, „ich glaube doch, daß es gut wäre, wenn wir mit einander versöhnt sterben würden... reiche mir die Hand, Jim..."

„Du sollst verflucht sein!" war die Antwort Jims, während er seinen Vater mit einem Blick ansah, in welchem sich all' seine Bosheit konzentrirte.

An dem Schapenplein angekommen [8]) hielt das Gefährt still. Ein Reisewagen mit vier Postpferden bespannt, fuhr gerade die Doelenslouise herunter, als das Gefährt an dem Wagen vorbeikam, in welchem

---

[7]) Die Hinrichtungen geschehen immer um zwölf Uhr Mittag, doch schon früh am Morgen werden die Verurtheilten auf den Richtplatz gebracht.

[8]) Der Weg, welchen die Verurtheilten nach dem Richtplatz zu machen haben, ist dieser: der Heiligeweg, die Kalverstraat, den Schapenplein, die Doelenstraat u. s. w. um längs dem Kloveniersburgwal den Nieuwenmarkt zu erreichen.

David und Jim saßen, und man hörte die heißere, mißtönende Stimme Jim Rams, welche rief: „der Kolonel van Bergen.... Clara... daß der Teufel..."

Mehr hörte man nicht.

XXXI.

Reissenburg.

Und die Postkutsche fuhr fort!

Muthig trabten die Pferde, lustig klangen die Schellen und die lange Peitsche des Postillons klatschte muthig drein.

Die Postkutsche fuhr fort.

Dörfer und Städte durchfuhren sie, schöne, bequeme Wege und je weiter die Reisenden kamen, desto schöner und herrlicher wurde die Gegend, desto weiter die Aussicht.

„Willst Du mir denn nun nicht das Geheimniß offenbaren," sagte August van Bergen, „und mir sagen, wo Dein Landhaus liegt, wohin wir reisen, liebste Mathilde?"

„Jetzt noch nicht, August!"

„Du stellst meine Geduld auf die Probe, Mathilde!"

„Nur noch wenige Augenblicke und Du wirst Alles wissen," antwortete Frau van Bergen, während sie aus dem geöffneten Wagenfenster sah.

„Und Du weißt es auch, Clara und bist eben so verschwiegen, wie Deine Mutter!" sagte Eduard in einnehmendem Tone zu seiner Frau.

Clara lachte und sah mit ihren schönen blauen Augen Eduard freundlich an.

„Wir werden uns rächen, Eduard!" sagte der Kolonel.

„Wie... schon Bedrohungen, am ersten Tage nach unserer Hochzeit..."

Unter dergleichen Gesprächen wurde die Reise fortgesetzt.

Nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde fuhr der Wagen durch ein zierliches Gebüsch... dann durch eine Allee von hohen, stämmigen Eichbäumen und hielt plötzlich stille.

„Ich heiße Dich willkommen," sagte Mathilde, „ich heiße Dich willkommen auf Reijsenburg, meinem Landhause."

„Reijsenburg, Reijsenburg!" rief August, seine Hand drückte freudig die Mathildens und eine Thräne der Dankbarkeit erglänzte in seinen Augen. Der gefühlvolle August erkannte das Edle der Ueberraschung, die ihm von Mathilde aufgespart wurde.

Henri Smith und Frank hießen die Angekommenen willkommen.

„Ich werde Reijsenburg nicht mehr erkennen," sagte Klara, als sie, von ihrem Gatten und Frank begleitet, die Allee durchwandelte, die Zeugin ihrer Leiden und Thränen.

„Sieh, Eduard," sagte Klara, „hier ist noch die marmorne Gartenbank, an welcher Du lehntest, als wir zum ersten Male Bekanntschaft machten."

„Und hier der Ort," sagte Frank, „wo Karel van Gent Dich schlug, Klara."

„Wer würde je gedacht haben, daß wir auf demselben Platze, wo wir so manche Thräne vergossen, wo wir von dem elenden Daniel Vos...."

„Nicht so! nicht so, Eduard!' fiel Klara ihm in die Rede, während sie ihm die kleine weiße Hand auf den Mund legte. „Daniel Vos ist schon gestraft worden, der gute Gott hat uns glücklicher gemacht, als

wir verdienen... laßt uns ihm vergeben und...." Hier hielt sie plötzlich inne.

„Nun?" fragte Eduard.

„Ich wollte Dich um etwas bitten!"

„Du mich bitten, bitten... liebe Klara, was begehrst Du?"

„Die Wittwe des Daniel Vos, Du weißt wohl, Mimi, die Allerliebste unseres Meisters, wohnt hier in der Nähe, sie leidet Armuth und Mangel.... wir müssen ihr ein kleines Jahrgeld aussetzen und...."

„Klara, Du bist ein guter Engel," rief Eduard, „ich werde es thun."

In einem anderen Theile des großen Landgutes wandelten der Kolonel und Henri Smith.

„Wie angenehm es mir ist, Sie bei mir zu sehen, werde ich Ihnen nicht sagen müssen, Smith!" sagte August van Bergen, „aber ich muß es zugleich wiederholen, obgleich es mich schmerzt, Sie dadurch zu betrüben, Ihre eigene Sicherheit verbietet Ihnen, hier zu bleiben. Sie sind der Vater meiner Schwiegertochter und überdieß mein Freund: wie schmerzlich wäre es für mich, wenn Sie dem Gerichte in die Hände gerathen würden. Hören Sie daher meinen Rath: wir sind nicht ferne von der Grenze, kaufen Sie sich ein Landgut auf fremdem Boden: von Zeit zu Zeit werden Klara und Eduard Sie besuchen. Frank behalten Sie bei sich. Unsere Verheirathung macht in der Hauptstadt viel von sich sprechen, man könnte Ihnen dadurch leicht auf die Spur kommen.... über der Grenze sind Sie sicher."

„Ja ich will Ihrem Rathe folgen. Nur der alte Kupferstecher und seine Tochter wissen, daß Blut.... Menschenblut an meinen Händen klebt! Um meiner Kinder Willen muß ich auf meine Sicherheit bedacht sein, sie dürfen nie wissen, daß ihr Vater ein Mörder ist. Morgen schon werde ich gehen, es wird mir nicht schwer fallen, auf einem andern Grund und Boden einen

Aufenthaltsort zu finden, und das Vergangene bleibe immer ein Geheimniß!"

Diesen Abend war das Fest. In dem blauen Zimmer, den kleinen Kostgängern Daniel Vos' einst so schrecklich, saßen die glücklichen Sechs.

Und als der Wein in den Bechern schäumte und selbst die laute Freude der Bedienten bis in das blaue Zimmer herauf drang, schlich August aus dem glücklichen Kreise.

Er lief durch den langen Gang und stieg eine Treppe hinauf, die sich an dessen Ende befand, er war ja kein Fremder auf Reijsenburg.

Endlich, nachdem er durch einige Zimmer gegangen war, kam er in das Gemach, in welchem sein Vater gestorben.

Er setzte sich auf ein Sopha und weinte. Nach einigen Augenblicken stand er langsam auf und sagte:

„Bist Du jetzt zufrieden, hast Du mir vergeben, Vater? Hast Du den Fluch zurückgenommen, mit dem Du mich beladen .... schwer beladen? Hat mein Leben die Fehltritte meiner Jugend verwischt, haben die reiferen Jahre die Verirrungen des Jünglings gesühnt, ist Dein Zorn gewichen?"

Da war es, als ob ein wohlriechender Dampf das hohe Zimmer erfüllte, als ob sich der Dampf zusammenzöge und eine Gestalt bildete, die dem alten Baron van Reijsenburg glich, der dem Sohn freundlich zulächelte, ihm die Hand reichte und sagte: ... „Du hast gebüßt ... Den Fluch, den ich über Dich schleuderte, habe ich zurückgenommen! .... Friede sei mit Dir!"

Wiederum ein Jahr später.

XXXII.

Briefe und Beschluß.

Seiner Hochwohlgeboren,
Herrn August van Bergen, Kolonel.

„Mon chêr Auguste!"

„Ich habe beinahe nicht den Muth, Dir zu schreiben; drei Briefe sind mir von Dir geworden und nicht einen habe ich bis heute beantwortet. Während eines Jahres habe ich Dir keine Nachrichten von mir zukommen lassen, aber Du wirst mich entschuldigen, wenn Du die Umstände weißt, die mich hinderten, die Feder zu ergreifen, um Dir eine Nachricht von mir zu geben. Du weißt, ich bin dangereus krank gewesen.... und dann mein Abstecher nach London, der mich entre nous ein schönes Sümmchen kostete, denn London ist affreus theuer! Doch nun auf das feste Land zurück gekehrt, wie die Engländer sagen, will ich Alles wieder gut machen, indem ich Dir so viele Neuigkeiten als möglich mittheile. Zuerst habe ich Dir eine Geschichte aus meiner Reise nach England mitzutheilen. Louise und ich, wir befanden uns drei Wochen vor unserer Rückkehr nach Holland in einem kleinen Dorf in der Nähe von London, des Namens kann ich mich durchaus nicht mehr erinnern; wir waren kaum in dem Wirthshause abgestiegen und hatten uns an den Theetisch niederge-

setzt (die Engländer trinken enorme viel Thee!) als an einem andern Tischchen sich ein kleiner dicker Herr setzte, der über und über mit Gold behängt war, außerdem aber schrecklich gemein aussah. Er bestellte in gebrochenem Englisch ein Glas Grog und stieß einen ächt holländischen Fluch aus, als ihm das Bestellte nicht bald genug gebracht wurde. Dieß machte mich auf den Mann attent, und ihn neugierig betrachtend, wurde ich gewahr, daß er nur ein Auge hatte, welchen Mangel er durch eine große Brille mit blauen Gläsern zu verbergen suchte.

„Ich dachte sogleich, daß der Kerl derselbe sein könne, welcher in der Herberge, in der man Dich einmal gefangen hielt, den Wirth spielte und darauf verschwunden ist, ohne daß Jemand wußte, wohin er geflogen war. Um meiner Sache sicher zu sein, suchte ich ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

„„Der Herr scheint wohl ein Fremder zu sein,““ sagte ich, und er gab mir in brutalem Tone zur Antwort:

„„Sehr wohl möglich!““

„„Ein Holländer?““

„„Ja!““

„„So,““ sagte ich, als ob ich nichts von seiner Brutalität bemerkte, „„dann ist Ihnen vielleicht etwas von dem Vorfall bekannt, der sich vor ungefähr einem Jahre mit dem Kolonel van Bergen ereignet hat?““

„Der Einäugige sah mich lange Zeit aufmerksam an, bezahlte dann seine Zehrung und ging. Ich fragte den Wirth, ob er den Herrn kenne.

„„Er ist hier erst seit Kurzem angekommen,““ sagte der Mann, „„und nennt sich William Renfield, er scheint nicht unvermögend zu sein, und dieß ist Alles, was ich von ihm weiß!““

„Aus dem Einen und Andern glaube ich gewiß zu sein, daß der Herr William Renfield Niemand anders ist, als die genannte Person. Nach Amsterdam

zurückgekehrt, vernehme ich, daß sich eine scène mit Madame de Raad ereignete, die viel éclat gemacht hat.

„Die Hinterlassenschaft Gustavs war von dem Gerichte versiegelt worden, und als alle Nachforschungen nach Verwandten des Barons fruchtlos gewesen waren, — sein Vater war vor einigen Jahren in Deutschland gestorben, und Du wirst Dich noch wohl erinnern, daß er immer von seinem Vater sprach, als ob dieser noch am Leben wäre, — als alle Nachforschungen fruchtlos waren, sage ich, hat man die Hinterlassenschaft entsiegelt und nur tausend Gulden gefunden, welche Summe weit nicht zureicht, um die von dem Baron hinterlassenen Schulden zu bezahlen, mais ce n'est pas encore tout. Bei der Hinterlassenschaft des Baron von Hunter hat man die Juwelen gefunden, welche der Frau de Raad gestohlen worden, und vraiment, ich fange an zu glauben, daß von Hunter sie gestohlen, und auch das Armband, das ich Louisen geben wollte, denn, es ist jetzt gewiß, daß Gustav, der immer von großen Besitzungen in Deutschland sprach, dort nicht einen Morgen Landes hatte. De Raad, der seit dem Diebstahl der Juwelen mit seiner Frau nicht in bester Harmonie lebte, hat gesehen, daß sein Verdacht ungegründet war, und thut jetzt Alles, um das Herminen zugefügte Unrecht ihr zu vergüten. Die Juwelen haben ihr für immer de Raads Liebe gesichert, denn vor wenigen Wochen empfing sie einen Brief, der aber durch Zufall in ihres Mannes Hände kam. In diesem Briefe lag die Summe von viertausend Gulden in Bankbillets, und de Raad hat mich denselben lesen lassen, im Vertrauen, sub rosa, wohlverstanden... Aber weil Du, August, auch etwas dabei betheiligt bist, will ich Dich mit dem Einen und Andern bekannt machen. Der Brief ist geschrieben von unserem alten Bekannten, Julius van Velden. Er schreibt, daß, als er sich in einer großen Verlegenheit befand, er Madame de Raad um Geld bat, welches

sie ihm auch lieh; diese habe, um ihm zu helfen, ihre Juwelen abgetreten, um sich darauf die gewünschte Summe vorschießen zu lassen; doch da es ihm unmöglich gewesen war, ihr die kostbaren Gegenstände zurück zu besorgen, habe er die ächten Steine gegen falsche ausgewechselt und die ersteren verkauft, ohne daß Frau de Raad je etwas davon bemerkte. Ferner schreibt er, daß, da er durch Deine Fürsprache eine ansehnliche Anstellung bekommen habe, er es für seine erste Pflicht halte, diesen Betrug wieder gut zu machen, und deßhalb ihr die viertausend Gulden zusende, welche er aus den Juwelen gewonnen.

„De Raad hat diesen Brief seiner Frau nicht gegeben, weil dieser Betrug sie hindern konnte, Anderen behüflich zu sein. Er selbst hat dem Herrn Julius van Velden geantwortet, und ihn ersucht, die Sache nicht weiter zu sagen; so vertraue ich auch auf Deine Diskretion. De Raad hat für die empfangene Summe Herminen eine brillante Garnitur gekauft, und ich glaube, daß er noch ein schönes Sümmchen zugelegt hat, denn die Garnitur ist kostbar.

„Louise, welcher ich die Sache im Vertrauen mittheilte, findet es sonderbar, daß eine verheirathete Frau ihre Juwelen verpfänden ließ, um einem jungen Herrn zu helfen, aber Du weißt, sie hat immer Verdacht, und ich bin vollkommen mit de Raad eins: Hermine ist ein Engel.

„Sobald die fatique von der Reise etwas vorüber sind, komme ich mit Louise, um euch einige Tage zu besuchen, und dann sollst Du auch mein Zweigespann sehen, das ich aus England mitgebracht habe, brillant, aber theuer, bei hundert sechszig Pfund Sterling...

„Grüße Mathilde von mir und meiner Louise. Adieu! au plaisir de vous voir,

„Robert Woestbergen."

P. S. Inliegendes wurde mir zugesandt mit der

Bitte, es an Dich einzuschließen, welch' sonderbare Adresse!

Der eingeschlossene Brief, von Henriette an Eduard und Clara, lautete also:

An den wohledelgeborenen und gestrengen Herrn Eduard van Bergen und seine Gattin Frau van Bergen.

Haarlem... 18...

Sehr edle und werthe Herr und Frau
van Bergen!

„Ich bin so frei, die Feder zu ergreifen, in der Hoffnung, daß mein Schreiben Ew. in guter Gesundheit antreffe, und Sie meine Freiheit nicht übel nehmen.

„Jungens, ich denke so oft bei mir selber, ich möchte 'mal wirklich zu dem Herrn Dolf... Eduard, mein' ich... und Frau Klara, ich würde dann Alles besser sagen können, als mit dem Geschreibsel da. . . Wie Ew. mir geschrieben, haben Ew. ein Söhnchen bekommen; nun ich glückwünsche Ihnen und hoffe, der junge Herr werde wohl heranwachsen, und Ew. viel Plaisir daran haben, und es hat mir und meinem Manne rasend viel Freude gemacht, daß wir den Brief von Ew. bekommen, denn es zeugt doch davon, daß Ew. nicht stolz geworden und noch an uns denken.

„Wie Ew. wohl wissen werden, bin ich schon ein Jahr verheirathet. Dirks Mutter wollte anfangs nichts davon wissen, aber als sie von den zehntausend Gulden hörte, hat sie sich gewendet und, wie gesagt, nichts dagegen. Ew. werden sich wohl denken können, warum sie mich nicht zur Schwiegertochter wollte, deßwegen schreibe ich es nicht, bei gutem Verstand braucht's blos ein halbes Wort.

„Und so, wie ich sagte, bin ich nun verheirathet, und Dirk ist der beste Mann von der Welt, still und ruhig, er sitzt immer zu Hause und geht er hie und da aus, immer kommt er wieder nüchtern und ruhig zu seinem Frauchen zurück.

„Sobald wir verheirathet waren, zogen wir nach Haarlem, denn Ew. werden wohl einsehen, daß Amsterdam nicht für mich war . . . ich konnte nie über den heiligen Weg oder den Nieuwenmarkt gehen, ohne daß ich an meinen Vater und Bruder dachte, die ein so schreckliches Ende hatten.

„Zu Haarlem hat Dirk ein gutes Sattlergeschäft übernommen und wir haben Gott sei Dank unser gutes Brod.

„Nancy Horst ist auch verheirathet, und wohnt mit ihrem Manne zu Hermstede. Ihr Vater wohnt bei ihr und Albert malt Bilder, die, wie Dirk sagt, sehr gut und theuer bezahlt werden. Ihr Kind aus erster Ehe ist gestorben; ich bin einmal bei ihr gewesen, sie wohnt sehr hübsch und hat eine Magd. Sie und ihr Mann waren außerordentlich freundlich und wir mußten mit Gewalt beim Essen bleiben, da half nichts, da sprach man unaufhörlich von euch und ihr Mann hatte immer den Mund voll, über den Vater deines Mannes den Kolonel.

„Vor ein paar Monaten kam ein Herr zu uns in den Laden, der bei meinem Manne die Sattlerarbeit zu einem Tilbury bestellte. Ich hatte ihn mehr gesehen und es war wohl Niemand anders, als der Herr de Roos. . . . Er sagte, daß sobald das Zeug fertig sei, mein Mann es dem Schiffer mitgeben solle; er wohnt zu Breukelen. Mein Mann machte es in Ordnung und schickte es fort, aber es kam keine Bezahlung, da ist Dirk selbst dort gewesen . . . und Herr de Roos hat meinem Manne eine Adresse nach Amsterdam gegeben, und so hat er denn das Geld mit vieler Mühe bekommen. Denn der Herr de Roos hat nach dem Tode seiner Frau solch tolles Zeug getrieben, daß er unter Kuratel gestellt ist; wenigstens bekommt er jedes Jahr so viel, daß er anständig leben kann, im Uebrigen aber ist er über sein Geld nicht Herr.

„Frau de Geer, Ew. wissen wohl, wen ich meine, die in dem Hause auf dem Wijde steeg wohnte, unter uns, ist verheirathet mit einem Manne, der, wie sie das nennen, Stunden hält, und immer mit den sogenannten Feinen umgeht; sie nennen ihn Bruder Samuel und Frau de Geer, die auch fein geworden, lernte ihn in einer Stunde kennen, und dachte, es sei der beste und weichste Mann, der lebe und daß er im Warmen sitze. . . . Aber er hatte nichts und hat noch nichts, dazu kommt er oft betrunken nach Hause und wenn Frau de Geer noch etwas sagt, so kann sie auf einen Pack Prügel gefaßt sein! Pfui, ist das ein Mann!

„Ich hoffe im folgenden Monat Ihnen meine glückliche Niederkunft melden zu können. Dirk war ganz außer sich vor Freude, als ich es ihm sagte: wenn das Kind ein Knabe ist, werde ich es Dirk Frank Adolf Eduard taufen lassen, und wenn ein Mädchen dann Klara, wenigstens wenn Ew. es gut heißen.

„Mehr Neuigkeiten weiß ich nicht, breche deßhalb ab und schließe mit den Komplimenten an Ihre verehrte Familie auch von meinem Mann und zeichne mich mit Achtung

Ew. Wohlgeboren Dienerin
Henriette.

P.S. Sagen Sie dem Herrn Kolonel, wenn es Ihnen beliebt, daß Gijs der Dichter zu Leeuwarde im Gefängnisse sitzt; Nancy hat mir gesagt, ich solle es schreiben. Dirk hat den Brief gelesen und wollte erst nicht, daß ich ihn fortsende, es schicke sich ein solcher Brief nicht. . . . Aber er kennt Sie nicht so gut als ich . . . nicht wahr Klara! Nun noch etwas. Den jungen Herrn François sah ich dieser Tage hier durchfahren; er kannte mich natürlich nicht; er war in Gesellschaft von zwei Damen, die prächtig

> gekleidet waren und wie ich glaube, muß er einen hohen Posten haben, wenigstens sah ich ein Band in seinem Knopfloche.

August und Mathilde wären noch glücklicher, wenn ihre Ehe nicht kinderlos bliebe und der alte Hendrik fühlt sich in seiner Erwartung betrogen, einst die Kinder seines Herrn auf den Knieen wiegen zu können, doch erfreut er sich desto mehr an dem lieben Knaben Eduard.

Frank ist noch unverheirathet, die Oekonomie ist sein Lieblingsstudium.

Eduard sieht in dem Kolonel seinen Vater. Daß August van Bergen einst Junker van Reissenburg war, ist nur Mathilden und Hendrik bekannt. Für Alle Andere, ausgenommen meine Leser, bleibt dieß ein Geheimniß.

IOTHECA
GIA
NSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vries, Johannes <<de>>,

Amsterdams Geheimnisse

Bd.: 9/12

Stuttgart 1845

L.eleg.g. 16 t-17,1,1/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573134-5